



Vom Webstuhl der Zeit.



Vom Webstuhl der Zeit.

Vier Novellen

von

Claire von Glümer.



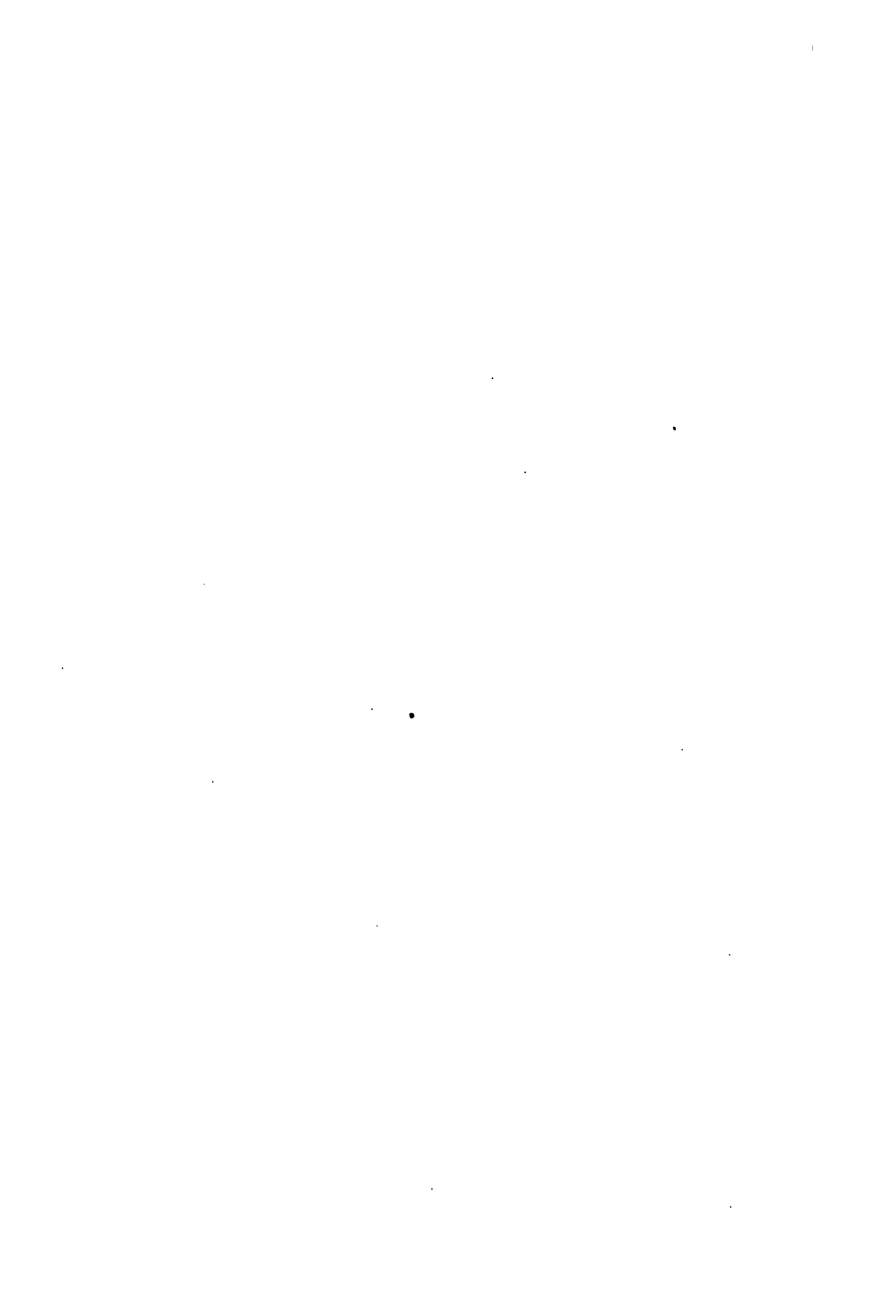
Dresden & Leipzig,
Verlag von Heinrich Minden.
1882.

Druck der Lehmann'schen Buchdruckerei, Dresden=N.

Inhalt.



Gesühnt.



I.

Der Courierzug war angekommen; Omnibusse standen bereit, die Aussteigenden nach den Gasthöfen der kleinen Hafenstadt zu bringen; aber es war erst Mitte Mai, der Zuzug nach dem nahegelegenen, vielbesuchten Ostseebade hatte noch nicht begonnen und beinahe leer rasselten die Wagen nach der Stadt zurück.

In einem derselben, der die Aufschrift „Zum goldenen Anker" trug, saßen nur zwei Damen in Trauer. Die ältere, eine zarte Gestalt mit feinem, blassem Gesicht, lehnte sichtlich erschöpft zwischen Plaidbündeln und Reisetaschen, während die jüngere, ein schönes, blondes Mädchen, bald rechts, bald links aus dem Fenster sah. Endlich wendete sie sich zu ihrer Gefährtin und sagte:

„Mütterchen, sieh nur, wie hübsch es hier ist — wie still und freundlich: so recht zum Gesundwerden. Ganz heimisch mußt Du Dich hier fühlen."

Die blasse Frau fuhr auf.

„Heimisch fühlen!" wiederholte sie, und in die mattblauen Augen kam ein Ausdruck der Angst; „was willst Du damit sagen?"

„Mein armes Mütterchen, wie nervös Du noch immer bist!" antwortete das junge Mädchen, indem sie sich vorbeugte und die Hand der Mutter liebkosend zwischen ihre beiden Hände nahm. „Ich meinte nur, die breiten Straßen mit den kleinen, weißen Häusern, vor denen hin und wieder Bäume stehen, müßten Dich an unsere Wohnung in Hoboken erinnern."

„Ja, es ist möglich ... Du kannst Recht haben, liebe Käthe," sagte die Mutter und warf einen zerstreuten Blick aus dem Wagenfenster; dann zog sie den Schleier herunter und sank mit einem Seufzer in ihre frühere Stellung zurück.

Die Tochter sah sie bekümmert an; aber jetzt bog der Wagen um die Straßenecke auf einen Platz, der, an drei Seiten von Häusern umschlossen, an der vierten vom Hafen begrenzt war. Ein Gewirr von Masten zeichnete sich auf dem Goldgrunde des Abendhimmels ab.

Käthe brach in einen Freudenruf aus: „Das Meer! dort drüben ist das Meer!" sagte sie. „Wie lange haben wir es entbehren müssen! ... Sieh, dort kommen Fischerboote nach Haus ... und das Schiff da drüben macht sich bereit, in See zu stechen —

hörst Du, wie die Matrosen singen? — Und hier steht ein ganzer Trupp Theerjacken beisammen. Mütterchen, wie glücklich bin ich, Dich hier zu haben und dem düstern Berlin entronnen zu sein!“

Der Wagen hielt vor einem alten Hause, durch dessen Einfahrt ein winkliger, nicht allzu saubrer Hof sichtbar wurde. Ein Kellner stürzte herbei, den Damen beim Aussteigen zu helfen.

„Die für Mrs. Brown bestellten Zimmer,“ sagte das junge Mädchen, bot der Mutter den Arm und führte sie sorgsam die schmale, knarrende Holztreppe hinauf und über einen Gang, an dessen Ende der Kellner ein Zimmer mit altmodisch dürftiger Einrichtung öffnete. Dumpfige Luft schlug den Eintretenden entgegen.

„Liebe Mutter, hier kannst Du nicht wohnen!“ rief Käthe, und zu dem Kellner gewendet, fügte sie vorwurfsvoll hinzu: „Ich habe gute Zimmer bestellt!“

„Zu dienen, es sind unsere besten,“ gab er in gereiztem Tone zur Antwort. „Gnädige Frau wollen sich gefälligst überzeugen: Mittelsalon, Schlafzimmer rechts und links, ausgezeichnete Betten, Federmatratzen ..“

„Schon gut, lassen Sie das Gepäck heraufbringen,“ fiel die ältere Dame ein, und während sich der Kellner mit unmuthigem Serviettenschwenken entfernte, sank sie in die Sophaecke, zog fröstelnd ihr Tuch um die

Schultern und sah mit starren Augen wie rathlos umher.

Die Tochter, die inzwischen beide Fenster geöffnet und den Platz, auf den sie hinausgingen, mit raschem Blick überflogen hatte, trat an ihre Seite.

„Du fühlst Dich hier unbehaglich, liebe Mutter," sagte sie; „es soll nicht lange dauern; morgen quartieren wir uns um. Dort drüben steht ein neues, stattliches Hotel ... wie bist Du nur dazu gekommen, dies elende Wirthshaus zu wählen? — ‚Zum goldenen Anker' — es klingt gleich nach dem, was es ist."

„Zu meiner Zeit war es das beste," gab die Mutter zerstreut zur Antwort.

„Zu Deiner Zeit!" wiederholte das junge Mädchen. „Du bist schon hier gewesen? — warum hast Du mir das nie gesagt?"

„Liebe Käthe, quäle mich nicht mit Fragen," fiel die Mutter ungeduldig ein. „Laß Thee bringen und packe das Nöthige aus, so daß ich mich gleich zurückziehen kann."

Käthe gehorchte. Nach kurzer Zeit war der Theetisch servirt; die Mutter rührte die Speisen kaum an. Bald saß sie in sich zusammengesunken, wie in Gedanken verloren; bald sah sie mit unruhigen Blicken umher, und die Hände griffen nach diesem und jenem. Plötzlich stand sie auf.

„Ich möchte mich niederlegen," sagte sie; „aber

was fange ich mit Dir an? Hast Du etwas zu lesen?“

„Sorge Dich nicht um mich, ich werde schreiben,“ antwortete das junge Mädchen. „Martins haben gebeten, ihnen gleich Nachricht zu geben, wie Du die Reise überstanden hast.“

Die Mutter zog die Brauen zusammen.

„Liebe Käthe,“ sagte sie, „ich habe natürlich nichts dagegen, daß Du den Wunsch der guten Leute erfüllst, aber zu einer fortgesetzten Korrespondenz zwischen Euch möchte ich es nicht kommen sehen. Die Frau eines Subalternbeamten, die möblirte Zimmer vermiethet, ist kein Verkehr für Dich.“

Käthe sah die Mutter mit großen, erstaunten Augen an.

„Ich bin der Frau so sehr, sehr viel Dank schuldig,“ sagte sie. „Was hätte ich in dem wildfremden Berlin ohne ihre Hülfe angefangen? Wie manche Nacht hat sie an Deinem Bette mit mir gewacht, wie unermüdlich für uns Beide gesorgt ...“

„Ja, ja, das Alles weiß ich,“ fiel die Mutter ein; „ich habe mich auch nach Kräften dankbar bewiesen ... Du magst hin und wieder schreiben, wenn es Dir Bedürfniß ist ... was ich wünsche, ist nur ... wir sind nun einmal nicht mehr in Amerika, wo Schuster und Schneider zu den höchsten Staatsämtern

gelangen können. Die verschiedenen Rangklassen sind hier zu Lande scharf abgegrenzt."

„Aber warum sollen wir uns danach richten?" rief Käthe, indem sie mit einer ihr eigenen stolzen Bewegung den Kopf erhob. „Wir gehören ja doch in keine dieser Rangklassen hinein."

Die Mutter wechselte die Farbe.

„Was willst Du damit sagen?" fragte sie gereizt. „Wozu sind wir denn herübergekommen? — Glaubst Du etwa, daß wir Deines Vaters Wunsch und Absicht erfüllen, wenn wir uns damit begnügen, auf deutschem Boden zu stehen? — Unsern Verwandten haben wir uns anzuschließen, haben Rücksicht zu nehmen auf ihre Position ..."

„Mütterchen, Mütterchen, rege Dich nicht so auf!" bat die Tochter. „Du machst Dich wieder krank. Ich habe Dich nicht erzürnen wollen und werde gewiß Alles thun ..."

„Nun, so fange damit an, in Deinen Freundschaften exclusiver zu sein," fiel ihr die Mutter ins Wort, indem sie dem Schlafzimmer zuging. „Gute Nacht!" fügte sie, über die Schwelle tretend, in milderem Tone hinzu, wies Käthe, die ihr folgen wollte, mit einer Handbewegung zurück, schloß die Thür und schob den Riegel vor.

Bestürzt blieb Käthe einen Augenblick stehen. Nie war die Mutter so heftig und ungerecht gewesen.

Auf Verwandte sollte Käthe Rücksicht nehmen, von deren Dasein und Lebensstellung sie nie gehört hatte, und exclusiver in ihren Freundschaften sollte sie sein! Wußte denn die Mutter nicht, daß sie von Kindheit an nur einen Freund und Vertrauten gehabt hatte, den Vater, der vor acht Monaten gestorben war?

Sie setzte sich an das offene Fenster und sah in den verglimmenden Abendschein hinaus. Die Herzenseinsamkeit, in der sie des Vaters Tod zurückgelassen hatte, kam ihr zum Bewußtsein, wie lange nicht, denn in der Sorge um die kranke Mutter hatte sie seit Wochen und Monaten sich selbst vergessen. Nun drangen Sehnsucht und Erinnerung um so mächtiger auf sie ein. Sie sah des Vaters edle Züge wieder, das gütige, Vertrauen erweckende Lächeln, die geistsprühenden Augen. Sie rief sich zurück, wie er sie, so lange sie denken konnte, geistig und körperlich behütet hatte, wie er sie mehr und mehr an seinem inneren Leben Theil nehmen ließ und sie endlich seinen „guten Kameraden" zu nennen pflegte.

Sie hatte sich Mühe gegeben, den Namen zu verdienen, indem sie sich nach Kräften in seine Interessen und Arbeiten einlebte. Tage lang begleitete sie ihn zu Fuß, zu Wagen oder zu Pferde, wenn er den ärmeren Theil seiner Kranken besuchte, oder ging in seinem Auftrage Trost und Hülfe zu bringen, sorgte für seine Bequemlichkeit im Hause, las mit ihm und

half ihm seinen Blumengarten pflegen. Die Mutter kränkelte seit Jahren. „Sie hat Heimweh, die Aermste," hatte der Vater geantwortet, als ihn Käthe eines Tages nach dem Grunde ihrer Leiden gefragt. „Sag' nicht, daß wir es wissen," hatte er hinzugefügt, „es ist besser, daß sie sich uns gegenüber zu beherrschen sucht." — Ob er nicht ahnte, daß sie sich bei diesem Verschweigen und Vertuschen mehr und mehr von einander verlieren mußten? — Käthe hatte die Empfindung dafür, noch ehe sie es mit dem Verstande begriff, und fühlte sich dadurch um so mehr getrieben, dem Vater Alles zuzutragen, was sie bewegte und beschäftigte: jede Empfindung, jeden Gedanken, jedes kleine Erlebniß.

Auch von der einen Begegnung, die trotz ihrer Flüchtigkeit so tiefen Eindruck auf sie gemacht, hatte sie ihm erzählt, leider nur schriftlich, und was er darüber dachte, hatte sie nicht mehr erfahren. O, daß sie von ihm gegangen war, zum ersten Mal im Leben! Aber er selbst hatte es so gewollt, vielleicht in Voraussicht dessen, was geschah.

Ein Bekannter, der mehrere Meilen landeinwärts eine Farm besaß, war gekommen, hatte Käthe, wie schon oft, aufgefordert, seine Frau und Töchter zu besuchen, und zu ihrer Ueberraschung hatte diesmal der Vater die Einladung für sie angenommen.

Sie wäre lieber zu Haus geblieben, aber der

Vater bestand auf seinem Willen. „Eine Luftveränderung wird Dir gut thun," sagte er; „wenn ich irgend kann, hole ich Dich in ein paar Wochen wieder ab." So mußte sie denn gehorchen, gab sich Mühe, zu verbergen, wie schwer es ihr fiel, und bis der Augenblick des Abschieds kam, gelang es ihr. Nun aber war es mit ihrer Selbstbeherrschung zu Ende. In Thränen ausbrechend, wollte sie dem Vater um den Hals fallen; er schob sie jedoch sanft zurück, drückte ihr die Hand, sagte lächelnd: „Sei tapfer, mein braver Kamerad!" und hob sie in den Wagen. Noch einmal nickte er ihr zu; noch einmal sah sie in die leuchtenden, blauen Augen, aus denen plötzlich aller Glanz verschwand. Die Pferde zogen an. „Leb' wohl, Kind!" rief er ihr nach; das war der letzte Gruß, den sie von der geliebten Stimme hören sollte.

Aber ahnungslos fuhr sie an der Seite ihres Gastfreundes dahin. Schon in der Unterhaltung mit ihm verklang die Wehmuth des Abschieds, und dann kam sie in ein heitres, kinderreiches Haus, wurde von Alt und Jung herzlich aufgenommen und lernte zum ersten Mal die Schönheit des Landlebens kennen.

Einige Tage waren so vergangen, da klang Jubel durch das Haus. Der älteste Sohn war von seiner europäischen Tour zurückgekommen. Er brachte einen jungen Deutschen mit, den er während der Ueberfahrt kennen gelernt hatte; „the most glorious fellow",

wie er behauptete, und Käthe gab ihm Recht. Sie fand etwas von ihrem Vater in dem hochgewachsenen, blonden Deutschen, mit dem ernsten, stolzen Munde und den hellen Kinderaugen.

Nur wenige Tage waren sie zusammen, dann mußte er fort nach Chicago, wohin ihn wichtige Geschäfte riefen. Sobald sie geordnet waren, wollte er wieder kommen. „Darf ich hoffen, Sie dann noch hier zu finden, Miß Brown?“ fragte er beim Abschiednehmen. „Und wenn nicht, darf ich Sie dann in Ihrem elterlichen Hause aufsuchen?“ — Sie hatte ohne Besinnen ja gesagt; erst als er fort war, fiel es ihr schwer aufs Herz, daß ihr Vater so viel als möglich jede Berührung mit seinen Landsleuten vermied. Nach dem Grunde zu fragen, hatte sie nie gewagt, aber sie wußte — woher hätte sie nie zu sagen vermocht; wahrscheinlich hatte sie es in frühester Kinderzeit aus unbewachten Aeußerungen der Eltern erfahren — sie wußte, daß ihr Vater, wie so viele Andere, im Jahre 1848 aus Deutschland geflüchtet und daß ihm die Mutter gegen den Willen der Ihrigen gefolgt war. Von der Vergangenheit hatten Beide nie mit Käthe gesprochen; aber alle Märchen, welche die Mutter erzählte, spielten in Deutschland, und des Vaters liebste Erholung, als die Tochter heranwuchs, war, deutsche Bücher mit ihr zu lesen, ihr die Schönheit der Muttersprache — die reichste, seelenvollste,

kräftigste Sprache der Welt nannte er sie — zum Verständniß zu bringen, und immer waren die Nachrichten aus Deutschland das Erste, das er in jeder Zeitung las. So war eine Art Erbheimweh auf die Tochter übergegangen — ein Gefühl, das zwar nicht stark genug war, ihr die Sonne des fremden Landes zu verdunkeln, das aber doch ein festes Einwurzeln im fremden Boden verhinderte und den Träumen und Wünschen der jungen Seele die Richtung gab.

So glaubte sie denn anfangs auch, daß die Bewegung, die sie beim Anblick des jungen Deutschen gefühlt hatte und die mit jeder Stunde des Beisammenseins gewachsen war, nur dem fernen, gemeinsamen Vaterlande gelten könne, als dessen Verkörperung er ihr erschien, und mit zagendem Herzen fragte sie sich, ob der Vater auch ihm sein Haus verschließen würde?

Sie schrieb dem Vater ebenso rückhaltslos, wie sie mit ihm zu sprechen pflegte. Noch hatte sie keine Zeile von ihm erhalten — das Briefschreiben war ihm verhaßt —, aber nun m u ß t e er antworten, oder er kam wohl selbst und holte sie heim. Sie hatte ihm gesagt, wie vereinsamt sie sich plötzlich unter den fremden Menschen fühle und wie sie danach verlange, wieder bei ihm zu sein.

Aber er kam nicht, schrieb auch nicht. Endlich wurde ihr ein Brief der Mutter gebracht, der nur

die wenigen, mit zitternder Hand geschriebenen Zeilen enthielt:

„Dein Vater ist krank, und ich weiß mir nicht zu helfen. Er will nicht, daß Du herkommst, so lange er die Blattern hat, die hier fürchterlich wüthen. Um Dich davor zu bewahren, hat er Dich fortgeschickt, und wenn ich mir vorstelle, daß auch Du krank werden könntest, möchte ich verzweifeln. Dein Vater ist seit gestern bewußtlos; Dr. Harper zuckt die Achseln. Ich weiß nicht, was ich Dir rathen soll. Thue, was Du für das Beste hältst — krank werden darfst Du aber nicht, also warte lieber auf den nächsten Brief Deiner unglücklichen Mutter."

Käthe konnte nicht warten! Vergebens suchten ihre Gastfreunde sie zurückzuhalten, sie bat so lange, bis der Hausherr anspannen ließ, und dann gab sie dem Kutscher, was sie an Geld besaß, damit er die Pferde schneller, immer schneller vorwärts trieb.

Es war umsonst! der Vater war todt, als sie ankam, und Mutter und Arzt ließen sie nicht über die Schwelle des Sterbezimmers. „Wenn Du mich lieb hast, gehst Du gleich mit mir fort," bat die Mutter. „Dr. Harper wird hier alles besorgen — laß uns gehen. Du erfüllst damit den letzten Wunsch Deines Vaters, der in seinen Fieberphantasien beständig wiederholte: ‚Käthe soll nicht kommen — ich will es nicht!'"

Käthe fügte sich. Nun sie den Vater entbehren mußte, war ihr alles Andere gleichgültig. Sie zogen in ein Boardinghouse in Brooklyn, aber die Mutter hielt es dort nicht aus. Sehnsüchtiger als je verlangte sie nach der Heimath zurück. Auch der Verstorbene hatte in seinem Testamente die Uebersiedelung nach Deutschland befürwortet; sobald die Vermögensverhältnisse geordnet waren, traten Mutter und Tochter die Reise an und waren Ende Oktober in Berlin.

„Ich glaube, daß Du Dich hier leichter einleben wirst als in einer kleinen Stadt," sagte die Mutter: „um so mehr, da uns hier die besten Anknüpfungen geboten sind." — Aber noch ehe sie ihre Empfehlungsbriefe abgeben konnten, wurde die Mutter krank, und so hatte Käthe von Berlin nichts kennen gelernt als einige Straßen und Plätze und die guten, freundlichen Menschen, die zufällig ihre Wirthe geworden waren.

Das Alles zog dem jungen Mädchen durch den Sinn, während sie in den verglimmenden Abendschein hinaussah, und dabei trat ihr, wie immer, wenn sie allein war, das Bild des blonden Deutschen, das sie über Meer und Land begleitet hatte, so lebendig vor Augen, als müßte sie die Hand nach ihm ausstrecken können und sagen: „Endlich, lieber Freund!" Ueberall, seitdem sie gelandet waren, hatte sie — den Einreden ihrer Vernunft zum Trotz — erwartet, ihm zu begegnen, und that das auch hier in diesem abgelegenen

Erdenwinkel. Es konnte ja nicht lügen, das mächtige Gefühl der Zusammengehörigkeit, das sie bei seinem Anblick gehabt hatte; er mußte nach ihr suchen, wie sie nach ihm. Hätten nur ihre Namen besseren Anhalt gegeben: Käthe Brown, Friedrich Richter, das sagte so gut wie nichts. — Aber sie war jung und frischen Herzens, und voll des Glaubens, der Berge versetzt.

* *
*

Auch die Mutter war, nachdem sie sich in ihrem Schlafzimmer eingeriegelt hatte, ans offene Fenster getreten. Bei der Ankunft hatte sie Alles nur undeutlich wie durch einen Nebel gesehen; jetzt erkannte sie den kleinen Hafenplatz, an den sich für sie tausend Erinnerungen knüpften. Bis auf das Hotel gegenüber standen die alten Häuser noch genau so da wie vor langen, langen Jahren, als die Frau, die jetzt mit frühergrautem Haar und müden Augen hier oben am Fenster lehnte, noch die kleine Christine war, die so oft als möglich der beängstigenden Stille des Vaterhauses und der Aufsicht der grämlichen Wirthschafterin entschlüpfte, um sich den Spielen der Nachbarkinder anzuschließen.

Still, wie ausgestorben sah es noch immer aus, das stattliche, durch ein Quergäßchen vom Gasthofe getrennte Haus mit dem hohen, dem Hafenplatze zu-

gekehrten Giebel, der geschlossenen Hausthür und den tief herabfallenden, schneeweißen Vorhängen hinter den Spiegelscheiben. Ob die Menschen, die dort in den tiefen, düsteren Zimmern lebten, noch immer so ruhig neben einander hergingen? ihre Schmerzen und Leidenschaften noch immer so anstandsvoll verhüllten? — Lebten sie überhaupt noch, und würden sie der Langentfernten Herz und Haus wieder öffnen, wenn sie kam wie der verlorene Sohn im Evangelium? — Was hätte sie darum gegeben, ihnen jetzt gleich in die Augen sehen zu können und das Wort der Versöhnung von ihren Lippen zu hören!

Und warum sollte sie das nicht? Warum die Qual der Ungewißheit verlängern? Das Beste war, augenblicklich zu thun, was gethan werden mußte. Wenn es mißglückte, brauchte Käthe nichts davon zu wissen — aber vielleicht waren ihr Gott und Menschen gnädig und gaben ihr und ihrem Kinde die Heimath wieder.

Mit zitternden Händen griff sie nach Hut und Regenmantel, öffnete vorsichtig die nach dem Gange führende Thür und eilte die Hintertreppe hinunter, durch den menschenleeren Hof und das Quergäßchen in den Hof des Nachbarhauses hinüber.

Auch er war leer und still; nur der Hund schoß, mit wüthendem Gebell an der Kette reißend, aus seiner Hütte, während sie, an der Hinterthür des

Hauses vorbei, an das nächste erleuchtete Fenster trat und hineinsah.

Es war noch das Comptoir von ehemals, mit den drei Pulten, der alten Wanduhr, dem Ledersopha und dem Geldschranke. Aber vergeblich suchte sie nach den bekannten Gesichtern. Nur ein sehr alter Mann mit kahlem, eckigem Schädel saß über ein Contobuch gebeugt. Jetzt hob er den Kopf; das fortgesetzte Bellen des Hundes mochte ihm auffallen. „Hellborn!“ flüsterte die Lauschende und wendete sich hastig, um zu gehen; der Muth war ihr plötzlich gesunken.

Aber es war zu spät; der alte Mann trat aus dem Hause und war, noch ehe sie das Hofthor erreichen konnte, an ihrer Seite.

„Wünschen Sie etwas? — Suchen Sie Jemand?“ fragte er höflich.

Sie wendete sich um; einen Moment sah sie ihn mit thränenvollen Augen an, dann streckte sie ihm die Hand entgegen.

„Du kennst mich wohl nicht mehr, Onkel Hellborn?“ flüsterte sie.

Auch er starrte sie an; eine jähe Röthe flog über sein hageres, runzliges Gesicht.

„Stining! ist's denn menschenmöglich — unser Fräulein Stining!“ rief er, ihre Hand fassend.

Sie schüttelte den Kopf.

„Eure Stining ja, aber nicht mehr Euer Fräulein,“

sagte sie; „ich heiße Mrs. Brown, bin Georg's Frau ... seine Wittwe!" Bei diesen Worten brach sie in Thränen aus.

„Weinen Sie nicht so, weinen Sie nicht so!" bat der alte Mann. „Noch dazu hier auf dem Hofe ... wenn uns Jemand sähe ... bitte, kommen Sie mit in's Comptoir, da können wir ungestört mit einander sprechen."

Ohne Widerstreben ließ sie sich von ihm führen. Immer noch weinend, setzte sie sich auf das Sopha; der Alte nahm auf seinem Schreibstuhl Platz und sah sie bekümmert an. Wie hatte sie sich verändert! und was konnte er sagen, um sie zu trösten? Rathlos drückte er die Hände zusammen. Endlich erhob sie den Kopf und trocknete die Augen.

„Sag' mir, wie steht es hier im Hause," fing sie an. „Wen finde ich noch von den Meinen? — Um Gotteswillen sag' nicht, daß ich Niemand finde!"

„Nein, nein!" antwortete der alte Mann. „Der Herr Konsul befinden sich wohl ... Sie sind, wie alle Abend, in den Klub gegangen."

„Der Herr Konsul, ist das Bruder Anton?" fragte sie.

„Ei versteht sich, wer denn sonst! Seit zehn Jahren ... nein, es muß schon länger sein, seit zwölf oder dreizehn Jahren haben der Herr Anton das Konsulat für Südamerika."

„Und meine Schwägerin?“ fiel sie ihm ins Wort. „Wie hat die arme Bertha den Tod ihres Mannes ertragen? — Ach, Hellborn, wie schrecklich ist das Alles! wie tritt es mir hier wieder nahe!“ Sie brach auf's Neue in Thränen aus.

Der Alte rieb sich wie in Verlegenheit die Hände.

„Frau Bertha,“ sagte er nach einer Pause, „Frau Bertha haben nach zwei Jahren oder so den Herrn Konsul geheirathet; Konsul sind Sie damals aber noch nicht gewesen.“

Christine fuhr auf.

„Bertha, meinen Bruder Anton geheirathet!“ rief sie. „Aber er war ihr ja geradezu verhaßt!“

Der Alte sah sich ängstlich um.

„Davon weiß ich nichts ... geht Unsereins auch nichts an,“ sagte er abweisend. Sie beachtete das nicht.

„Wie, um des Himmels willen, ist denn diese Ehe geworden?“ fragte sie; „können sich die Beiden vertragen?“

„Ich habe nie was von Unfrieden gesehen,“ antwortete Hellborn; „und als die Frau Konsul vor nun bald fünf Jahren gestorben sind, haben sich der Herr Konsul gar nicht zufrieden geben können.“

Christine wechselte die Farbe. „Bertha todt!“ flüsterte sie vor sich hin. Sie und die Schwägerin hatten sich nicht geliebt, aber es that ihr doch weh, sie nicht wiederzufinden.

„Was ist aus den Kindern geworden?“ fragte sie nach einer Pause.

„Die Töchter sind verheirathet, gut verheirathet,“ gab Hellborn zur Antwort. „Die älteste in Hamburg, die zweite in Danzig und der junge Herr Friedrich sind hier im Geschäft — ein Prachtmensch, klug und schön, wie sein Herr Vater selig, und ebenso gut.“

Christinens Gesicht verdüsterte sich.

„Gut! Bruder Richard gut!“ sagte sie bitter. „Gegen mich ist er das nie gewesen. Und schön? — Von der Mutter wird er die Schönheit haben; sie ist Brauneck'sches Erbgut. Auch meiner Tochter ist es zu Theil geworden ... Aber ich muß fort,“ fügte sie hinzu, indem sie aufstand. „Wenn Käthe meine Abwesenheit bemerkte... Nur eins noch, Hellborn: wie denkt mein Bruder über mich? ist er versöhnlich gestimmt?“

Auch der alte Mann war aufgestanden.

„Ja, wer das zu sagen wüßte!“ antwortete er mit traurigem Kopfschütteln. „Keiner hat jemals errathen können, wie der Herr Konsul denken, und gesprochen haben Sie niemals von den alten bösen Geschichten ... nicht mit mir und nicht mit den Kindern. Die haben mich die erste Zeit schrecklich geplagt, daß ich ihnen sagen sollte, wo ihre Tante Stining geblieben wäre. Am meisten der Friedrich;

der war ja schon zwischen fünf und sechs Jahre alt, als das Unglück passirt ist."

Christine hatte ihm mit thränenvollen Augen zugehört; als er schwieg, faßte sie seine Hand.

„Du bist immer in diesem unglücklichen Hause der Freund der Kinder gewesen," sagte sie. „Weißt Du noch, wie auch ich in allen Bedrängnissen bei Onkel Hellborn Hülfe suchte? — Das thue ich jetzt wieder ... steh' mir bei, ich bitte Dich! ... sprich für mich mit meinem Bruder."

„Ich!" rief der alte Mann mit dem Ausdruck des Schreckens. „Nein Fräulein ... gnädige Frau wollt' ich sagen ... Sie werden das viel besser verstehen ... wissen viel besser die rechten Worte zu finden."

Sie schüttelte den Kopf.

„Nicht eins, Hellborn, ich versichere Dich," unterbrach sie ihn. „Wenn ich mir vorstelle, wie mich die hellen, kalten, mitleidslosen Augen ansehen werden, erstirbt mir der Laut in der Kehle... Lieber, bester, einziger Freund ... wirklich der einzige, den ich habe, Du mußt mir zu Hülfe kommen."

Er trocknete sich die Augen.

„Ja, was soll ich denn aber sagen?" fragte er mit gepreßter Stimme. „Damals, als das Unglück geschehen war, haben der Herr Konsul gedroht, mich auf der Stelle fortzuschicken, wenn ich mich unterstände,

mit einer Menschenseele davon zu sprechen, oder wenn ich auch nur Ihren Namen oder den des Herrn von Brauneck über die Lippen brächte. Und nun sollt' ich mit dem Herrn Konsul selber ... nein, nein! dazu hab' ich nicht das Herz ..."

„Du wirst es finden, mir zu Liebe," fiel sie dringend ein. „Besinne Dich ..., Du brauchst die alten, schrecklichen Erlebnisse nicht zu berühren. Sage meinem Bruder einfach, daß ich gekommen bin, alt und müde, um meine letzten Lebensjahre in der Heimath zuzubringen und meinem Kinde eine Familie zu geben. Sag' ihm, daß ich Wittwe bin, daß Georg als hochangesehener Arzt in New-York gelebt und gewirkt hat, daß ihm seine Thätigkeit, seine Güte, seine offene Hand, die Liebe Aller erworben haben, mit denen er in Berührung gekommen, und daß er als ein Opfer seines Berufs gestorben ist ..."

In diesem Augenblicke klang ein schriller Glockenton durch die Stille des Hauses.

„Der Herr Konsul!" rief Hellborn. „Wenn Sie nun selbst mit ihm sprächen."

Aber Christine stand schon an der Thür.

„Nein, nein, ich kann es nicht!" gab sie hastig zur Antwort. „Führe Du meine Sache und bring' mir Bescheid ... drüben im goldenen Anker, Mrs. Brown ..." Mit diesen Worten eilte sie hinaus.

Es war höchste Zeit; Hellborn, der ihr gefolgt

war, hatte eben die Hausthür hinter ihr geschlossen, als der Konsul, der den Eingang des Comptoirs erreicht hatte, mit scharfer Stimme fragte:

„Wer ging da fort?"

Hellborn kam langsam näher. Seine Kniee zitterten; er rang vergebens nach Athem und blieb, nachdem er dem Konsul in das Comptoir gefolgt war, an der Thüre stehen.

„Nun, haben Sie meine Frage nicht gehört?" rief der Konsul, und sich umwendend, fügte er hinzu: „Wie sehen Sie denn aus? . . . was giebt es denn?"

„Herr Konsul," stammelte Hellborn, sich gewaltsam zusammennehmend. „Die Dame, die da eben fortging . . . es war . . . es waren des Herrn Konsuls Schwester!" und auf den nächsten Stuhl sinkend, trocknete sich der alte Mann den Angstschweiß von der Stirn.

Das blasse Gesicht des Konsuls wurde aschfarben und die hellen, kalten, vorquellenden Augen — Christine hatte sie mit Recht mitleidslose Augen genannt — schienen noch weiter aus dem Kopfe zu treten.

„Ich habe keine Schwester!" sagte er hart, ging an sein Pult, nahm die dort liegenden, mit der Abendpost gekommenen Briefe zur Hand, sah die Adressen an und legte sie wieder hin.

„Was wollte die Person?" fragte er dann, ohne sich umzuwenden. „Eine Bettelei natürlich?"

„Das glaube ich nicht," antwortete Hellborn.

Der Konsul drehte sich hastig um.

„Nun, was denn?" herrschte er den Alten an. „Nehmen Sie gefälligst Ihre Lebensgeister zusammen."

„Erlauben der Herr Konsul," bat Hellborn, „ich werde versuchen, mich genau auf das zu besinnen, was mir unser ... was mir die Dame aufgetragen hat. Ja nun weiß ich's wieder ... ich sollte sagen, sie wäre gekommen, um ihre letzten Lebenstage in der Heimath zu beschließen und ihrer Tochter eine Familie zu geben ..."

Der Konsul lachte höhnisch auf.

„Nicht übel!" sagte er, „sich und ihre Brut hier in das warme behagliche Nest setzen ... und was weiter?"

„Ich sollte noch sagen," fuhr Hellborn fort, „daß Herr Georg in New-York große Kundschaft als Arzt gefunden hat, und daß er in seinem Berufe gestorben ist ..."

„So! ist der Bursche todt!" sagte der Konsul mit leiser, tonloser Stimme, und ein boshaftes Lächeln zuckte um die schmalen, blassen Lippen; dann ging er, wie er zu thun pflegte, mit gebeugtem Kopfe und emporgezogenen Schultern, die Hände auf dem Rücken verschränkt, ein paar Mal in dem langen, schmalen Zimmer auf und nieder. Plötzlich blieb er vor Hellborn stehen; der Alte, der mit auf die Knie

gestemmten Händen, in Gedanken versunken, dasaß, fuhr in die Höhe.

„Was habt Ihr weiter miteinander ausgemacht?“ fragte der Prinzipal. „Wird die Person wiederkommen, mir vielleicht irgend wo auflauern? Daß Sie mir nicht zu solchen Dingen die Hand bieten, Hellborn, oder ...“ Ein Blick vervollständigte die Drohung.

„Nein, Herr Konsul, gewiß nicht, es ist von dergleichen gar nicht die Rede gewesen,“ antwortete der alte Mann noch verschüchterter als bisher. „Nur daß ich ihr Bescheid bringen sollte, hat sie gebeten; aber wenn der Herr Konsul nicht erlauben ...“

„Gewiß, Bescheid sollen Sie ihr bringen, und merken Sie auf, daß Sie ordentlich ausrichten, was ich Ihnen auftrage. Ich mache Sie dafür verantwortlich, wenn die Person mich weiter belästigt. Erfrecht sie sich noch einmal, mein Haus zu betreten, oder schreibt sie mir, oder sucht sie sich auf irgend eine andere Art an- und einzudrängen, so sind Sie auf der Stelle entlassen. Das sagen Sie ihr und sorgen Sie, daß die Person so bald als möglich von hier verschwindet.“

Hellborn war aufgestanden. „Herr Konsul,“ begann er mit zitternder Stimme. Der Prinzipal ließ ihn nicht weiter sprechen.

„Still, Hellborn; Sie haben nur anzuhören,

was ich Ihnen auftrage ... Sie sagen der Person ... wo hat sie sich denn einquartiert?"

„Im goldenen Anker ..."

„Ich wußte es ja!" rief der Konsul. „Von dort aus kann sie mein Kommen und Gehen beobachten und wird mir nächstens in den Weg laufen. Aber das soll nicht sein, und ebenso wenig gebe ich zu, daß sie, unter meinem Namen oder als Frau von Brauneck auftretend, die Zungen der Stadt in Bewegung setzt."

„Sie nennt sich Mrs. Brown," sagte Hellborn.

„So ... also hat sie's doch nicht gewagt!" murmelte der Konsul, indem er seine Wanderung wieder antrat. Hellborn sah ihm nach; das glattrasirte Gesicht mit den Fischaugen und dem zurückweichenden Kinn hatte wieder seinen gewöhnlichen Ausdruck frostiger Gleichgültigkeit und behielt ihn auch, als der Konsul abermals vor dem Alten stehen blieb.

„Merken Sie auf," sagte er in scharfem Tone. „Sie werden Mrs. Brown erzählen, daß vor beinahe zweiundzwanzig Jahren der Mann, den meine Schwester abgöttisch liebte, sich eines Doppelverbrechens schuldig gemacht hat und geflüchtet ist. In Verzweiflung darüber hat sich das arme Mädchen den Tod gegeben. Ihr Hut ist am Ufer des damals

hoch angeschwollenen Flüßchens, das unseren Garten begrenzt, gefunden worden, und ein Stück ihres Tuches hing an den Weiden am Ufer. Die ganze Stadt hat an dem Trauerfall Theil genommen, und wenn wir auch die Leiche nicht gefunden haben, weil sie von der heftigen Strömung ins Meer getragen ist, so steht doch der Name der Verunglückten auf der Gedenktafel unserer Familiengruft, und nur eine Betrügerin kann sich denselben anmaßen."

Während dieser Auseinandersetzung hatte Hellborn den Prinzipal mit immer größer und ängstlicher werdenden Augen angesehen; als derselbe schwieg, sagte der alte Mann:

„Aber, Herr Konsul, das ist doch nur der Leute wegen so angestellt ... und ich habe doch aus Gothenburg den Brief bekommen und dem Herrn Konsul eingehändigt ... den Brief, in dem Fräulein Stining schrieben, daß sie mit Herrn Georg geflüchtet wären ... und daß ..."

„Unsinn!" fiel der Konsul ein, und seine Augen hefteten sich mit bösem Blick auf die des alten Mannes. „Ich weiß nichts von dem Briefe, will nichts davon wissen und rathe Ihnen, reinen Mund zu halten, denn Sie haben nicht den mindesten Beweis für Ihre Behauptung. Machen Sie das Ihrer Fremden klar ... Gute Nacht!"

„Wünsche geruhsame Nacht!“ antwortete Hellborn, indem er mit zitternder Hand nach der Thürklinke griff; der Prinzipal rief ihn zurück.

„Sagten Sie nicht, daß die Fremde Georg Brauneck's Wittwe ist und daß sie ein Kind hat?“ fragte er.

„Jawohl, Herr Konsul,“ antwortete der Alte; „eine Tochter. Sie soll ein schönes Mädchen sein ... ihrem Vater ähnlich ...“

„Gut denn,“ fiel ihm der Prinzipal ins Wort, „für dies Kind, die Bruderstochter meiner verstorbenen Frau, bin ich bereit etwas zu thun. Aber nur unter der Bedingung, daß Mutter und Tochter sich verpflichten, unverzüglich nach Amerika zurückzukehren und sich nicht wieder hier sehen zu lassen, auch keinerlei Ansprüche mehr an mich oder meine Erben zu machen. Bieten Sie 3000 Thaler, 5000 meinetwegen, aber sorgen Sie, daß die Sache schnell und in der Stille geordnet wird.“

Eine Handbewegung entließ den Alten, und wie im Traume stieg er die Treppe zu der Dachkammer hinauf, die er seit einigen vierzig Jahren hier im Hause bewohnte.

* *
*

Am nächsten Morgen wurde Käthe gleich nach dem Frühstück von der Mutter aufgefordert, ins Freie zu gehen.

„Du sollst Deine gute alte Gewohnheit wieder aufnehmen," sagte sie; als Käthe zur Antwort gab, sie wolle damit warten, bis sich die Mutter in behaglicherer Umgebung befände, erklärte diese, sie fühle sich hier vollkommen wohl, und war über den sanften Widerspruch der Tochter so gereizt, daß sich das junge Mädchen augenblicklich zum Fortgehen rüstete.

„Bleib' draußen, so lange es Dir gefällt, liebes Kind," sagte die Mutter beim Abschied. „Du hast meinetwegen so lange im Käfig gesessen; nun sollst Du wieder Deine Freiheit haben wie sonst!"

Käthe vermochte sich eines Lächelns über die anbefohlene Freiheit nicht zu erwehren; aber als sie aus der dunkeln Einfahrt des Gasthauses in den Sonnenschein des frischen Maimorgens hinaustrat, gab sie der Mutter Recht. Ja, sie hatte entbehrt und athmete auf wie lange nicht, während sie — ungewiß, wohin sie ihre Schritte lenken sollte — einen Augenblick stehen blieb. Gleichgültig streifte ihr Blick einen alten Mann, der aus dem Giebelhause zur Linken kam; er dagegen starrte sie an und riß, als er an ihr vorbeiging, um ins Haus zu treten, den Hut vom Kopfe. Sie dankte, freundlich-verwundert, wendete sich dann

aber, ohne ihn weiter zu beachten, dem Hafen zu und ging raschen, elastischen Schrittes am Quai entlang.

Hellborn war stehen geblieben und sah ihr nach.

„Wie Frau Bertha, als sie noch jung und glücklich war," dachte er, und indem er, der Weisung des Kellners folgend, in die erste Etage hinaufstieg, fragte er sich selbst, ob es nicht möglich wäre, daß der Konsul durch die Aehnlichkeit des schönen Mädchens mit seiner verstorbenen Frau gerührt und bestimmt würde, sich mit der Schwester zu versöhnen. Jedenfalls wollte er sie auf diese Möglichkeit vertrösten. Sie ohne Trost und Hoffnung abzuweisen, brachte er nicht über das Herz. Vielleicht fanden sich Mittel und Wege, Onkel und Nichte zusammenzuführen. Er selbst konnte freilich, nach den gestrigen Drohungen des Prinzipals, nichts dazu thun; aber vielleicht wußte Stining, wie er sie noch immer nannte, einen Rath, oder ihre schöne Tochter, die mit so fröhlicher Zuversicht ins Leben zu sehen schien. Und nun stand er an der bezeichneten Thür und scheute sich zu klopfen: aber schon wurde sie von innen geöffnet.

„Endlich, Hellborn! was bringst Du mir?" fragte eine blasse Frau mit grauem Haar, in welcher er noch schwerer als am Abend zuvor die Christine von ehemals wiederfand. „Nichts Gutes, wie ich sehe!" fügte sie schmerzlich hinzu, während er, ihren Blick vermeidend, über die Schwelle stolperte. Und dann

drückte sie die Thür ins Schloß, und im Gange war nichts zu hören als leises Stimmengemurmel.

Als die Thür wieder geöffnet wurde, drückte Christine, die Hellborn das Geleit gab, das Taschentuch an die Augen. Der Alte blieb auf der Schwelle stehen.

„Weinen Sie nicht so ... o bitte, weinen Sie nicht so ... es kann ja noch Alles gut werden," sagte er. „Sie ziehen nach Fischdorf, wo es viel schöner ist als in der Stadt, und wo Sie doch so nahe bleiben, daß Sie immer Bescheid haben können, wie es hier steht. Der Herr Konsul haben Zeit, den ersten Zorn und Schrecken zu verwinden, und vielleicht entschließen Sie sich, an unseren jungen Herrn zu schreiben. Wenn irgend Jemand den Herrn Konsul herumkriegen kann, so ist's der Herr Friedrich ..."

„Laß es gut sein, lieber Hellborn," fiel sie ihm ins Wort, indem sie sich die Augen trocknete. „Du willst mich trösten, aber im Grunde weißt Du, daß Alles umsonst ist. Oder hast Du auch ein einziges Mal erlebt, daß mein Bruder eine Meinung geändert, einen Befehl zurückgenommen hätte?"

Hellborn nahm seufzend den Hut aus einer Hand in die andere und sah vor sich nieder.

„Siehst Du wohl, Du kannst mir nicht widersprechen," fuhr sie in steigender Erregung fort. „Das einzig Richtige wäre, ich machte mich auf und ginge, so weit mich meine Füße tragen wollten ... Aber

wie soll ich das meiner Käthe erklären? und wo sollen wir heimisch werden, nachdem Georg von uns gegangen ist, wenn nicht hier? ... Was meinst Du ... wenn ich nun ohne Weiteres mit meinem Kinde hinüberginge?"

„Um Gotteswillen nicht!" rief der alte Mann. „Sie hätten ja auch im letzten Augenblick nicht die Courage dazu ... und was sollte denn aus mir werden? — Nein, gehen Sie nach Fischdorf ... bitte, thun Sie das!"

„Du hast Recht, ich muß auch an Dich denken," sagte sie mit bittrem Lächeln. „Ich gehe also nach Fischdorf; wenn Du nicht zu viel dabei wagst, kommst Du wohl mal heraus ... auf der Post kannst Du meine Wohnung erfragen. Leb' wohl und verzeih', daß ich Dich belästigt habe."

Sie wollte ins Zimmer zurücktreten, er faßte ihre Hand.

„Nein, nein, sprechen Sie nicht so, als ob Sie mich nicht mehr für Ihren alten, treuen Hellborn hielten," bat er mit zitternder Stimme. „Es ist mir leid genug, daß ich so wenig thun kann ... Wenn Sie doch mal an Herrn Friedrich schreiben wollten ..."

„Um noch einen zu erschrecken, der sich vor Anton fürchtet!" fiel sie ihm ins Wort. „Laß nur, ich werde mich schon in die Dinge finden ..."

Auf der Treppe wurden Schritte hörbar. Sie nickte dem Alten noch einmal zu, schloß die Thür und er ging langsam, mit trauriger Miene fort. Sie war ungerecht; er hätte ihr ja gern beigestanden, aber was konnte er thun? und was konnte überhaupt aus der ganzen unglücklichen Geschichte werden? — Wenn sie sich doch entschließen wollte, dem jungen Herrn zu schreiben. Der war ebenso gut als klug, und was das Fürchten anbetraf — Hellborn lächelte trotz aller Betrübniß, als er sich das vorzustellen suchte — nein, sich fürchten konnte Herr Friedrich nicht; hatte das schon als Kind nicht gethan; hatte aller Welt, auch dem finsteren Stiefvater, mit lachendem Freimuth ins Gesicht gesehen. Und jetzt, nun er selbst ein Mann war, hatte der Konsul mehr Respekt vor ihm, als vor jedem Anderen, und wenn ihn seine Tante Christine nur einmal sehen könnte, würde sie gewiß Vertrauen fassen. So aber... Plötzlich athmete der Alte auf. Ja, das war ein guter Gedanke! wenn sie es nicht thun wollte, konnte er den jungen Herrn ins Vertrauen ziehen. Schade, daß derselbe von seinem Ausflug nach Berlin noch nicht zurückgekommen war, sonst hätte er der Tante noch vor der Uebersiedelung nach Fischdorf ein Wort des Trostes sagen können. Aber morgen kam er gewiß nach Haus; vielleicht heute schon ... Und wenn auch er nichts erreichte, was bei dem Starrsinn des Konsuls immer-

hin möglich war, nun, so hatte doch Hellborn nicht mehr allein der armen Christine gegenüber die Verantwortung zu tragen.

Um vieles zuversichtlicher, als er gegangen war, kam er in das Giebelhaus zurück; der Konsul saß bereits im Comptoir an seinem Pulte.

„Haben Sie meinen Auftrag ausgeführt?“ fragte er, ohne aufzusehen, während der Alte Hut und Ueberzieher ablegte.

„Jawohl, Herr Konsul; die Damen werden noch heute abreisen,“ gab er zur Antwort. Daß diese Reise nur bis nach Fischdorf ging, hielt er nicht für nöthig zu sagen.

Der Konsul richtete sich auf. „Ich wußt' es ja!“ murmelte er vor sich hin; und laut mit häßlichem Lächeln fügte er hinzu: „Wie viel verlangt die Person? — Sie können es gleich hinüberschaffen.“

Hellborn schüttelte mit stiller Schadenfreude den Kopf.

„Nein, Herr Konsul, von einer Abfindung hat unser ... hat die Dame nichts wissen wollen,“ antwortete er. „Herr Georg hätte für sie und seine Tochter ausreichend gesorgt; sie wäre nicht als Bettlerin gekommen ...“

„Redensarten!“ fiel der Konsul ein. „Sie sind ungeschickt gewesen, Hellborn! ... Ich wünsche nicht ... es soll nicht heißen ... Sie werden in Erfahrung

bringen, wohin die Fremde von hier aus gegangen ist . . . die Geldgeschichte muß durchaus geordnet werden: aber es hat keine Eile . . . Sie können jetzt an Ihre Arbeit gehen."

Mit diesen Worten beugte er sich wieder über seine Briefe. Hellborn der in dem Gedanken Muth faßte, daß ihm auch in dieser neuen Schwierigkeit der junge Herr zu Hülfe kommen würde, setzte sich ebenfalls an sein Pult, und in Beider Händen fuhren die Federn so gleichmäßig kritzelnd über das Papier, als ob Alles im alten, gewohnten Geleise geblieben wäre.

Um so unruhvoller gestaltete sich der Tag für Christine und ihre Tochter. Als Käthe vom Spaziergange zurückkehrte, war der Wagen nach Fischdorf bestellt. Die Mutter erklärte, daß sie es nicht einen Tag länger hier auszuhalten vermöge; Käthe, die von jeher gewöhnt war, sich den Launen der kränklichen Frau anzupassen, that, was in ihren Kräften lag, den Aufbruch zu beschleunigen, und als sie nach einstündiger Fahrt ihr Ziel erreicht hatten, begann ein langes Wohnungssuchen, bei dem die Mutter seltsam unentschlossen, beinahe zaghaft war.

„Wie sich Fischdorf verändert hat; es ist nicht wiederzuerkennen!" sagte sie mit sichtlichem Unbehagen, sobald sie in den Badeort einfuhren. „Von diesen großen Hotels, diesen eleganten Villen war nicht die Rede, als ich es kannte; damals war es ein Schiffer-

und Fischerdorf; jetzt ist es anspruchsvoll und langweilig geworden.“ Und unfähig, den Nachklang der letzten schmerzlichen Erlebnisse ganz in sich zu verschließen, fügte sie hinzu: „Wären wir doch nie hierher gekommen!“

Käthe suchte sie zu beruhigen. Sie brauchten ja nicht mitten im Lärmen und Treiben der Badegesellschaft zu wohnen, sagte sie; in dem weitgedehnten Orte, dessen Häuser auf und zwischen schönbewaldeten Dünen zerstreut lagen, wären sicherlich auch Einsamkeit und Stille zu finden; danach wollten sie suchen.

Aber so viele stille Waldwinkel sie auch fanden, immer schien es der Mutter nicht einsam genug. Eine krankhafte Scheu, beobachtet, erkannt, ihrem Bruder verrathen zu werden, war über sie gekommen. Jetzt war es noch ziemlich still in den Straßen; die meisten Läden waren noch geschlossen, an den meisten Häusern hingen noch die Wohnungszettel. Wenn aber erst alle diese großen und kleinen Gebäude bewohnt wurden, aus allen diesen Fenstern neugierige Augen sahen, konnte jeder Schritt durch die Dorfgassen neue Gefahren bringen. Was sie fürchtete, machte sie sich nicht klar; aber ebenso ungestüm, wie sie gestern danach verlangt hatte, dem Bruder zu begegnen, fühlte sie sich jetzt getrieben, sich und Käthe seinen Augen zu entziehen. Und Käthe war so auffallend in ihrer frischen, kraftvollen Schönheit, erinnerte so sehr an

ihren Vater und seine Schwester Bertha, die Beide hier in der Gegend gewiß noch in vieler Menschen Erinnerung lebten. Wie war es möglich, daß sie das Alles bis jetzt außer Acht gelassen hatte?

„Du wirst sehen, wir finden keine Wohnung, in der ich mich behaglich fühlen kann," sagte sie immer wieder. „Das Beste ist, wir gehen fort von hier; es giebt eine Menge Seebäder in der Nähe."

Aber Käthe, der Fischdorf von dem Berliner Arzte besonders empfohlen war, wurde nicht müde, weiter zu suchen.

„Nur Geduld, Mütterchen, es wird sich etwas finden!" gab sie immer wieder zur Antwort, ließ den Wagen bald hier, bald dort von den Hauptstraßen abbiegen und hatte wirklich den Triumph, das Haus zu entdecken, das allen Einsamkeitswünschen der Mutter genügen mußte. Am äußersten Ende des Badeortes, wo, von Buchen beschattet, alte kleine Fischerhütten stehen, lag es seitab, von Wald umgeben, die Fronte mit großen Veranden dem Meere zugewendet, traumhaft still in der Mittagssonne.

Der Wagen hielt. Von einem schwarzweißen Spitz umbellt, stiegen Mutter und Tochter die Freitreppe hinauf. Eine knixende Alte in blendend weißer Haube erschien. Sie wäre die „Kastellanin", erklärte sie voll Selbstgefühl. Die oberen Zimmer, fügte sie hinzu, ständen den Damen zu Diensten; das Erd-

geschoß müßte jederzeit für den Hauseigenthümer, den Herrn Grafen, in Bereitschaft gehalten werden, obwohl er, alt und krank, seit Jahren nicht hier gewesen wäre und auch diesen Sommer schwerlich kommen würde. Die Einrichtung war eine der besten, die sie heute gesehen; für Bedienung wollte die Kastellanin sorgen. Es ließ sich durchaus kein triftiger Grund für das Nichthierbleiben finden. Die Wohnung wurde gemiethet, und Käthe ging so emsig an das Auspacken und Einrichten, daß nach wenigen Stunden Alles geordnet war.

Sie hatte das Talent, mit Büchern und Albums, ein paar Photographien in Stellrahmen, ihrem Schreibzeug, ihrem Arbeitskästchen, den Schlummerrollen und Fußkissen, Riechfläschchen und Lichtschirmen der Mutter, der fremden Umgebung ein behagliches Ansehen zu geben. Nur Blumen fehlten noch, als sie ihr Werk überschaute; die Mutter schien im Lehnstuhl auf der Veranda zu schlummern — leise schlich Käthe fort, auch für diesen Schmuck zu sorgen.

Die Mutter schlief jedoch nicht; sie hatte nur die Augen geschlossen, um ungestört ihren Gedanken nachzuhängen. Erst jetzt, nachdem ihre Hoffnung gescheitert war, wurde sie sich bewußt, wie fest sie auf die Versöhnung mit den Ihrigen gebaut hatte, und vergebens fragte sie sich selbst, wo sie, da ihr die alte Heimath verschlossen blieb, für sich und ihre Tochter eine neue suchen sollte.

Ein Klopfen an der Thür entriß sie ihren Gedanken, und auf ihr „Herein!“ trat ein junger Mann ins Zimmer, faßte sie einen Moment scharf ins Auge, trat rasch auf sie zu und bot ihr die Hand.

„Sie sind ... Du bist Tante Stining,“ sagte er; „erkennst Du mich nicht? ich bin Dein wilder Fritz.“

Sie war aufgestanden; ihr blasses Gesicht war noch blasser geworden.

„Fritz!“ wiederholte sie, indem sie seine Hand mit ihren beiden Händen umklammerte. „Fritz, ist es möglich!“

Er drückte die zitternde Frau mit sanfter Gewalt in ihren Sessel zurück und zog einen Stuhl an ihre Seite.

„Ich hätte Dich vorbereiten sollen,“ sagte er; „aber als ich von Hellborn hörte, was vorgefallen ist, ließ es mir keine Ruhe. Sobald ich ohne Aufsehen fort konnte, bin ich hergeritten. Von dem Kutscher, der Dich gefahren hat, wußte Hellborn, wo ich Dich finden würde ... und nun sei mir herzlich, herzlich willkommen!“ Dabei faßte er wieder ihre Hand und sah ihr mit leuchtenden Augen ins Gesicht.

„Fritz, der kleine Fritz ... so groß geworden!“ flüsterte sie, ihre Thränen trocknend. „Als ob es erst gestern gewesen wäre, steht mir Alles vor Augen: die Kinderstube, Du, Deine beiden Schwestern, Deine Mutter ...“ Sie brach in Thränen aus.

„Weine nicht! auch Du bist unvergessen,“ sagte er. „Wie oft haben die Schwestern und ich von Dir gesprochen und Hellborn ...“

„Hellborn,“ fiel sie ihm ins Wort, „Hellborn ist alt und feigherzig geworden, und die Kinder, die ich lieb hatte, sind meinen Augen entwachsen, und in meinem Vaterhause ist kein Platz mehr für mich. Hast Du es nicht gehört? ... Mein Bruder verleugnet mich ... verbietet mir, seine Schwelle zu betreten.“

„Das wird er zurücknehmen!“ rief der junge Mann; „verlaß Dich darauf, ich bringe ihn dazu.“

„Versuche das lieber nicht,“ sagte sie; „Du schadest Dir, ohne mir zu nützen. Anton verzeiht es nicht, wenn man liebt, was ihm verhaßt ist. So war es mit mir und Georg, dem Hochverräther, wie er ihn verächtlich nannte.“

„Aber Onkel Georg ist nun todt,“ antwortete Friedrich; „man wird doch sein Weib und Kind nicht für das büßen lassen, was er vor zweiundzwanzig Jahren gethan hat?“

Sie schüttelte traurig den Kopf.

„Das ist es nicht allein,“ sagte sie; „vergiß nicht, daß auch ich mich versündigt habe, indem ich, gegen den Willen der Meinigen, mit Georg in die Verbannung gegangen bin.“

„Dein Wiederkommen macht das gut!“ rief der junge Mann. „Laß nur dem Vater Zeit, sich zu be-

sinnen. Er ist weder so kalt noch so unbeugsam, wie er gewöhnlich erscheint. Den Tod meiner Mutter hat er noch immer nicht verschmerzt; die Einsamkeit unsres Hauses ist ihm unerträglich; er wird es dankbar empfinden, wenn mit Dir und Deiner Tochter wieder Leben in die verödeten Räume kommt. Aber wo steckt denn mein Bäschen? — Hellborn sagt, sie wäre wunderschön."

„Da kommt sie eben," antwortete Christine, indem sie, sich vorbeugend, in das Zimmer sah. Käthe war mit einem mächtigen Blumenstrauß hereingetreten.

„Mütterchen, sieh doch!" fing sie fröhlich an, verstummte aber, als sie auf der Veranda einen Fremden erblickte.

„Komm nur, Dir steht eine Freude bevor," sagte die Mutter. „Dein Vetter, Friedrich Richter ..."

Ein Jubelruf des jungen Mannes übertönte ihre Worte. Auf Käthe zustürzend, die den Blumenstrauß fallen ließ, faßte er ihre beiden Hände.

„Ist es möglich ... Sie, Sie Miß Kate!" stieß er hervor.

Sie schüttelte lachend den Kopf, während ihr Thränen ins Auge traten.

„Nicht Miß Kate, ein deutsches Fräulein Käthe," sagte sie, sich gewaltsam bezwingend, und während sie ihm die Hände entzog, fügte sie, sich zur Mutter wendend, hinzu: „Ich habe Dir von einem Deutschen

erzählt, den ich bei Barkers in Oakwood-Farm kennen lernte — das ist er.“

* * *

Sie hatten sich viel zu erzählen, während sie auf der Veranda zusammensaßen: Käthe vom Tode des Vaters und Allem, was darauf gefolgt war; Friedrich von seinen vergeblichen Anstrengungen, sie zu finden, da sie in der Betäubung des Schmerzes versäumt hatte, den Freunden in Oakwood-Farm von ihrem veränderten Aufenthalt Nachricht zu geben. Er hatte endlich nach Europa zurückkehren müssen, sich aber brieflich wiederholt nach ihr erkundigt und endlich erfahren, daß auch sie nach Europa gegangen war.

„Seitdem habe ich täglich auf eine Begegnung gewartet, denn wiederfinden mußten wir uns!“ fügte er mit einem Aufleuchten der blauen Augen hinzu, vor dem Käthe die ihrigen niederschlug, während die Mutter beglückt von Einem zum Andern sah und sich selbst nicht gestehen wollte, welche Zukunftshoffnungen plötzlich in ihr erwachten. Dazu sang und klang es fern und nah von Vogelstimmen und Meeresrauschen; Sonnenlicht spielte durch frischbelaubte, leichtbewegte Baumwipfel und blitzte in Millionen Funken auf der blauen, wallenden Wasserfläche; eine Fischerflotte mit rothen Segeln zog vorüber; Möven wiegten sich in der Luft und auf den Wellen; ein frischer Hauch wehte vom Meere herüber und mischte sich mit dem

würzigen Tannengeruch des nahen Dickichts und dem Duft des Blumenstraußes, den Käthe auf den Tisch der Veranda gestellt hatte... Wer hätte in solcher Umgebung nicht von Liebe, Glück und „Frieden auf Erden" geträumt!

Aber von Dauer ist das Träumen nur für junge Herzen; die Frau im weißen Haar erwachte schnell wieder zum Gefühl der Wirklichkeit. Während Friedrich schilderte, wie er sich für das lange Suchen schadlos halten und wohin er Tante und Cousine zu Wasser und zu Lande führen wolle, wurden ihre Augen wie ihre Gedanken immer trüber, und endlich war sie nicht mehr im Stande, sich zu beherrschen.

„Vergiß Deinen Vater nicht," sagte sie; „wenn er von Deinem Verkehr mit uns erfährt, wird er ihm schnell genug ein Ende machen."

Käthe sah verwundert, fragend auf; Friedrich widersprach.

„Liebe Tante, was sind das für melancholische Gedanken!" rief er. „Du wirst Dich mit meinem Stiefvater versöhnen, davon bin ich überzeugt. Und selbst wenn ich mich täuschte, so bin ich doch kein Kind mehr und kann mir meine Freunde selber wählen."

In Christine's Augen kam wieder der ängstliche Ausdruck, den Käthe seit gestern schon mehrmals darin gesehen hatte.

„Er duldet es nicht, glaube mir, er duldet es

nicht!" antwortete sie; „und wenn Du seinem Willen Trotz bieten wolltest, ich könnte das nicht wünschen, für Dich nicht und für uns nicht; ich habe schon zu schwer unter solchen Mißhelligkeiten gelitten."

In dieser Stimmung blieb sie, trotz aller Mühe, die sich Friedrich gab, sie zu beruhigen. Als er beim Abschiednehmen sagte: „Ich komme morgen wieder und kann Dir dann vielleicht schon gute Nachricht bringen," bat sie seufzend, er möge sich keine Mühe geben, es wäre doch Alles umsonst. Sie hätte seit der Botschaft von heute Morgen jede Hoffnung verloren.

„Dazu ist noch kein Grund vorhanden," sagte er. „Noch hast Du ja so gut wie nichts versucht... der alte Hellborn ist nicht zu rechnen. Denk' an den Spruch: ‚Man muß helfen, wenn Gott gutes Korn machen soll.' — Wir Alle wollen helfen!"

Mit diesen Worten reichte er Mutter und Tochter die Hand; die Tante schlug zögernd, Käthe voll Zuversicht ein. Aber als er gegangen war, wurde auch sie verzagt. Was hatten alle die Anspielungen zu bedeuten, die sie nicht verstand? was war der Mutter kürzlich widerfahren, das sie so muthlos gemacht hatte? und wie war es möglich, daß sie der Tochter etwas verschwieg, das so tief in ihr Leben einzugreifen schien?

Es war, als ob die Mutter ihre Gedanken er-

rathen hätte; als Käthe zu ihr ins Zimmer trat, wo sie sich auf das Ruhebett gelegt hatte, sagte sie:

„Setze Dich zu mir, ich will Dir eine Geschichte erzählen, die Du endlich wissen mußt. Deine verwunderten, fragenden Blicke haben mir heute mehr als einmal wehe gethan."

Käthe setzte sich, und die Mutter fing mit leiser, beinahe tonloser Stimme zu erzählen an.

„Hast Du gestern oder heute das alte Haus bemerkt, das durch ein Quergäßchen vom goldenen Anker getrennt ist und seinen verschnörkelten Giebel dem Hafenplatze zukehrt?" fragte sie. „Das ist mein Vaterhaus. Ich war ein Nachkömmling der Familie; meine Brüder, Richard und Anton, waren vierundzwanzig und dreiundzwanzig Jahr alt, als ich geboren wurde. Die Mutter starb wenige Monate nach meiner Geburt, der Vater, als ich drei Jahre alt war; von Miethlingen gepflegt, von den Brüdern kaum beachtet, an Liebe darbend, wuchs ich auf, bis ich das Glück hatte, Georg Brauneck zu begegnen.

„Als ob es gestern gewesen wäre, steht mir Alles vor Augen, und doch werde ich damals nicht viel über sieben Jahre alt gewesen sein. Ich war, wie ich so oft zu thun pflegte, meiner Wärterin entschlüpft, um mich den Spielen der Nachbarkinder anzuschließen, war von der Hafenmauer in's Wasser gefallen und der

zwölfjährige Georg, der zufällig des Weges kam, hatte mich gerettet.

„Von Stund' an gewann mein Leben eine andere Gestalt. Die unzuverlässige Wärterin, die zugleich meinen Brüdern die Wirthschaft führte, wurde entlassen, und Georg's Mutter entschloß sich, zu uns zu ziehen, um über mich und das Hauswesen Aufsicht zu führen.

„Sie stammte aus einer armen, altadeligen Familie, war eine Schönheit und machte eine sogenannte glänzende Partie, das heißt, sie heirathete den Erbherrn von Brauneck, einen jungen, schönen, reichen Kavalier, der sie sehr unglücklich machte und sich nach etwa zehnjähriger Ehe eine Kugel vor den Kopf schoß, nachdem er sein Vermögen in unwürdiger Weise vergeudet hatte. Seitdem lebte Frau von Brauneck in unserem Städtchen, stickte für Geld, um die paar tausend Thaler, die ihren Kindern geblieben waren, nicht angreifen zu müssen, und nahm die Zuflucht, die ihr in unserem Hause geboten wurde, dankbar an.

„Ihre Tochter Bertha dagegen, ein schönes, stolzes, damals schon erwachsenes Mädchen, war nicht damit einverstanden. Vom Morgen bis zum Abend saß sie in ihrem Giebelstübchen am Fenster und stickte. Sie wollte, wie sie sagte, weder reicher Leute Magd sein noch Almosen annehmen. Bei den Mahlzeiten saß sie stumm, mit niedergeschlagenen Augen, und gab, wenn

sie angeredet wurde, kurze, abweisende Antworten. Meine Brüder behandelten sie mit großer Förmlichkeit, die bei Anton — wie das selbst meine Kinderaugen erkannten — etwas Spöttisches hatte. Ich habe nie ein Herz zu ihr fassen können, und sie beachtete mich kaum.

„Um so liebevoller, wahrhaft mütterlich behandelte mich ihre Mutter, eine sanfte, stille Frau mit schönen, traurigen Augen. Ich glaube, die schwärmerische Zärtlichkeit, die ich für ihren Liebling, ihren Georg, empfand, war das Band zwischen uns. Er war bei einem Lehrer in Kost gegeben, kam aber täglich in unser Haus, spielte mit mir, beaufsichtigte meine Schularbeiten, neckte mich, erzog und verzog mich. Wie er als Mann war: sprühend von Geist und Leben, gütig, zuverlässig, enthusiastisch, thatkräftig, so war er schon als Knabe. Meine Bewunderung für ihn kannte keine Grenzen. Als ich vom heiligen Georg, dem Drachentödter, hörte, war ich überzeugt, daß ihm m e i n Georg vollkommen ebenbürtig sei.

„Aber ich habe Dir noch nichts von meinen Brüdern gesagt. In der ersten Kindheit blieben sie mir, wie ich schon angedeutet habe, fern und fremd, und auch später, als mit Frau von Brauneck eine Art Familienleben in unser Haus gekommen war, wurde mein Verhältniß zu ihnen kein erquickliches. Ihr ernstes, gemessenes Wesen bedrückte mich, und ihre beständige Mahnung: ‚Christine, das schickt sich nicht!‘ nahm mir

alle Unbefangenheit. Im Ganzen kümmerten sie sich nur wenig um mich. Frau von Brauneck — Tante Julie, wie ich sie nannte — hatte freie Hand, mir Alles zu gewähren, was der Tochter eines wohlhabenden Hauses zukam. Daß ein Kind der Liebe bedarf, ahnten sie nicht oder hatten nicht Zeit, sich darum zu kümmern. Sie galten für ausgezeichnete Geschäftsleute; man rühmte ihnen nach, daß sie den guten Namen ihrer Firma unter den schwierigsten Verhältnissen vor jedem Makel bewahrt und dabei ihr Vermögen von Jahr zu Jahr vergrößert hätten. So standen sie denn in hoher Achtung und bekleideten, trotz ihrer Jugend, schon damals allerlei Ehrenämter. Georg pflegte sie die Großväter der Stadt zu nennen. Bis er in unser Haus kam, hätte ich nicht für möglich gehalten, daß man anders als mit scheuer Ehrfurcht von meinen Brüdern zu sprechen vermöchte. Nun war es mir wie eine Erlösung, daß auch sie, wie andere Menschen, beurtheilt, getadelt werden konnten. ‚Dieser widerwärtige Anton mit seiner spöttischen Arroganz,‘ sagte Bertha eines Abends zu ihrer Mutter, als sie nicht bemerkt hatte, daß ich im Zimmer war. ‚Wenn Richard sich nicht so viel Mühe gäbe, die Impertinenzen seines Bruders gut zu machen, so wäre ich längst davongelaufen.‘ Ich habe diesen Ausspruch behalten, weil ich — so sonderbar Dir das vorkommen mag — erst durch ihn auf die große Verschiedenheit der

Brüder aufmerksam geworden bin. Richard war mit seiner stattlichen Größe, seinen schönen Haaren und Zähnen, dem wohlgepflegten Bart und der gesunden Farbe beinahe ein hübscher Mann zu nennen; er hielt auf elegante Toilette und hatte etwas Sicheres, Weltmännisches in Haltung und Benehmen. Anton dagegen war klein und dürftig von Gestalt, häßlich und der geborene Kleinstädter. Er war vielleicht nicht hochmüthiger als Richard, nicht härter gegen seine Untergebenen, nicht schroffer in seinen Urtheilen. Aber eine scharfe Stimme, ein spöttischer Zug um den großen Mund mit den eingekniffenen Lippen, vor Allem der kalte Blick der vortretenden glanzlosen, hellgrauen Augen ließen ihn viel unliebenswürdiger erscheinen als den älteren Bruder.

„Jahre vergingen. Das Zusammenleben mit Georg wurde mir zur Gewohnheit. Daß es jemals anders werden könnte, kam mir nicht in den Sinn. Plötzlich hieß es, ein Vetter seines Vaters wolle die Sorge für ihn übernehmen, bis er als Offizier auf eigenen Füßen stehen könne. Die Mutter war überglücklich. Bertha schien förmlich gewachsen; Georg aber erklärte, davon könne nun und nimmer die Rede sein. Das Leben des armen Offiziers wäre eine Kette von Entbehrungen; außerdem hätte er keine Lust zum Soldaten — er wolle und müsse Medizin studiren; sein kleines väterliches Erbtheil würde dazu ausreichen.

Die Mutter bat und weinte; Bertha war empört. ‚Du bist nicht werth, ein Brauneck zu sein; die unpassende Umgebung hat Dich heruntergebracht,‘ sagte sie und war seitdem noch hochmüthiger als bisher. Georg aber blieb dabei: er könne nicht anders, er müsse Medizin studiren. Das schrieb er auch seinem Verwandten und fügte auf dringendes Bitten der Mutter hinzu, daß er ihm für seinen Beistand auf diesem Lebenswege herzlich dankbar sein würde. Der Vetter war jedoch Bertha's Ansicht und erklärte: ein Brauneck könne und dürfe nur Soldat sein, und damit waren diese Verhandlungen abgethan.

„Mit achtzehn Jahren ging Georg zur Universität. Mir war, als ob mir das Herz brechen sollte. ‚Wie kannst Du so vergnügt sein!‘ rief ich, unfähig, mich zu beherrschen, als er kam, um Abschied zu nehmen. ‚Du bist ein falscher, kaltherziger Mensch, bist nicht werth, daß ich Dich lieb habe.‘ Da sah er mich mit seinen leuchtenden Augen an und sagte: ‚Du wirst schon sehen, daß ich Deine Liebe verdiene; ich werde arbeiten, so viel ich nur kann, und wenn ich Doktor bin, heirathen wir uns.‘ Von Stund' an — ich war damals dreizehn Jahr alt — betrachtete ich mich als seine Braut, und ich weiß, daß er so wenig wie ich jemals auch nur einen Augenblick an dem Ernst unseres Verlöbnisses gezweifelt hat.

„Wir schrieben uns — unschuldige Kinderbriefe, die durch die Hände seiner Mutter gingen. Aber dann wurde sie krank; es war noch im ersten Semester seiner Studienzeit, und ehe wir nur zum Bewußtsein einer Gefahr gekommen, war sie todt. Georg kam zum Begräbniß — es war ein trauriges Wiedersehen —, und dann fragte er seine Schwester, was Sie nun anfangen wolle? und sie antwortete, daß sie meinen Bruder Richard heirathen würde. ‚Ich habe mich Jahre lang gesträubt gegen seine Wünsche und gegen mein eigenes Herz,‘ sagte sie und weinte, wie ich nie geglaubt hätte, daß sie weinen könnte. — Sie ging dann auf einige Zeit zu der Familie eines Geschäftsfreundes der Brüder. ‚Der Braut des reichen Kaufherrn stehen so und so viel Häuser offen; der armen Bertha Brauneck würde sich Niemand angenommen haben,‘ sagte sie bitter. Und dann war die Hochzeit, und Bertha saß fortan am Fenster der großen Wohnstube, trug Schmuck und seidene Kleider, und alle Honoratioren der Stadt erwiderten den Besuch des jungen Paares.

„Uebrigens ging das Leben im alten Geleise fort. Mir und Bruder Anton kam Bertha nicht näher, und selbst der Verkehr mit ihrem Manne blieb von einer Förmlichkeit, die mich beängstigte. So viel als möglich hielt ich mich von dem Familienkreise fern, saß in meinem Stübchen oder später, als die Kinder

geboren waren, in der Kinderstube, und die Geschwister schienen auch mich noch immer für ein Kind zu halten.

„Nach vierjährigen Studien machte Georg sein Doktorexamen; auch sein Militairjahr hatte er in diesem Zeitraume abgedient. In den Ferien war er fast immer bei uns gewesen — obwohl die Aufnahme, die ihm von Schwester und Schwager zu Theil wurde, nicht die freundlichste war — und während der Trennungen schrieben wir uns. Lange wußte ich nicht, ob die Geschwister unser Verhältniß ahnten; aber eines Tages erzählte mir der kleine Fritz in aller Unschuld: Mutting hätte gesagt, Vating müßte mir das Briefschreiben verbieten; aber Vating hätte gemeint, es wäre ja nur dummes Zeug.

„Wie Richard dazu kam, an Georg's Ernst und Beharrlichkeit zu zweifeln, weiß ich nicht; aber ich verstand das malitiöse Lächeln, mit dem er die Nachricht aufnahm, daß Georg auf ein Jahr nach Paris gehen wolle. Die Mittel dazu hatte er durch eine Preisschrift erworben.

„Es war ein schwerer Abschied, aber Georg sagte, diese lange, letzte Trennung wäre für seine künftige Stellung im Leben von unberechenbarem Werth. So gab ich mir denn Mühe, tapfer zu sein; Georg's Briefe halfen mir dazu, und auch dies schwere Jahr ging zu Ende.

„Kurz vor Weihnachten kam er wieder — es war 1847. Aus seinen letzten Briefen wußte ich, daß in Paris Unruhe und Unzufriedenheit herrschten; aber da er zurückkam, kümmerte mich das nicht weiter. Und nun war er da — ganz der alte, schöne, herrliche Georg! — auch seine Liebe war die alte, und doch war etwas Fremdes in ihm, das mich erschreckte: ein leidenschaftliches Interesse für politische Fragen, von denen ich nichts verstand und über die er mit den Brüdern immer heftiger und heftiger in Streit gerieth.

„Endlich kam es zu völligem Bruch. Am zweiten Weihnachtsfeiertage war es, während zur Kirche geläutet wurde. Die beiden ältesten Kinder spielten unter dem Weihnachtsbaume und hatten mich dazu gerufen. Plötzlich höre ich im Eßzimmer, wo die Anderen noch beim Frühstück saßen, einen lauter und lauter werdenden Wortwechsel; Stühle werden gerückt, Bruder Anton bricht in sein häßliches, hämisches Lachen aus und als ich bestürzt herbeieile, stehen sich die Männer gegenüber, Richard noch kälter und hochmüthiger als sonst, mit über der Brust gefalteten Armen, Anton mit höhnischem Lächeln die Hände reibend, Georg mit glühendem Gesicht und flammenden Augen, während Bertha, sich über den Tisch beugend, mit kaltem Tone sagt: ‚Du siehst wohl ein, Georg, daß hier kein Platz mehr für Dich ist!‘ — ‚Gewiß, es hätte Deiner Mahnung nicht bedurft!‘ fällt ihr Georg

ins Wort und geht hinaus. Ich folge ihm nach. ‚Georg! Georg!‘ rufe ich außer mir, seinen Arm umklammernd; er aber macht sich von mir los. ‚Nicht hier, Christine, nicht hier . . . heute Nachmittag vier Uhr in Eurem Garten!‘ flüstert er mir zu, dann fällt die Hausthür hinter ihm ins Schloß, und er hat unsere Schwelle nie mehr betreten.

„Wie ich den schrecklichen Tag verlebt habe und wie es mir gelungen ist, mich den Augen der Meinigen zu entziehen, weiß ich nicht mehr; aber um vier Uhr war ich in unserem Garten vor dem Thor. Georg wartete schon. Meinen Arm in den seinigen ziehend, führte er mich in dem beschneiten Wege längs der Mauer auf und nieder und sprach mir zu, wie nur er es konnte. Ich solle mich nicht grämen, sagte er; wenn wir fest blieben in unserer Liebe, würde Alles gut. Er ginge jetzt nach Berlin, von dort würde ich Weiteres von ihm hören. Wenn unserm Briefwechsel Schwierigkeiten in den Weg gelegt würden, solle ich mich an den Fischer Hans Hinrichs wenden, der hätte mit ihm in einem Regiment gestanden und würde sich freuen, ihm und mir einen Dienst zu leisten. — Als ich weinend fragte, wie er glauben könne, mich zu erringen, wenn er mit den Meinigen verfeindet bliebe, küßte er mir die Thränen aus den Augen. ‚Sei ruhig,‘ sagte er; ‚um Dich zu gewinnen, will ich versuchen, ob Versöhnung möglich ist; wenn nicht, so

müssen wir warten, bis du mündig wirst. ‚Nein,‘ unterbrach er sich selbst, ‚drei Jahre noch, das halt’ ich nicht aus. Wenn sie Dich mir nicht gutwillig geben, so kommst Du heimlich, so entführe ich Dich!‘ — Wer uns gesagt hätte, wie schrecklich sich dies übermüthige Wort erfüllen sollte.

„Georg hatte sich nicht getäuscht, der Verkehr mit ihm wurde mir verboten; aber ich fühlte mich so ganz als sein Eigenthum, hatte so gar kein Pietätsverhältniß zu den Brüdern, daß ich nicht einen Augenblick zu dem Bewußtsein eines Unrechts kam, als ich mit Hans Hinrichs’ Hülfe unsern Briefwechsel fortsetzte.

„Nach wenigen Wochen schrieb mir Georg, daß er im Begriff sei, nach Wien zu gehen, wohin er als Assistenzarzt an ein großes Hospital berufen war und wo wir, wie er sich ausdrückte, unser Nest bauen könnten, ohne von dem Krähengezücht unserer nordischen Heimath gestört zu werden.

„Kaum war er fort, als in Frankreich die Februarrevolution ausbrach. Den Jubel, womit er dies Ereigniß begrüßte, verstand ich nicht; denn wenn ich ihm auch diesmal, wie immer, aufs Wort glaubte, daß nun Vieles besser werden würde, im Grunde hatte ich wenig Sinn dafür. Unsere Liebe, die Sorge für unsere Zukunft war mir das Wichtigste, und auch für Georg, glaubte ich, müßte das so sein.

„Aber Männer fühlen und denken anders. — Wer das Herz auf dem rechten Fleck hätte, schrieb Georg, müsse jederzeit bereit sein, Alles für Vaterland, Recht und Freiheit hinzugeben. — Das war Mitte März, und beinahe gleichzeitig kam die Nachricht von dem Aufstande in Wien. Ich war in Todesangst, und meine Ahnung hatte mich nicht getäuscht: Georg hatte mitgekämpft und gehörte nun zu denen, die neue, bessere Zustände zu schaffen suchten.

„Es war eine merkwürdige Zeit. — Dein Vater hat Dir davon erzählt; aber wer sie nicht erlebt hat, kann sich keinen Begriff davon machen. Bald hier, bald da brach ein Aufstand los, und wo heute Blut geflossen war, wurden morgen Versöhnungsfeste gefeiert. — Und dann wurde das Frankfurter Parlament eröffnet; nicht nur enthusiastische Naturen wie Georg jubelten und hofften auf bessere Zeiten, auch ganz einfache Menschen, wie Hans Hinrichs, gingen mit Feuereifer in die Volksversammlungen. Partei nehmen mußte Jeder.

„Meine Brüder waren natürlich gegen die Bewegung und sprachen sich, ohne daß Georg's Name genannt wurde, so gehässig und verächtlich über ihn aus, daß ich mich in meinem Vaterhause mehr als je vereinsamt und unglücklich fühlte. Dazu kam nur zu bald meine wachsende Sorge um Georg. Was ich fürchtete, hätte ich nicht sagen können; es lag

auf mir wie Gewitterangst; ich fühlte das Unheil kommen.

„Im Oktober brach es herein. Wie ich es ausgehalten habe, dabei zu sitzen, während die Brüder triumphirend vorlasen, was die Zeitungen von den Wiener Schreckenstagen berichteten, und wie ich die langen, einsamen Stunden, die grauenvollen Nächte überstanden habe, in denen ich alle Gräuel des Straßenkampfes, der Belagerung, der kriegsrechtlichen Hinrichtungen vor Augen hatte, begreife ich nicht. Und dazu seit dem Ausbruch des Oktoberaufstandes keine Nachricht von Georg, als hin und wieder die Erwähnung seines Namens in den Zeitungen, wenn die Hauptanführer der Insurgenten genannt wurden — und dann auch das nicht mehr! Vielleicht war er verwundet, oder gefangen, oder todt. Ich erwartete jeden Augenblick das Schlimmste zu hören.

„Endlich, an einem nebligen Novembermorgen, geht Hans Hinrichs pfeifend an unserm Hause vorüber, ein Zeichen, daß er Nachricht für mich hat. Seine Mutter, die früher als Tagelöhnerin bei uns gearbeitet hatte, lag seit Jahren an der Gicht danieder, und meine Gewohnheit, sie zuweilen zu besuchen, kam nun Georg und mir zu statten. So ging ich denn auch jetzt zu ihr. Hans war nicht zu Haus, und unter dem Blumentopfe, wo ich sonst meine Briefe zu finden pflegte, lag nur ein Zettel

mit den Worten von Hinrichs' Hand: ‚Im Gartenhause sobald als möglich, Vorsicht!'

„Das konnte nichts Anderes heißen, als daß Georg gekommen war. Und nun da sitzen müssen und die endlosen Klagen der Kranken anhören und dann ruhigen Schrittes durch die Straßen gehen, wo mir aus so und so vielen Fenstern neugierige Augen nachblicken — und als ich endlich an der Gartenthür stehe, ist sie verschlossen, und ich habe in meiner Sehnsucht und Ungeduld nicht an den Schlüssel gedacht.

„Aber als ich rathlos dastehe und nicht weiß, was ich beginnen soll, wird vorsichtig der Laden des Gartenhauses geöffnet. ‚Komm ans Pförtchen!' ruft mir die geliebteste Stimme zu, und als ich athemlos, kaum fähig, mich aufrecht zu halten, die andere Seite des Gartens erreiche, geht die Pforte auf und Georg schließt mich in die Arme.

„Nun wußte ich nur noch, daß ich ihn wieder hatte; jubelnd und weinend hing ich an seinem Halse. Aber er war vorsichtiger als ich. ‚Still, daß uns kein Vorübergehender hört!' sagte er, verriegelte die Pforte und bat mich, ihn in das Gartenhaus zu begleiten; wir hätten viel und Wichtiges zu besprechen. Unterwegs erzählte er mir, daß er, um seine Verfolger irre zu führen, auf den seltsamsten Kreuz- und Querzügen hergekommen sei. ‚Du hättest überhaupt nicht hierher kommen sollen, wo Dich Jeder kennt!' rief

ich von plötzlicher Angst erfaßt. ‚Ich konnte nicht anders — ehe ich Deutschland und vielleicht Europa verlasse, mußte ich Dich sehen und aus Deinem Munde hören, ob Du trotz alledem an mir festhältst,‘ antwortete er, und dabei sahen mich die treuen Augen so schmerzlich fragend an, daß ich, ihm abermals um den Hals fallend, versicherte, er dürfe nie, unter keinen Umständen an mir zweifeln. ‚Was auch geschehen ist und noch geschehen kann, wir gehören zusammen,‘ fügte ich hinzu.

„Wir hatten das Gartenhaus erreicht. Es war ein Pavillon, in dessen Erdgeschoß Gartengeräthschaften, Bänke, Leitern und dergleichen aufbewahrt wurden; der obere Theil, zu dem eine steinerne Freitreppe hinaufführte, enthielt ein dürftig möblirtes Zimmer und eine durch den Flur davon getrennte Küche. Auf der Mitte der Treppe blieb Georg plötzlich stehen. ‚Was ist Dir?‘ fragte ich. ‚Nichts, man wird schreckhaft wie ein gejagtes Wild,‘ gab er zur Antwort, indem er mich die letzten Stufen hinaufführte; ‚mir war, als ob ich beim Fortgehen die Thür zugemacht hätte, nun steht sie offen; ich muß mich wohl geirrt haben.‘ — Ich zögerte, einzutreten; er lachte mich aus. ‚Nun habe ich Dich angesteckt, und wir fürchten uns wie Kinder im Walde,‘ sagte er, und in die müden Augen kam etwas von dem alten Uebermuth. ‚Komm!‘ fügte er hinzu; ‚sieh Dir mal an, wie ich

die Nacht kampirt habe; Hans Hinrichs wagte nicht, mich zu beherbergen.'

„Er hatte die Zimmerthür geöffnet und ließ mich vorangehen. Im ersten Augenblick sah ich nichts — die Läden waren geschlossen; aber Geòrg packte meinen Arm. ‚Zurück!' rief er, sich vor mich drängend; eine Gestalt trat aus dem dunkeln Hintergrunde auf uns zu.

„‚Also wirklich ... Du erfrechst Dich hierher zu kommen!' sagte Anton's hämische Stimme; in demselben Moment knarrte hinter uns die Küchenthür. Richard trat heraus und schnell auf uns zu.

„‚Christine, schämst Du Dich nicht!' rief er, die Hand nach mir ausstreckend. Georg, der meinen Arm noch immer festhielt, wich zur Seite und zog mich mit fort. Aufrecht stand er da und seine Augen blitzten im Halbdunkel.

„‚Sie hat sich nicht zu schämen,' sagte er mit zornig bebender Stimme. ‚Auch wenn sie nicht meine Braut wäre.' — Er konnte nicht weiter sprechen.

„‚Deine Braut!' riefen die Brüder wie aus einem Munde; Anton lachte laut auf, und aus dem wüsten Durcheinander ihrer Anklagen, Beschimpfungen und Drohungen wurde mir nur noch Einzelnes verständlich. Aus Habsucht sollte Georg meine Jugend und Unerfahrenheit benutzt haben, um mich an sich zu fesseln, aber er würde sich getäuscht sehen, sagten

sie; Bettler und Hochverräther nannten sie ihn, wiesen ihn fort aus unserm Hause, das durch seine Gegenwart beschmutzt würde, und drohten, ihn verhaften zu lassen, wenn er sich nicht augenblicklich aus Stadt und Umgegend entferne.

„Mit flammenden Augen, ohne ein Wort zu sagen, hatte Georg die Brüder angehört. Jetzt rief er, verächtlich die Achseln zuckend: ‚Nur zu, verrathet mich, das ist Eurer werth — und damit Ihr nicht umsonst zu suchen habt, bei Hans Hinrichs bin ich zu finden!‘ Dabei ließ er mich los und wendete sich der Thür zu; aber ich warf mich an seine Brust. Was ich wollte, weiß ich nicht; ich war außer mir.

„‚Geh' nicht so, ich ertrag' es nicht!‘ bat ich weinend, indem ich ihn mit beiden Armen umklammerte. Er ließ sich nicht halten und zog mich mit fort. Richard sprang zu und trat uns in den Weg. ‚Christine!‘ schrie er und riß mich zur Seite, daß ich halb besinnungslos hintaumelte ... und dann ...“

Die Erzählerin schwieg; sie hatte sich bei der Schilderung der letzten Scene aufgerichtet und mit weit offenen Augen vor sich hingestarrt. Jetzt schlug sie zusammenschaudernd die Hände vor das Gesicht, und ihr Aufseufzen war fast ein Stöhnen zu nennen.

Käthe sprang auf und umfaßte die Mutter. „Was ist Dir?“ rief sie erschreckt, „Du darfst nicht weiter erzählen!“

Die Mutter machte sich von ihr los.

„Laß mich, laß mich — ich muß zu Ende kommen ... es ist bald geschehen," sagte sie, und nach einer Pause fuhr sie, sich wieder in die Kissen lehnend, fort:

„Gesehen habe ich's nicht, wie das Schreckliche geschehen ist. Als mich Richard zu Boden geschleudert hatte, höre ich einen Schrei, dann noch einen, und als ich mich, noch halb betäubt, aufrichte, liegt Richard, der in seiner blinden Wuth über die Schwelle gestolpert sein mußte, am Boden — sein Blut rieselt über die Steinplatten des Flurs — Anton und Georg knieen neben ihm ... er war besinnungslos.

„Der eigenen Gefahr nicht achtend, lief Georg zum nächsten Arzt; dann schickte er Hinrichs mit ein paar anderen Männern, um den Verunglückten fortzuschaffen, er selbst kam nicht wieder. Richard wurde in die Stadt getragen; da lag er auf seinem Bette, besinnungslos, mit weit offenen Augen und warf den Kopf beständig hin und her. Gehirnerschütterung sagte der Arzt. Es war entsetzlich! und dazu die Vorwürfe, mit denen mich Anton und Bertha überhäuften, und die Angst um Georg, dessen Anwesenheit, wie ich mir sagen mußte, nun nicht länger verborgen bleiben konnte.

„Sie war jedoch schon vorher bekannt gewesen. Ich erfuhr, daß ein anonymes Billet die Brüder von Georg's Aufenthalt im Gartenhause benachrichtigt

hatte. Darauf waren sie hingegangen, ihn fortzuweisen. Und wo war er jetzt? Was hätte ich darum gegeben, es zu erfahren! Aber ich wagte nicht, zu Hans Hinrichs zu gehen, wanderte ruhelos aus einem Zimmer ins andere und fühlte mich überall fortgetrieben, bald durch Bertha's harte Worte, bald durch den herzzerreißenden Anblick des Kranken oder durch die ahnungslose Fröhlichkeit der Kinder.

„So war langsam, qualvoll der Tag zu Ende gegangen; eine finstere Nacht brach herein; ich stand am Fenster der Wohnstube; heulend fuhr der Wind über den Hafenplatz und peitschte ein Gemisch von Schnee und Regen gegen die Scheiben. Da klang plötzlich Hans Hinrichs Pfeifen vor dem Hause. — Ich war allein; Niemand gab Acht auf mich. Leise huschte ich aus dem Zimmer, der Flur war leer; leise öffnete ich die Hausthür und eilte hinaus in das Unwetter dem Pfeifenden entgegen, der eben zum zweiten Male am Hause vorüber gehen wollte. Noch ehe ich fragen konnte, sagte er mir, daß Georg in Sicherheit sei und daß er ihn noch heute fortbringen werde nach der schwedischen Küste hinüber. In seinem Auftrage wäre er gekommen, mir das mitzutheilen, sich zu erkundigen, wie es mit Richard stände und einen Abschiedsgruß für den Scheidenden zu erbitten.

„Ich aber klammerte mich an seinen Arm und beschwor ihn, mich zu Georg zu bringen. Anfangs

weigerte er sich. Georg wäre nicht mehr in der Stadt, sagte er; und das Wetter wäre zu schlecht — ich hätte ja nicht einmal einen Mantel — und was die Meinigen sagen würden, und wie ich allein bei Nacht und Nebel den Rückweg finden wolle? — Ich bat jedoch so lange, bis er sich erweichen ließ. Unter dem Kirchenportal mußte ich warten, während er den Mantel und ein Kopftuch seiner Mutter holte. So war ich unkenntlich, wenn uns Jemand begegnete, und einigermaßen gegen Wind und Regen geschützt.

„Wir eilten vorwärts, zur Stadt hinaus, an unserem Garten vorbei, die Chaussee entlang, dann rechts in den Wald, auf und ab, ohne Weg und Steg. Aber Hinrichs schien seiner Sache ganz sicher zu sein, und endlich, als wir wieder einen sandigen Abhang hinunterkletterten, hörte ich deutlich durch das Brausen des Windes das gleichmäßige Rauschen des Meeres; und dann sah ich Lichter schimmern, das mußte Waalbek sein.

„Wir steuerten darauf los; am ersten Hause — es war nur eine kleine elende Hütte — klopfte Hinrichs ans Fenster und nannte seinen Namen. ‚Komm' herein, Alles klar!' rief eine rauhe Männerstimme. Hinrichs öffnete die Hausthür, zog mich in den finsteren Gang und ließ mich dort stehen, während er in die Stube ging. ‚Alles klar!' sagte auch er, als er wieder herauskam, faßte meine Hand und führte mich

an das andere Ende des Ganges, wo er eine Thür aufstieß.

„‚Ich bin's, Herr von Brauneck, und noch Jemand,' sagte er; aber schon war ich an ihm vorbeigestürzt und warf mich aufschluchzend Georg ans Herz.

„‚Christine!' rief er in einem Tone, den ich noch immer höre, ‚Du — Du kommst zu mir!' und dann sank er, in sich zusammenbrechend, auf den nächsten Schemel und drückte die geballten Hände an die Stirn. ‚Wenn ich es ungeschehen machen könnte, mein Leben wollte ich dafür geben!' murmelte er, und dann mußt' ich berichten, wie es mit Richard stand. Ich sagte, obwohl ich es selbst nicht glaubte, daß noch nicht alle Hoffnung verloren sei; und dann fragte Georg wie am Morgen: ob ich auch jetzt noch an ihm festhalten wolle? Und ich versicherte, wie das erste Mal, daß wir — was auch geschehen sei — zusammengehörten. — Wenn ich noch hundert Mal jenen Tag mit allen seinen Schrecknissen erlebt hätte, ich hätte hundert Mal dasselbe gesagt wie damals und dasselbe gethan.

„Georg wurde nach und nach ruhiger; er sagte mir, daß er — da es gefährlich sein würde, sich in einem deutschen Hafen nach Amerika einzuschiffen — vorläufig nach Schweden übersetzen und einen Universitätsfreund aufsuchen wolle, einen Gutsbesitzer, der in der Nähe von Gothenburg lebe. Vor der Zukunft

bangte ihm nicht; wer seine Kräfte zu gebrauchen wisse, fände überall sein Brot, sagte er.

„Hinrichs kam und mahnte zum Aufbruch. Die schwatzhafte Frau des alten Peter könne jeden Augenblick nach Haus kommen, die dürfe uns hier nicht finden, fügte er hinzu. Dem Alten aber dürfe ich vertrauen; der würde mich sicher nach der Stadt zurückbringen und nie ein Wort davon verrathen.

„Georg stand auf; jetzt erst sah ich im matten Schein des Oellämpchens, daß er Schifferkleider trug. Hans Hinrichs betrachtete ihn von allen Seiten. ‚Wie ein richtiger Seemann, Herr von Brauneck,' versicherte er; ‚soll keiner verrathen, daß ein Herr Doktor dahinter steckt — noch dazu, da Sie mit Ruder und Segel Bescheid wissen wie Unsereins — diese Nacht können wir's gebrauchen.'

„Georg hatte den Südwester aufgesetzt. Eine Weile stand er wie in tiefen Gedanken, dann faßte er meine beiden Hände und fragte: ‚Christine, kannst Du zurückgehen zu denen, die mich verabscheuen und verfluchen.'

„Nein, das konnt' ich nicht! wie Todesangst überfiel es mich bei dem Gedanken.

„‚Ich gehe mit Dir! nimm mich mit!' gab ich zur Antwort; ‚in Noth und Kampf, wenn es sein muß, aber laß mich bei Dir!'

„‚Komm!‘ sagte er einfach, hüllte mich wieder in den nassen Mantel und so gingen wir hinaus in die stürmische Regennacht, einer unsicheren Zukunft entgegen.

„Georg's Freund nahm uns gastfreundlich auf. In seinem Hause wurden wir getraut, und dann schrieb ich den Meinigen und bat sie, mir zu verzeihen. — Sie haben mir nicht geantwortet; nur Hellborn, ein guter, treuer Mensch, der schon zu meines Vaters Zeiten im Geschäft gewesen war, schrieb mir, ich würde für todt ausgegeben, die Meinigen sagten, ich wäre verunglückt; in der Stadt aber flüstere man sich zu, ich hätte mich aus Verzweiflung über Georg's Schicksal ertränkt.

„Wir gingen nach Amerika; Georg's schwedischer Freund hatte ihm die Mittel dazu vorgestreckt. Noch ehe wir abreisten, erfuhren wir, daß Richard gestorben war; aber erst seit gestern weiß ich, daß Bertha meinen Bruder Anton geheirathet hat und daß auch sie seit Jahren todt ist ... und heute hat mir Anton sagen lassen, daß er mir nie vergeben hat und nie vergeben wird ... ich hätte nicht hierher kommen sollen.“

Sie drückte das Taschentuch an die Augen; Käthe umfaßte sie.

„Gieb die Hoffnung nicht auf,“ sagte sie tröstend. „Noch ist nichts verloren ... Friedrich hat versprochen, Dir zu helfen.“

Die Mutter weinte still vor sich hin.

„Ich fürchte," flüsterte sie wie mit sich selber sprechend, „ich fürchte, auch um Friedrich's willen hätten wir nicht kommen sollen!"

* * *

Käthe war am nächsten Morgen nicht so frisch und lebensmuthig wie sonst. Die Geschichte der Mutter bedrückte ihr Herz, und beständig klangen ihr die Worte: „Auch um Friedrich's willen hätten wir nicht kommen sollen," im Ohr und verbitterten ihr das Glück des Wiedersehens. Wußte sie doch nicht, ob dies Glück Friedrich werth genug war, um dafür den Kampf mit dem Stiefvater aufzunehmen. — Und stand nicht vielleicht Schwereres zwischen ihr und dem Freunde als der Haß und Starrsinn eines alten Mannes? Immer wieder stellte sie sich die Scene im Gartenhause vor und fragte sich, ob ihr die Mutter das letzte Wort darüber gesagt hätte. Aber dann stieg das Bild des Vaters vor ihr auf, und ihre Furcht erschien ihr wie eine Versündigung an seinem Andenken.

So innerlich hin und her geworfen, ging sie einsam den Strand entlang. Die Mutter hatte sie auch heute zum Morgenspaziergang fortgetrieben. Sonnenschein und Sonntagsstille lagen über Meer und Land, aber sie hatte keine Empfindung dafür.

Plötzlich klang aus der Ferne ein Ruf an ihr Ohr; achtlos ging sie weiter; aber nun klang es deut-

licher: „Käthe, Käthe!“ und als sie unwillkürlich den Kopf wendete, sah sie Friedrich mit raschen Schritten daherkommen.

Er hätte sie und die Tante zu einer Kahnfahrt abholen wollen, sagte er, so wär's jedoch noch besser. Von der Kastellanin hätte er erfahren, daß Käthe an den Strand gegangen sei, und wäre ihr nachgeeilt, ohne erst die Tante zu begrüßen. „Und nun habe ich Dich,“ fügte er hinzu — die Mutter hatte gestern verlangt, daß sie sich du nennen sollten, und wie gern hatten sie es gethan — „nun habe ich Dich; aber was ist Dir? Du bist nicht froh?“

Sie scheute sich von dem zu sprechen, was sie bedrückte, und doch war sie nicht im Stande, zu leugnen oder eine ausweichende Antwort zu geben. Friedrichs Augen schienen ihr, wie einst die des Vaters, ins Herz zu sehen. An seiner Seite weiter gehend, gab sie zur Antwort:

„Die Mutter hat mir gestern zum ersten Male von ihrer Jugend erzählt…“

„Und hat Dich mit ihren Befürchtungen angesteckt,“ fiel er ein. „Mache Dich davon los! Die Geschwister müssen sich ja versöhnen, und sie werden es um so leichter thun, wenn wir die Gespenster der vergangenen Zeiten ruhen lassen.“

„Glaubst Du nicht, daß es Gespenster giebt, die ungerufen kommen?“ fragte das junge Mädchen. „Ich

fürchte, daß die Kinder dafür büßen müssen, wenn die Eltern ein Unrecht begangen haben."

„Sagst Du das in Bezug auf uns?" fragte er.

Sie nickte; sprechen konnte sie nicht.

„Käthe, liebe Käthe, ich kenne Dich nicht wieder!" sagte er. „Daß Deine Mutter Georg Brauneck in die Verbannung gefolgt ist, hat die Ihrigen verletzen, kränken, erzürnen können, aber ein unverzeihliches Unrecht, für das wir noch büßen müßten, war es nicht."

Käthe athmete schwer. Nach einer Pause fragte sie kaum hörbar:

„Hast Du nie gehört, daß noch Anderes geschehen ist? — Ich weiß es nicht ... ich fürchte nur ... habe vielleicht falsch verstanden."

Sein Gesicht war sehr ernst geworden.

„Nein, Bestimmtes habe ich nie gehört," antwortete er. „Eine Ahnung hat mich zuweilen beschlichen, aber ich habe nicht geforscht, ob sie begründet ist. Wozu auch? Dem Besten kann es widerfahren, daß er im Augenblicke der Leidenschaft thut, was im engeren Sinne nicht gut zu machen ist — aber im weiteren Sinne wird er es gut machen. Seine Buße wird für Alles, was ihn umgiebt, zum Segen werden."

Käthe athmete auf. Ein Segen für Alles, was ihn umgab — ja, das war ihres Vaters Leben gewesen.

„Als ich Dich in Hoboken suchte,“ fuhr Friedrich nach einer Pause fort, „hörte ich, ohne Ahnung, daß er Georg Brauneck gewesen, wie unermüdlich Dein Vater im Dienste aller Nothleidenden war, ein Arzt des Leibes und der Seele. Wem ein solcher Nachruf bleibt, wem so die Armen und Hülfsbedürftigen nachweinen, der hat seinem Kinde nur Segen hinterlassen, was auch jemals geschehen sein mag.“

Käthe sah zu ihm auf; ihre Augen leuchteten durch Thränen.

„Ich danke Dir!“ flüsterte sie; „ja, so war er ... Du hast ihn erkannt ... ich danke Dir!“

Er zog ihren Arm in den seinigen, eine Weile gingen sie stumm neben einander hin; dann sagte er, und seine tiefe, klangvolle Stimme zitterte vor innerer Bewegung:

„Käthe, schon in Oakwood-Farm hatte ich die Ueberzeugung, daß wir zusammengehören, und weder die schnelle Trennung, noch die Schwierigkeit, Dich wiederzufinden, hat mich auch nur einen Augenblick darin wankend gemacht. Nun habe ich Dich wieder, ... habe ich Dich wirklich?“

Er war stehen geblieben; sie sank an sein Herz, und ihre Augen und Lippen gaben stumm selige Antwort; Sonnenschein lag über Meer und Land, und in der Ferne läuteten die Sonntagsglocken.

Als sie endlich zurückkehrten und hinter der Düne das Dach der Strandvilla auftauchte, warf ihm Käthe einen zaghaften Blick zu.

„Was wird die Mutter sagen?“ fragte sie. „Ich fürchte, sie macht sich neue Sorgen.“

„So laß uns verschweigen, daß es zwischen uns zur Aussprache gekommen ist, bis sie und mein Vater versöhnt sind,“ antwortete Friedrich. „Wie wir innerlich zu einander stehen, wird sie freilich doch erkennen, aber laß uns schweigen.“ Und nach einer Pause fügte er hinzu: „Ich hätte auch vielleicht noch nicht gesprochen, hätte Dir Zeit gelassen, Dich in die Verhältnisse zu finden, aber Deine Andeutungen haben mich erschreckt. Ich fürchtete, daß man Dich in eine falsche Ansicht der Dinge, wohl gar in ein falsches Pflichtgefühl hineinpeinigen würde. Darum mußte zwischen uns Alles fest und klar sein. Versprichst Du mir nun aber auch, Dich durch nichts und durch Niemand irre machen zu lassen?“

„Gewiß, das verspreche ich Dir!“ antwortete Käthe mit festem Händedruck.

Heiter kamen sie zu der Mutter.

„Gott sei Dank!“ sagte diese zu sich selbst, „ich habe mich gestern nicht verrathen.“ Wie es oft geschieht, half ihr die eine Sorge die andere tragen. Als sie die Augen der Tochter wieder leuchten sah, schien ihr die eigene Last leichter geworden,

und als sie von Friedrich erfuhr, daß ihr Bruder plötzlich nach Hamburg gereist sei, empfand sie die Frist, die ihr bis zu neuen Kämpfen gegeben wurde, wie eine Wohlthat.

Auch Friedrich war glücklich darüber.

„Ich habe mich oft über Schwager Leopold geärgert, aber nun soll ihm Alles, das Vergangene wie das Zukünftige, vergeben sein," sagte er. „Leopold, der Mann meiner Schwester Bertha, ist nämlich ein arger Projektenmacher; wenn er dabei ins Bodenlose geräth, fährt der Papa jedesmal hin, ihn zur Vernunft zu bringen, und das Ende vom Liede ist dann eine Reihenfolge jener Hamburger Diners, die nur ein Eingeborener ungestraft durchessen kann. — Das ist jedoch des alten Herrn eigene Sache. Wir wollen hier unsere Freiheit genießen, wie er es dort thut, und wenn er wiederkommt, ist unser verwandtschaftlicher Verkehr ein fait accompli, der sich nicht ungeschehen machen läßt. Also nicht wahr, liebe Tante — meine Geschäftsstunden muß ich selbstverständlich einhalten — aber Nachmittags darf ich herauskommen?"

Es waren glückselige Tage! Der schöne Wald am schönen Meer; ein Mai, der wirklich einmal den Namen Wonnemond verdiente; überall sprossendes, blühendes, jubelndes Frühlingsleben, und in dieser Umgebung zwei junge Herzen, die sich immer inniger verstehen lernten.

Friedrich hatte richtig geahnt: die Mutter erkannte bald, wie er und Käthe zu einander standen. Zuweilen überfiel sie eine herzbeklemmende Angst vor den Schwierigkeiten, die sich den Wünschen der Beiden entgegenstellten — aber was sollte sie thun? — An sich selbst hatte sie erfahren, daß die Liebe nicht zu lenken und zu löschen ist.

So ließ sie denn den Herzensfrühling der Tochter ungestört grünen und blühen, und das Schicksal schien dieselbe Nachsicht üben zu wollen, denn die Rückkehr des Konsuls verzögerte sich von einer Woche zur anderen.

„Schwager Leopold muß ihn mit seiner Projektenmacherei angesteckt haben," sagte Friedrich. „Sie sind mit einander nach England gereist und versprechen sich Wunderdinge. Mir ist's recht; je länger der Vater ausbleibt, um so besser für uns."

Der Mai verging, der Juni brachte Sommerwärme und Sommergäste. In allen Häusern und Häuschen Fischdorfs waren Fremde einquartiert; Damen mit aufgelöstem nassen Haar wandelten am Strande in der Morgensonne; Schaaren von Kindern spielten im feuchten Sande; Vergnügungsboote mit rothen und weißen Segeln fuhren hin und her; im Kursaale gab es Table d'hôte, Konzerte, Reunions, und alle Seltsamkeiten der Mode wurden am Strande, im Wald und auf der Düne spazieren getragen.

Käthe und ihre Mutter hielten sich von dem Allen fern; den größten Theil des Tages brachten sie auf der kühlen Veranda zu; erst wenn Friedrich kam, ging es ins Freie; auch die Mutter, die täglich kräftiger wurde, ging mit. Es gab noch einsame Plätzchen in Menge, und Friedrich hatte das Talent, sie zu finden. Da saßen sie dann, von grüner Waldesdämmerung eingehegt oder den Ausblick auf das blaue Meer genießend, erzählten von vergangenen Tagen, empfanden das stille Glück der Gegenwart und schienen die Zukunft vergessen zu haben. Es war, als lebten sie, der Wirklichkeit entrückt, im Lande der Märchen.

Aber, „es ist gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen". Eines Nachmittags, es war schon in der zweiten Juliwoche, brachte Friedrich die Nachricht, daß der Stiefvater zurückgekommen war.

„Er ist mehr als je nach den Hamburger Diners mit seiner Leber brouillirt und daher sehr übler Laune," sagte der junge Mann. „Ich habe ihm aus diesem Grunde noch keine Eröffnungen gemacht; er soll sich erst wohler fühlen.

Aber Tag um Tag verging, ohne daß sich die Laune des alten Herrn gebessert hätte. Jeden Morgen nahm sich Friedrich vor, heute mit ihm zu sprechen; sobald er ihm jedoch gegenüber saß und die Falte zwischen den Brauen noch tiefer, die Züge um den Mund noch herber fand als sonst, gab er es wieder

auf. Nicht aus Feigheit, aber weil es ihm unerträglich schien, Käthe's Namen von diesen spöttischen Lippen nennen zu hören.

Endlich kam ihm der Stiefvater zuvor.

„Was hast Du immer in Fischdorf zu suchen?" sagte er eines Mittags, nachdem die aufwartende Magd das Dessert auf den Tisch gestellt und sich entfernt hatte. „So oft ich nach Dir frage, heißt es, Du wärst hinausgeritten."

„Ich wollte längst mit Dir darüber sprechen," antwortete Friedrich; „Du hast gehört, daß Deine Schwester Wittwe geworden und wieder zurückgekommen ist; sie und ihre Tochter wohnen in Fischdorf."

„So!" sagte der Konsul mit seiner harten, leidenschaftslosen Stimme. „Das nennt Hellborn, der alte Heuchler, abgereist sein! Natürlich hat er auch die Anknüpfung zwischen Euch vermittelt."

„Einer Vermittelung hat es nicht weiter bedurft," gab Friedrich, der Hellborn nicht verrathen wollte, ausweichend zur Antwort. „Schon die Pflicht der Verwandtschaft würde mich getrieben haben, die Tante aufzusuchen; außerdem war es mir eine große Freude, sie wiederzusehen."

„So!" sagte der Konsul wieder; „und was soll nun weiter aus der Geschichte werden? — Du weißt, wir haben meine Schwester todt gesagt . . ."

„Lieber Vater,“ rief der junge Mann, „ich will nicht darüber urtheilen, ob die Komödie jemals nöthig war. Jedenfalls kann sie nicht weiter geführt werden.“

Der Konsul zuckte die Achseln.

„Sollen unsere Familienangelegenheiten zum zweiten Male zu Skandal und Stadtgespräch Anlaß geben?“ fragte er.

„Was käme darauf an!“ antwortete Friedrich. „Uebrigens weiß ich nicht, welchen Skandal Du fürchtest. Es wäre ja möglich, daß wir bis jetzt an Tante Christinens Tod geglaubt hätten. Nun ist sie Wittwe geworden, fühlt sich unglücklich in der Fremde und kommt zurück. Das Alles liegt ganz einfach, wenn wir es nur einfach nehmen wollen.“

Der Konsul hob die kalten Augen vom Teller und starrte Friedrich an.

„Darüber kannst Du nicht urtheilen,“ sagte er. „Nach dem, was geschehen ist, und wie Christine unser Haus verlassen hat, ist ihr Wiederkommen durchaus nicht so einfach, wie Du annimmst. Ich werde ihr nie verzeihen, mich nie mit ihr versöhnen ... und selbst wenn ich es wollte ... es wäre Unrecht gegen unsere Todten.“

„Unsere Todten!“ sagte Friedrich, „unsern Todten schreiben wir aufs Grab: Hier ruhet in Frieden — wenn wir das glauben, dürfen wir auch annehmen,

daß sie uns Frieden gönnen, soweit er auf Erden möglich ist."

„Und weil ich ihn haben und behalten will," rief der Konsul, indem er sich erhob, „schaffe ich mir die Ruhestörerin aus dem Wege... Und nun genug; ich will nichts weiter davon hören!"

Auch Friedrich war aufgestanden.

„Nur ein Wort noch," sagte er in seiner ruhig-bestimmten Weise. „Außer der Gemüthsfrage ist auch die geschäftliche in Betracht zu ziehen: wie steht es mit Tante Christinens Erbansprüchen?"

„Rückt sie nun doch damit heraus?" rief der Konsul spöttisch auflachend. „Natürlich hält sie sich für eine Erbin, wie man sie in der Stadt dafür gehalten hat. Aber laß Dir von Hellborn sagen, wie es beim Tode unseres Vaters um uns stand. Nur der alte gute Namen der Firma Friedrich Anton Richter hielt uns noch. Hätte unser Vater mit seinem Gehenlassen, Zaudern und dann wieder tollkühn darauf Losstürmen die Leitung der Geschäfte nur noch drei Monate in der Hand behalten, so war der Zusammensturz unvermeidlich. Frage Hellborn, was wir fanden, als wir Beiden, Richard und und ich, das Geschäft übernahmen! — Schulden und unsichere Außenstände. — Nur Richard's großem kaufmännischen Talent und unserer unermüdlichen Arbeit ist es zu danken, daß wir wieder dastehen wie in der ersten Glanzzeit

der Firma. — Das Erbtheil unserer Schwester aber war wie das unsrige gleich Null: Ansprüche an unsern Erwerb hat sie natürlich nicht zu machen. Trotzdem habe ich ihr durch Hellborn eine Geldsumme bieten lassen ... sie hat sie ausgeschlagen."

„Das weiß ich von ihr selbst," antwortete Friedrich, während der Konsul mit den Händen auf dem Rücken und gesenktem Kopfe im Zimmer auf und nieder ging. „Um Geld ist es ihr nicht zu thun, sondern um eine Heimath, um das alte Familiennest ..."

„Hat man sie daraus vertrieben, oder hat sie's aus freien Stücken aufgegeben?" schaltete der Konsul ein. Friedrich beachtete den Einwand nicht.

„Auch für uns würde das verödete Haus wieder heimisch werden, wenn Tante Christine und ihre Tochter darin wohnten," fügte er hinzu.

„Für das verödete Haus sorge Du nur selbst," gab der Stiefvater zur Antwort. „Heirathe endlich! Du weißt, ich wünsche das seit Jahren."

Friedrich war ans Fenster getreten, jetzt wendete er sich um.

„Ich bin bereit, Deinen Wunsch zu erfüllen," sagte er mit einem leisen Beben der Stimme. „Die Schwiegertochter, die ich Dir zuführen werde, ist aber Deiner Schwester Kind. In Amerika schon habe ich sie kennen gelernt; damals nannte sie sich Miß

Brown. Wir beide hatten keine Ahnung von unserer Verwandtschaft, haben uns aber damals schon geliebt ..."

„Daher pfeift der Wind!" fiel der Konsul ein, indem er vor dem Stiefsohne stehen blieb. „Und bis zur Erklärung ist's auch schon gekommen ... und meine saubere Frau Schwester hat wohl auch schon ihren Segen gegeben?"

„Wir haben sie noch nicht darum gebeten," antwortete Friedrich; „wir wollten Eure Versöhnung vorhergehen lassen."

Der Konsul lachte leise vor sich hin.

„Rücksichtsvoll, sehr rücksichtsvoll!" sagte er. „Zum Dank dafür werde ich Dir ohne Zaudern reinen Wein einschenken, Dir von vornherein erklären, daß Du auf meine Einwilligung zu dieser Heirath nie zu rechnen hast. Das ist freilich Nebensache; Du bist mündig, kannst thun und lassen, was Dir gefällt. Dem Stiefvater gegenüber ist ja ohnehin von Pflicht oder Pietät nicht die Rede ..."

„Ich glaube, lieber Vater, daß ich Dir ein guter Sohn gewesen bin," fiel Friedrich ein. „Aber vergiß nicht, daß mir auch meine Liebe Pflichten auferlegt."

„Natürlich!" rief der Konsul im spöttischen Tone. „Das ist die beliebte neumodische Heuchelei. Man wirft nicht mehr — wie es ehemals die Jugend in Uebermuth, oder Leichtsinn, oder Leidenschaft zu thun pflegte — die unbequemen Fesseln einfach ab; man

steckt sich vielmehr hinter allerhand neukreirte Pflichten, durch die man sich der alten enthoben fühlt. Bist Du in den Selbstbetrug einmal hineingerathen, so wirst Du darin immer weiter gehen. Aber wie steht es denn mit dem Mädchen ... mit Christinens Tochter, meine ich ... hat sie die Mutter lieb? kennt und befolgt sie das vierte Gebot?"

„Lerne sie nur kennen," antwortete Friedrich; „Du wirst mit ihr zufrieden sein. Ihren Vater betet sie an, die Mutter trägt sie auf Händen ..."

Der Konsul lachte wieder vor sich hin.

„Nun denn, mein Junge," sagte er, „so wird sie thun, was nöthig ist, das heißt, sie wird Dich aufgeben, denn die Einwilligung ihrer Mutter erhaltet ihr nie und nimmermehr, darauf kannst Du Dich verlassen... Ich selbst werde Christine fragen, womöglich heute noch!"

Mit diesen Worten ging er hinaus und schlug krachend die Thür hinter sich zu.

* * *

Im ersten Augenblick war Friedrich über die Abweisung bestürzt; aber dann sagte er sich selbst, daß damit nicht das letzte Wort gesprochen sei und daß, wenn es ihm heute nicht gelungen war, den mehr als zweiundzwanzigjährigen Groll des Stiefvaters zu besiegen, er darum die Hoffnung nicht aufzugeben brauche, den alten Herrn nach und nach umzustimmen.

War es nicht schon ein Schritt zum Guten, daß er sich entschlossen hatte, die Schwester zu sprechen? Deutlich stand sie Friedrich vor Augen, wie sie vor der Katastrophe gewesen war: ein elfenhaftes Geschöpf mit schwärmerischen Vergißmeinnichtaugen, glänzenden braunen Locken und feinem, rosig angehauchtem Gesichtchen. Mußte nicht das Herz des Bruders weich werden, wenn er sie bleich und vergrämt wiederfand, mit thränenmüden Augen und weißem Haar? Und wenn er dann neben ihr die schöne lebensvolle Tochter sah, für die sie Schutz und Heimath bei ihm suchte, wie konnte er anders, als Beide willkommen heißen? Je länger Friedrich darüber nachdachte, um so glaublicher erschien ihm diese Lösung.

Früher als gewöhnlich machte er sich heute auf den Weg nach Fischdorf. Er wollte dem Stiefvater zuvorkommen und Tante Christine auf seinen Besuch vorbereiten. Aber während er hinausritt, wurde ihm zweifelhaft, ob dies das Richtige sei. Möglicherweise hatte der alte Herr den im Zorn gefaßten Entschluß wieder aufgegeben; als Friedrich auf's Pferd gestiegen war, hatte er ihn im Comptoir an seinem Pulte gesehen. Und selbst wenn er kam, war es vielleicht besser, die leicht erregte Tante nicht im Voraus zu ängstigen. Auch über sein eigenes Verhalten war Friedrich unsicher. Sollte er bleiben, bis der Stiefvater herauskam? — er hätte gern das erste Zusammen-

treffen beobachtet; aber vielleicht verdroß es den Vater, wenn er ihn fand. Friedrich beschloß endlich, den Augenblick walten zu lassen, und spornte den Braunen ungeduldig an.

Drückende Schwüle lag über Strand und Meer, als er sein Ziel erreichte. Käthe, die seinen Schritt auf der Treppe erkannt hatte, kam ihm winkend entgegen, schön wie der Sommertag, in ihrem weißen Kleide, eine weiße Rose im lockigen Haar.

„Leise, leise, die Mutter scheint zu schlafen,“ flüsterte sie; „wenigstens ist sie noch in ihrem Zimmer. Komm auf die Veranda.

Arm in Arm traten sie hinaus, und für eine Weile war über das seltene Glück des Alleinseins alles Andere vergessen.

Endlich riefen sie fröhliche Stimmen, die vom Strande heraufklangen, in die Wirklichkeit zurück: Käthe machte sich aus Friedrichs Armen los, und während die Spaziergänger vorüberzogen, sah er die Geliebte prüfend an, wie sie dem Stiefvater erscheinen würde. Mehr als je fiel ihm auf, wie viel sie von seiner verstorbenen Mutter hatte: es war dieselbe hohe, edle Gestalt, nur schlanker, elastischer; dieselbe freie Haltung des Kopfes, dasselbe leichtgelockte, dunkelblonde Haar. Auch die schönen Züge glichen denen seiner Mutter. Nur in Farbe und Ausdruck waren die Gesichter verschieden. Bertha Brauneck war marmorweiß

gewesen, der feine Mund, das große Auge stolz und kalt, während Käthes frisches Gesicht von Lebenslust und Wärme durchleuchtet schien. Gewiß, sie mußte auf den ersten Blick des Onkels Herz gewinnen, wenn es ihr nur möglich war, ihn unbefangen freundlich zu begrüßen. Friedrich bereute, ihr nicht mehr von dem Stiefvater erzählt zu haben. Durch ihre Mutter hatte sie sicherlich nur von seiner Härte, seinem Starrsinn, seiner scheinbaren Lieblosigkeit gehört, und sein Aeußeres war ganz dazu angethan, jede vorgefaßte ungünstige Meinung zu bestätigen. Aber Friedrich kannte ihn anders, hatte von Kindheit auf in einem herzlichen Verhältniß zu ihm gestanden, und ebenso, davon war er überzeugt, würde sich Käthe zu ihm stellen können.

Eine leichte Hand strich über seine Stirn.

„Wo bist Du mit Deinen Gedanken?" fragte Käthe; in demselben Augenblick öffnete die Mutter ihre Thür und rief:

„Du bist da, Friedrich — bitte, komm einmal herein."

Er gehorchte; verwundert sah ihm Käthe nach. Was war geschehen, daß die Mutter mit Friedrich Heimliches zu besprechen hatte?

Was ist geschehen? hätte auch er fragen mögen, als er der Tante in das bleiche, verstörte Gesicht sah. Sie kam ihm zuvor.

„Lies!“ sagte sie, ihm ein Briefblatt reichend. Es war von seinem Stiefvater und enthielt nur die Worte:

„Ich habe mit Dir zu sprechen; sage mir, ob ich heute Nachmittag halb sechs Uhr kommen soll, das heißt, ob Du mir versprechen kannst, daß wir dann allein sind und bleiben. Auch Deine Tochter darf nicht da sein. Anton.“

„Was hast Du geantwortet?“ fragte der junge Mann.

„Daß er kommen soll,“ erwiderte sie. „Ich zählte dabei auf Dich, habe für fünf Uhr den alten Klaus mit dem Boote bestellt und bitte Dich, Käthe zu begleiten, während ich Kopfschmerzen vorschützen und hier bleiben werde... Wie habe ich ein Zusammentreffen mit Anton herbeigewünscht ... nun fürchte ich mich!“

Friedrich suchte ihr Muth einzusprechen, aber es war ihm selbst nicht wohl dabei. Daß der Stiefvater Käthe's Entfernung verlangt hatte, warf alle seine Hoffnungen über den Haufen, und es fiel ihm schwer, unbefangen zu scheinen, während er mit der Tante auf die Veranda zurückging, um die Kahnfahrt zur Sprache zu bringen.

Anfangs sträubte sich Käthe, die Mutter, die ungewöhnlich leidend aussah, allein zu lassen. Das Boot könne fortgeschickt werden, sagte sie; es wäre

ihr zu früh und zu heiß zur Wasserfahrt. Außerdem würde sie sich draußen fortwährend um die Mutter sorgen; auf der Veranda wär's am besten für sie Alle. Erst Friedrich's leise Bitte, ihm die ungestörte Plauderstunde zu gönnen, besiegte ihren Widerstand.

Das Boot kam; aber als Käthe beim Abschiednehmen fühlte, wie die Hand der Mutter zitterte und glühte, wurde sie aufs Neue unsicher, ob sie gehen dürfe. Die Mutter trieb sie jedoch beinahe unfreundlich fort, und Käthe fügte sich.

Nun schien die Mutter wieder freundlich gestimmt; sie stand auf der Veranda, als der alte Klaus vom Ufer stieß, und winkte mit dem Taschentuche, bis ihr das Boot aus den Augen entschwand.

„Gott Dank, daß die Kinder fort sind!“ murmelte sie, und doch war es ihr schrecklich, allein zu sein, wenn der Bruder kam. Sie fürchtete sich vor seinen Augen, vor dem Ton seiner Stimme, vor jedem Worte, das er sagen würde. Vielleicht kam er nicht; die von ihm bestimmte Stunde mußte längst vorüber sein.

Sie ging ins Wohnzimmer, nach der Uhr zu sehen. Eben kam ein schwerer Schritt über den Vorplatz. Jetzt wurde angeklopft. Konnte das Anton sein?

Ja, er war es! Auf ihr „Herein“ trat er in's Zimmer und blieb einen Augenblick an der Thüre stehen,

während sie sich zitternd an einen Tisch lehnte und ihn mit einer Mischung von Furcht und Rührung ansah: es war das harte, herbe Gesicht von ehedem, nur älter geworden.

Nach kurzer Pause kam er auf sie zu; sie streckte ihm die Hand entgegen; er sah es nicht oder wollte nicht sehen.

„Christine — ich hätte Dich kaum erkannt,“ sagte er, sie mit den kalten Augen fixirend; „Du hast Dich sehr verändert . . .“

„Ich habe so viel gelitten,“ antwortete sie; „erst am Heimweh . . . und dann bin ich Wittwe geworden!“ Dabei brach sie in Thränen aus.

Er stand ruhig vor ihr mit dem Hute in der Hand; nach einer Pause sagte er:

„Rege Dich nicht so auf und laß die Vergangenheit ruhen; wir haben genug mit der Gegenwart zu thun.“

Sie nahm sich gewaltsam zusammen.

„Setz' Dich!“ bat sie, die Augen trocknend, indem sie selbst auf der Chaise-longue am Mitteltische Platz nahm; er setzte sich ihr gegenüber.

„Du weißt, es ist von jeher mein Grundsatz gewesen, die Dinge beim rechten Namen zu nennen,“ fing er an. „Das thue ich auch jetzt und erkläre Dir ohne sentimentale Umschweife, daß ich mit Deiner Rückkehr sehr unzufrieden bin. Wie hast Du Dich

nach Allem, was geschehen ist, dazu entschließen können?"

„Ich sagte Dir schon, ich hatte Heimweh," gab sie schüchtern zur Antwort. „Außerdem hat es Georg gewünscht . . ."

„Georg und immer wieder Georg!" fiel der Konsul bitter ein. „Da er es wünschte, mußtest Du natürlich kommen. Wie mir dabei zu Muth ist — was geht's Dich an!"

„O Anton!" rief sie weinend, „ich hoffte, Du würdest mir verzeihen . . . ich bringe Dir meine Tochter . . ."

„Deine Tochter!" unterbrach er die Schwester; „ihretwegen hauptsächlich muß ich mit Dir sprechen, so gern ich Dir und mir dies Wiedersehen erspart hätte! — Ein unglücklicher Zufall hat sie und Friedrich schon in Amerika zusammengeführt, und sie haben sich in einander verliebt. Aber das weißt Du natürlich, und ebenso gut wird Dir bekannt sein, daß sie hier weiterspinnen, was dort begonnen hat. Natürlich weißt Du das?"

„Ich . . . ich habe es wenigstens geahnt," stammelte sie.

„Und läßt es gehen, protegirst es wohl gar?" fiel er ein. „Da hätten wir denn die alte Unglücksgeschichte zum zweiten Male! . . . Aber täusche Dich nicht — diesmal nimmt die Sache ein anderes Ende.

Friedrich ist kein Mädchenentführer ... auch habe ich ein Mittel, ihn von Deiner Tochter zu trennen, und ehe ich diese verbrecherische Neigung dulde ..."

„Anton, ich bitte Dich!" rief die Schwester mit aufgehobenen Händen, und dann fügte sie mit erzwungener Ruhe hinzu: „Versuche doch die Sache anders anzusehen. Wenn sich die Eltern gegen Euch vergangen haben, die Tochter macht es wieder gut, bringt wieder Glück und Freude in Euer Haus ..."

„Glück!" fiel er mit spöttischem Auflachen ein. „Ich danke für das Glück, die Tochter Georg's tagtäglich vor Augen zu haben. — Aber meine Empfindung ist Nebensache. Den Hauptgrund, warum von einer Heirath zwischen dem Sohne Richard's und Georg's Tochter nie und nimmer die Rede sein darf, kennst Du so gut wie ich."

„Hast Du nicht Georg's Schwester geheirathet!" rief Christine.

„Gott sei's geklagt, das habe ich gethan!" antwortete er, und zum ersten Mal war auch sein Ton bewegt. „Meinst Du, ich hätte es jemals überwunden, daß ich mir unser Familienunglück zu Nutze gemacht, um auch einmal glücklich zu sein! ... Warum siehst Du mich so verwundert an? — Weißt Du nicht, daß ich Bertha schon vor ihrer Verheirathung mit Richard geliebt habe, und daß sie mich damals seinetwegen zurückgewiesen hat?"

Christine schüttelte den Kopf. „Nein,“ sagte sie, „das habe ich nicht gewußt; ich war so jung, so unerfahren ...“

„Und ich so häßlich!“ fiel der Bruder ein. „Wer hätte glauben sollen, daß ein Menschenkind wie ich Liebe fühlen und auf Liebe Anspruch machen könnte? — Als sich Bertha, nachdem sie Wittwe geworden war, herbeiließ, meine Wünsche zu erfüllen, hat sie's — das ist mir nur zu bald klar geworden — allein um der Kinder willen gethan. Ich sollte ihnen den Vater ersetzen, ihnen das Vaterhaus erhalten. Bertha's Herz ist dem Todten treu geblieben; bis zu ihrer letzten Lebensstunde hat er zwischen ihr und mir gestanden, und es hat Zeiten gegeben, wo ich sie darum haßte und in ihr nur noch die Schwester des Mannes sah, der meinen Bruder ermordet hat.“

„Das hat er nicht!“ schrie Christine auf. „Ich ertrage es nicht, daß Du ihm das nachsagst ...“

„Aber daß er es *gethan* hat, wissen wir, Du so gut wie ich!“ fiel der Konsul ein.

„Nein, das hat er nicht!“ rief Christine wieder. „Richard hat mich von Georg fortgerissen, ist dabei ausgeglitten, gefallen ...“

„So wird es dargestellt,“ sagte der Konsul kalt; „aber Du weißt recht gut, daß Georg auf Richard zugestürzt ist, ihn gepackt und mit seiner Riesenkraft zu Boden geschleudert hat.“

Christine drückte das Taschentuch an die Augen.

„Ich habe nichts gesehen," antwortete sie, leise weinend. „Ich lag selbst am Boden."

„Nun, so hast Du gehört, daß ich Georg Richard's Mörder nannte," fiel der Bruder ein. „Hat er damals nur ein Wort dagegen zu sagen gewagt? ... Später wird er es freilich zurecht gelegt und anders gedeutet und seine Schuld abgestritten haben. Ist's nicht so? hat er das nicht gethan?"

„Nichts hat er abgestritten," antwortete sie, noch immer weinend. „Aber selbst wenn er ... wenn er am Tode Richard's schuld gewesen wäre, ein Mörder ist er nicht ... Er hat ja das Entsetzliche nicht gewollt ... nur mich schützen wollte er ..."

„Sophistereien!" rief der Konsul.

„Und als das Schreckliche geschehen war," fuhr Christine fort, ohne seinen Einwand zu beachten, „als es geschehen war, hat er sich selbst vergessen und Deine Anklage überhört, und nur daran gedacht, dem Verunglückten beizuspringen. Ich sehe ihn noch, wie er neben Richard kniete, selbst bleich wie der Tod."

„Wie das böse Gewissen, solltest Du sagen," schaltete der Bruder ein.

Sie beachtete das nicht und fuhr mit steigender Aufregung fort: „Und Abends, als ich zu ihm ging, ihm Lebewohl zu sagen, wie war er da gebrochen! weder sich selbst noch mir hat er etwas abzuleugnen

gesucht — er wäre, wie gern, an Richard's Stelle gestorben ..."

„Was er dadurch bewiesen hat, daß er die Schwester des Sterbenden entführte, um mit ihr vergnügt weiter zu leben!" sagte der Konsul.

„Vergnügt!" wiederholte Christine. „Ach nein, nichts weniger als das! Wüßtest Du, wie ich ihm mit Klagen und Selbstvorwürfen das Leben verbittert habe — und wie schwer die ersten Jahre in Amerika gewesen sind, ehe es ihm gelang, als Arzt festen Fuß zu fassen — und wie wir Beide gelitten haben, als uns die ersten Kinder starben ..."

„Die Strafe des Himmels!" rief der Konsul. „Habt Ihr Euch das nicht gesagt?"

Sie brach aufs Neue in Thränen aus.

„Ja, ja, ich habe mir das lange eingeredet," antwortete sie; „und ich habe Georg damit gequält, bis unser drittes Kind, unsere Käthe, so herrlich gedieh, daß ich an keinen Fluch mehr glauben konnte. O Anton, Anton! seitdem habe ich gehofft, daß auch Du vergeben könntest — mir vergeben, daß ich Euch damals verlassen habe, und Georg, daß er mich mitgehen ließ, denn das Andere war ein Unglück, keine Schuld ... O Anton! wenn Du das einsehen könntest ... es glauben wolltest ..."

Er war aufgestanden und ans Fenster getreten; mit den letzten Worten ging sie ihm nach, aber im

Begriff, die Hand auf seinen Arm zu legen, ließ sie dieselbe zaghaft wieder sinken.

„Und wenn ich es glaubte — aber ich glaube es nicht," antwortete er nach einer Pause, indem er sich umwendete und sie mit bösen Augen ansah; „wenn ich es glaubte, was wäre damit gewonnen? Richard's Tod trennt die Beiden so wie so. Friedrich soll nicht, wie es mir geschehen ist, in seinen glücklichsten Stunden durch das Gespenst seines Vaters aufgestört werden."

„Weiß er denn . . ." fing Christine an; der Bruder fiel ihr ins Wort:

„Nein, noch weiß er nichts; ich habe mich bis jetzt nicht entschließen können, ihm die Gedanken zu vergiften. Aber ehe ich das Bündniß zwischen ihm und Deiner Tochter zugebe, soll er Alles erfahren . . ."

„Anton, ich bitte Dich!" rief Christine.

„Spare Deine Bitten," sagte der Konsul. „Du weißt, umzustimmen bin ich nicht. Ich gebe dies Bündniß nicht zu und würde — das versichere ich Dich — Friedrich lieber todt im Sarge liegen sehen, als ihn an die Tochter meines Todfeindes zu verlieren. So lange ich denken kann, haben mich nur zwei Menschen lieb gehabt: der erste war Richard, der zweite ist Friedrich. Von frühester Kindheit an hat er sich mir vertraulich, herzlich angeschlossen. Für

alle Anderen — das hast Du an Dir selbst erfahren — bin ich mehr oder weniger ein Popanz gewesen."

„War das nicht, zum Theil wenigstens, Deine eigene Schuld?" fragte die Schwester.

„Natürlich!" rief er mit seinem spöttischen Auflachen. „Ich war ein so häßliches, ungeschicktes Kind, daß mich Niemand leiden mochte und mir jede Unart schwerer angerechnet wurde als Anderen. Als mich das menschenscheu und mißtrauisch machte, hieß es, ich wäre herzlos, boshaft — was weiß ich Alles! ... So ist es fortgegangen. Nein, sage mir nichts dagegen! Respekt habe ich mir erzwungen, aber Zuneigung hat Niemand für mich als Friedrich."

„Käthe würde sie haben, würde mit Friedrich's Augen sehen," warf Christine ein.

„Sehr unwahrscheinlich, da sie Deine Tochter ist und, wie mir Friedrich sagt, ihren Vater anbetet!" rief der Konsul. „Aber genug von dem Allen. Dies Hin und Her ist peinlich für uns Beide und kann zu nichts führen. Es handelt sich einfach um die Frage: willst Du mir helfen, Friedrich und Deine Tochter zu trennen? — Es muß aber energisch und auf immer geschehen."

„Das kann ich nicht!" sagte Christine.

„Gut, so muß i ch können," antwortete der Konsul. „Ich will Dir ein paar Tage Bedenkzeit lassen; bist Du dann nicht anderen Sinnes geworden, so m u ß

ich Friedrich offenbaren, wie sein Vater gestorben ist — und glaube mir, er ist ein zu guter Sohn, um dann nicht seiner unglücklichen Herzensverirrung auf der Stelle zu entsagen. Da ich aber nicht will, daß er treulos und wortbrüchig erscheint, so muß auch Deine Tochter wissen, warum er sie aufgiebt. Ich werde sie darüber aufklären ..."

„Anton ... nein, das wirst Du nicht thun!" rief Christine, indem sie, alle Scheu vergessend, den Arm des Bruders mit beiden Händen umklammerte. „Du hörst, daß Käthe ihren Vater anbetet. Du kannst ihr diesen Herzenskultus nicht rauben ... Du darfst es nicht ..."

Der Bruder hatte sich von ihr los gemacht, nun zuckte er die Achseln und sagte:

„Was ich thun darf, ist meine Sache, und was ich thun werde, das steht bei Dir. Erkläre Deiner Tochter, daß Du zu der Heirath mit Friedrich Deine Einwilligung nicht geben kannst, daß sie auch Georg nie gegeben hätte. Geh' fort von hier, weit genug, um eine zufällige Begegnung zu vermeiden. Sorge, daß die jungen Leute keinerlei schriftlichen Verkehr unterhalten, und daß Friedrich Eure Spur verliert — dann soll Dein und Deiner Tochter Götze unangetastet bleiben. Kannst Du das nicht versprechen, so muß ich thun, was nöthig ist ... ich muß, Christine! ganz abgesehen von mir selbst, glaube mir das! —

Eine Ehe zwischen diesen Beiden wäre geradezu eine Sünde gegen die Natur . . . das werden Deine Tochter und Friedrich selbst empfinden, wenn Du mich zwingst, Ihnen die Augen zu öffnen. Entschließe Dich . . . wähle den milderen Weg, sie zu trennen."

Christine war auf den nächsten Stuhl gesunken, preßte die Hände zusammen und starrte vor sich nieder.

„Beides ist grausam — grausam und ungerecht!" rief sie. „Was haben die Kinder gethan . . ."

„Sie büßen für Georg und Dich!" sagte der Konsul hart. „Vergiß nicht, daß geschrieben steht, ‚die Sünden der Väter will ich heimsuchen bis ins dritte und vierte Glied.'"

Sie beugte den Kopf; ihre Thränen flossen auf die im Schoß gefalteten Hände. Einen Augenblick sah er sie schweigend an; sie that ihm plötzlich leid; aber dann schämte er sich der weichen Regung, nahm seinen Hut und sagte kalt wie immer:

„Ich gehe jetzt und hoffe, daß Du nach reiflichem Ueberlegen das Rechte erwählst — lebe wohl!"

Und ohne ihr die Hand zu reichen ging er hinaus. Sie brach aufschluchzend in sich zusammen.

* * *

Als das junge Paar zurückkam, hatte sich die Mutter niedergelegt. Friedrich, der vor Ungeduld brannte, etwas über die Unterredung mit seinem Stief-

vater zu hören, ließ bitten, einen Augenblick zu ihr kommen zu dürfen, aber sie schlug es ab. Ihre Migräne wäre zu heftig, ließ sie ihm durch Käthe sagen; morgen hoffe sie jedoch ihn sprechen zu können.

„Für heute werde ich Dich fortschicken müssen," fügte Käthe hinzu. „Die Migräne scheint mir nur Vorwand zu sein ... es liegt der Mutter etwas auf der Seele, und sie wird am Besten damit fertig, wenn ich mich zu ihr setze, daß sie sich ausklagen kann."

Friedrich nahm Abschied und jagte nach der Stadt, um von dem Vater etwas zu erfahren; er fand nur Hellborn zu Haus.

„Der Herr Konsul sahen aus wie gewöhnlich, als Sie aus dem Wagen stiegen," berichtete er, „und gesagt haben Sie über das Wiedersehen nicht ein Sterbenswörtchen. Sie sind dann noch in den Klub gegangen; es sollen ja schlimme Nachrichten gekommen sein ... die Leute reden von Krieg."

Auch der Konsul sprach nur davon, als er spät Abends nach Haus kam. Die Scene in Ems zwischen König Wilhelm und Benedetti wurde von allen Seiten in ihrer vollen Bedeutung aufgefaßt. Der Konsul hielt den Zusammenstoß zwischen Deutschland und Frankreich für unvermeidlich, und als Friedrich nach seiner Unterredung mit der Schwester fragte, sagte er kurz: er hoffe, daß sie zur Vernunft gekommen

sei, und daß er mit dieser Geschichte nicht weiter belästigt würde, es gäbe jetzt Wichtigeres zu bedenken. Und dann erwog er, welche Schädigungen dem Handel im Allgemeinen, sowie der eigenen Firma drohten, und welche Maßregeln getroffen werden müßten, um den eingegangnen Verpflichtungen vor einer möglichen Sperrung der Ostsee genügen zu können.

Friedrich war zu sehr Kaufmann, um nicht von der Bedeutung dieser Fragen erfaßt zu werden. Sein weiter Blick, sein schnelles Urtheil, seine Thatkraft und Entschlossenheit waren wie immer auch heute des Stiefvaters Stolz und Freude; der junge Mann aber sah inmitten aller politischen und merkantilischen Berechnungen, wie Käthe mit angstvollen Augen am Bette der Mutter saß; in seine nächtlichen Träume folgte ihm das Bild, und als er am nächsten Morgen aus unruhigem Schlaf erwachte, war es wieder da.

Am liebsten wäre er gleich hinausgeritten, sich Nachricht zu holen, aber es gab ungewöhnlich viel zu thun. Briefe und Telegramme trafen in größerer Anzahl ein als sonst; Kaufleute, Rheder, Schiffsmakler, Landwirthe erbaten sich Auskunft und Rath und brachten die widersprechendsten Nachrichten: der Krieg wäre erklärt; — die Franzosen ständen am Rhein; — sie hätten ihn bereits überschritten; — England würde mit Frankreich gehen, Italien mit Deutschland; — nein, umgekehrt; — Oesterreich hätte sich mit dem

Feinde verbündet, Rußland würde uns zu Hülfe kommen, und so weiter. An die Unvermeidlichkeit des Krieges glaubten Alle — und Alle waren kampf- und opferbereit.

In dies Berichten, Fragen, Berathen und Streiten fiel ein Brief aus Fischdorf. „Der Bote wartet," sagte Hellborn, der Friedrich das zierliche Couvert mit der schönen, klaren Handschrift brachte — den ersten schriftlichen Gruß, den Friedrich von der Geliebten erhielt. An sein Pult tretend, während der Vater die Unterhaltung weiterführte, durchflog er die eng beschriebenen Blätter. Sie lauteten:

„Lieber Friedrich! Nach unruhvoller, schlafloser Nacht ist die Mutter endlich in unruhvollen Schlaf gesunken. Sie fiebert und macht mir um so größere Sorge, da sie trotz ihres Unwohlseins darauf besteht, Fischdorf noch heut' im Tage zu verlassen.

„Die Unterredung mit Onkel Anton ist jedenfalls sehr schmerzlich für sie gewesen. Sie klagt, er wäre härter als je; behauptet, ihre Rückkehr in die Heimath wäre ein Unrecht, eine Thorheit, und will sobald als möglich wieder nach Amerika. Onkel Anton hat ihr gesagt, daß wir uns lieben, und nun erklärt sie, es ständen unüberwindliche Hindernisse zwischen Dir und mir; weder sie noch Onkel Anton könnten unsere Verlobung zugeben; auch mein verstorbener Vater würde niemals eingewilligt haben — wir müßten uns

trennen. Wenn Du sie dabei gesehen hättest! es war, als ob sie sich todtweinen, als ob ihr das Herz brechen müßte. Hätte ich's gelitten, sie hätte mir flehend die Hände geküßt.

„Stunden lang haben wir hin und her gesprochen, und ich habe gethan, was ich konnte, um unsere Herzensrechte zu vertheidigen. Ich habe der Mutter gesagt, daß ohne Dich nicht nur von keinem Glück, sondern überhaupt von keinem Leben für mich die Rede sein könne; ich habe sie gefragt, wie sie, die Alles für ihre Liebe gethan und hingegeben hat, von uns Entsagung verlangen dürfe — es war umsonst. Sie gerieth bei meinem Widerspruch in eine Aufregung, die mich das Schlimmste befürchten ließ, und so blieb mir endlich nichts übrig, als mich zu fügen, das heißt, in unsere Abreise zu willigen und für eine Weile jeden Verkehr mit Dir aufzugeben.

„Du wirst mich hoffentlich nicht falsch verstehen, geliebter Friedrich! Ich weiß, daß der Versuch, mich von Dir loszureißen, vergeblich ist; aber um der Mutter willen muß ich ihn machen oder vielmehr den Anschein annehmen, als ob ich ihn machte, bis sie sich gefaßt und beruhigt hat. Jetzt ist sie krank vor Angst, daß Onkel Anton ausführen könnte, was er ihr oder vielmehr Dir und mir angedroht hat. Was es ist, will die Mutter nicht sagen; aber so groß ist ihre Furcht, daß ich sie kaum daran hindern konnte, bei Nacht und

Nebel aufzubrechen, um sich den Augen des Bruders zu entziehen, und leider auch den Deinigen. Du müßtest unsere Spur verlieren, dürftest nie wieder von mir hören, sagte sie; das hätte Onkel Anton zur Bedingung gemacht.

„Es ist vielleicht ein Unrecht gegen die Mutter, daß ich Dir das schreibe. Aber es wäre meinem Gefühl nach ein ebenso großes Unrecht, heimlich fortzugehen und Dich in der Qual der Ungewißheit zu lassen. Ach, Friedrich, Friedrich! ich weiß so nicht, wie ich es aushalten soll, auf unbestimmte Zeit von Dir getrennt zu sein und nicht einmal brieflich einen Liebesgruß mit Dir austauschen zu können. Wäre die Mutter nicht so ganz vereinsamt, ich hätte mich nicht dazu bringen lassen.

„S p ä t e r. Die Mutter ist erwacht; ihr Fieber ist stärker geworden und ebenso ihre Unruhe. Ich habe zum Arzt geschickt. Er erklärt, daß an Reisen nicht zu denken ist; aber die Kranke bleibt dabei, daß wir noch heute aufbrechen müßten. Geschieht es, so bekommst Du schriftlich oder telegraphisch Nachricht. — Ach! ich habe ja versprochen, den Verkehr mit Dir abzubrechen. Sag' mir, was ich thun soll, sag' mir, was Recht ist — ich weiß es nicht mehr.

„Leb' wohl, die Mutter ruft. Wenn ich Dich jetzt nicht wiedersehe — der Mutter wegen muß ich auf Deinen Abschiedsbesuch verzichten —, so bleibe

mir wenigstens in Gedanken nahe. — Leb' wohl, leb' wohl! Glaube an Deine Käthe."

Friedrich antwortete in fliegender Eile:

„Wenn Alles wäre wie sonst, meine Käthe, käme ich augenblicklich selbst statt dieser Zeilen, denn ich gestehe keinem Menschen weder das Recht zu noch die Macht, uns zu trennen. Aber es liegen heute so wichtige Aufgaben vor, daß ich mich nicht sogleich frei machen kann und Dich jetzt nur schriftlich bitte, Alles zu thun, um Deine Mutter, wenigstens so lange sie krank ist, von ihren Reiseplänen abzubringen. Das Weitere findet sich dann.

„Ich glaube zu wissen, Geliebte, womit mein Vater Deine arme Mutter bedroht hat. Wenn ich es aber weiß, wenn wir es wissen und ich ihm das sage, so ist ihm die Waffe genommen. Sobald ich ihn allein habe, werde ich mit ihm sprechen. Auf Wiedersehen heute Abend — ich hoffe Deine Mutter dann schon von den Gespenstern, die sie schrecken, befreien zu können. Fasse Muth, geliebtes Herz — auf Wiedersehen!"

Das sollte ihnen heute jedoch nicht zu Theil werden. Die Kriegsnachrichten wuchsen von Stunde zu Stunde und mit ihnen sowohl die Aufregung in Stadt und Umgegend, wie das Zusammenströmen der Geschäftsfreunde im Hause des Konsuls. Selbst bei Tisch waren Vater und Sohn nicht allein. Friedrich

mußte darauf verzichten, zur Sprache zu bringen, was ihm so sehr am Herzen lag. Es war schon viel, wenn er zu dem Ritt nach Fischdorf Zeit fand. Aber ehe er sie fand, kam ein zweiter Brief von Käthe, der ihn bewog, auf den Besuch zu verzichten.

„Lieber Friedrich!" schrieb sie, „wir bleiben vorläufig hier; die Mutter fühlt selbst, daß sie nicht reisen kann. Zu ihrer Beruhigung habe ich das dem Onkel geschrieben — Du glaubst nicht, wie schwer mir die paar Zeilen geworden sind! — Laß mich wissen, wie er sie aufnimmt, und ob ich hoffen darf, daß er die Mutter jetzt nicht weiter quält. Jede Gemüthsbewegung, sagt der Arzt, könnte schlimme Folgen haben. Darum muß ich Dich auch, so weh es mir thut, inständig bitten, komm heute nicht! — ich darf die Mutter nicht verlassen, nicht auf eine Viertelstunde.

„Du glaubst zu wissen, womit Onkel Anton die Mutter bedroht hat? Ist es das Ende der Gartenscene, das wir Beide ahnen? — Meinst Du, daß Onkel Anton meinem Vater . . . ? Ich kann's nicht ausschreiben, und wenn ich mir vorstelle, daß es von Anderen ausgesprochen werden könnte . . . Friedrich! glaubst Du wirklich, daß wir diesen Erinnerungen Trotz bieten dürfen? — haben nicht die Unserigen Recht, wenn sie sagen, daß wir dadurch auf immer geschieden sind?

„Da wurde ich abgerufen — ich schreibe mit immerwährenden Unterbrechungen — nun ist die Verzagtheit überwunden und ich glaube wieder, daß wir gegen das Verhängniß ankämpfen dürfen, das uns zu trennen droht.

„So einfach, wie Du Dir vorstellst, wird es aber nicht zu besiegen sein. Wie soll ich, wenn sich das Schreckliche bestätigt, das wir ahnen, den Muth finden, der Mutter zu gestehen, daß ich die ganze Wahrheit kenne? — Mir ist, als ob sie daran sterben könnte, und jedenfalls würde sie durch diese Mittheilung noch einsamer und ärmer, als sie bis jetzt schon ist. Sie würde nicht glauben, daß meine Liebe und Verehrung für den Vater dieselben geblieben sind wie früher; würde nicht mehr in der alten Weise, als von einem Manne ohne Furcht und Tadel, von ihm zu sprechen wagen; würde gleichsam eine Schranke zwischen ihrer Empfindung und der meinigen fühlen, während wir bisher im Kultus unseres geliebten Todten ein Herz und eine Seele gewesen sind.

„Die Mutter ruft und der Brief muß fort. Leb' wohl! ich lege Dir meine Sorgen und Zweifel ans Herz — vielleicht findest Du einen Ausweg."

Im ersten Moment war Friedrich in Versuchung, trotz Käthe's Verbot nach Fischdorf hinauszureiten, um sie zu überzeugen, daß sie in der Rücksicht für die Mutter zu weit gehe; aber dann sagte er sich

selbst, daß sie gewiß nicht ohne Noth auf sein Kommen verzichtet hätte, und bezwang sein Verlangen. Wenn er gewußt hätte, wie oft sie ans Fenster trat, als die Stunde kam, die ihn sonst zu ihr brachte!

Aber er blieb gehorsam, und Beiden verging der Abend in schweren Gedanken und wachsender Sehnsucht. Und dann kam eine qualvolle Nacht für Käthe und die Kranke, die in ihren Fieberphantasien immer wieder fragte: ob ihr Bruder noch nicht geschrieben hätte? oder ihn am Bette stehen sah, sich beschwerte, daß ihr seine Augen weh thäten, und ungestüm fortverlangte. Erst gegen Morgen wurde sie ruhiger und schlief ein.

Käthe machte sich Vorwürfe, dem Ausspruch des Arztes nicht zuwider gehandelt und die Mutter in andere Umgebung gebracht zu haben. Wenn es irgend möglich war, wollte sie das im Laufe des heutigen Tages thun. Aber die Morgenpost brachte eine Antwort des Onkels, die Käthe dieser Aufgabe enthob.

Es war ein großes, an Mrs. Brown adressirtes, mit dem Konsulatssiegel geschlossenes Couvert; das einliegende Briefblatt, ohne Anrede und Unterschrift, enthielt nur die Worte:

„Unter den jetzt eingetretenen Verhältnissen habe ich nichts dagegen einzuwenden, daß meine Schwester ihre Genesung in Fischdorf abwartet.“

Die Augen der Kranken leuchteten auf, als sie die Zeilen las.

„Nun bleiben wir, liebe Käthe,“ sagte sie; „nun kann noch Alles gut werden! Es thut Anton leid, so hart gegen mich gewesen zu sein ... dies ist der erste Schritt zur Versöhnung.“

Käthe schwieg; sie war anderer Ansicht, hatte eine andere Antwort erwartet. So schwer es ihr geworden war, an den Onkel zu schreiben, sie hatte sich doch bittend an ihn gewendet, sich als seine Nichte unterzeichnet, und nun ignorirte er sie so vollständig! Immer unfreundlicher erschien ihr das Bild des unbekannten Onkels, und wie unfreundlich war sein Brief! — oder hatte sie falsch gelesen? — Während die Mutter wieder einschlief und die bisherige Spannung ihrer Züge in ein sanftes Lächeln überging, nahm Käthe das Blatt und las noch einmal die wenigen, mit steifen, eckigen Zügen geschriebenen Zeilen:

„Unter den jetzt eingetretenen Verhältnissen habe ich nichts dagegen einzuwenden, daß meine Schwester ihre Genesung in Fischdorf abwartet.“

„Unter den jetzt eingetretenen Verhältnissen!“ wiederholte Käthe. Was wollte der Onkel damit sagen? — was war anders geworden, seit er die Schwester gesehen hatte?

Plötzlich fuhr sie aus ihren Gedanken auf; war das nicht Friedrich's Schritt im Wohnzimmer? Geräusch-

los eilte sie an die Thür, öffnete leise und lag im nächsten Augenblick in seinen Armen.

„Du! Du!“ mehr konnte sie nicht sagen; alle Angst und Qual der letzten Stunden schien noch einmal auf sie einzustürmen; das Gesicht an seine Schulter drückend, brach sie in Thränen aus.

„Geliebte, fasse Dich!“ bat er, sie zum Sopha führend, wo er sich an ihre Seite setzte; „für den Abschiedsschmerz ist später Zeit. In dieser letzten Stunde des Beisammenseins haben wir viel zu besprechen.“

Sie starrte ihn an.

„In dieser letzten Stunde,“ wiederholte sie; „was soll das heißen?“

„Hast Du es nicht erfahren? weinst Du nicht darum?“ fragte er; und sie an sich ziehend, fügte er hinzu: „Ich komme, Dir Lebewohl zu sagen; es wird mobil gemacht ... Du weißt, ich bin Landwehroffizier ... morgen muß ich mich beim Regimente einstellen. Sei mein tapferes Herz!“

„Krieg!“ rief Käthe; „ich habe bis jetzt nicht daran glauben können ... und Du mußt mit?“ — Wie in Todesangst krampfte sich ihr Herz zusammen, aber sie bezwang sich; Friedrich hatte Recht — sie mußte tapfer sein, wie er es war. Alle Kraft und Selbstbeherrschung aufbietend, erzählte sie ihm von des Onkels Brief, dessen Bedeutung ihr jetzt klar wurde.

„Nur weil Du fortgehst, läßt er uns hier,“

fügte sie hinzu; „meine Mutter hatte schon große Hoffnungen auf diese Erlaubniß zum Hierbleiben gebaut."

„Auch mir erleichtert sie den Abschied," sagte Friedrich. „Mir ist, als wären wir uns näher, so lange Dich meine Gedanken in bekannter Umgebung aufsuchen können. Wenn es im Spätherbst und Winter nicht zu unwirthlich wäre, würde ich Deine Mutter bitten, sich hier festzusetzen, damit ich Euch bei der Rückkehr wiederfände."

„Hältst Du das für möglich?" fragte sie. „Wenn Deine Rückkehr in Aussicht steht, werden wir sicherlich vom Onkel fortgetrieben, und wie weit die Mutter in ihrer Angst dann flüchtet ..."

„Dazu darf es nicht kommen," fiel Friedrich ein. „Zur Aussprache mit dem Vater habe ich bis jetzt leider nicht Zeit gefunden, und es ist möglich, daß ich sie vor dem Abschied nicht mehr finde. Aber Hellborn, der um Alles Bescheid weiß, wird ihm, wenn es Noth thut, die Eröffnung machen, daß auch wir Beiden längst schon Alles wissen."

Käthe wechselte die Farbe. „Also ist es ... ist es wahr?" flüsterte sie; „woher weißt Du das?"

„Hellborn hat es mir heute früh auf dringendes Verlangen eingestanden," antwortete Friedrich. „Dein Vater hat dem treuen Menschen von Schweden aus, gleich nachdem mein Vater gestorben war, einen verzweiflungsvollen Brief geschrieben, durch den alle An-

klagen seines Schwagers Anton bestätigt wurden ... Sieh nicht so unglücklich aus, Geliebte," fügte er hinzu, indem er sie in die Arme zog. „Bedenke, es ist im Grunde nicht anders geworden ... Was wir Ahnung nannten, war schon mehr als das, war so gut wie Gewißheit. Hat sie bisher unsere Liebe nicht gestört, so soll sie das auch ferner nicht thun. Versprich mir, Dich nicht wankend machen zu lassen, nicht einem falschen Pflichtgefühl unser Glück zum Opfer zu bringen ... versprich vor Allem, daß Du nicht — wie es Deine Mutter verlangt — fortgehst, ohne mir Nachricht zu geben."

„Gewiß nicht, Du kannst auf mich bauen," antwortete sie; ich werde Dir schreiben, wo ich auch sein mag... Aber Du weißt, wie leicht in Kriegszeiten Briefe verloren gehen. So können wir uns doch aus den Augen kommen ..."

„Du hast Recht, von den Zufälligkeiten der Feldpost darf unser Wiedersehen nicht abhängen," sagte Friedrich, und nach einer Pause fuhr er fort: „Hellborn wird uns beistehen; er ist zwar feige, aber sonst zuverlässig und meint es gut mit Dir und mir. Gieb auch ihm Nachricht, wenn Ihr den Aufenthalt wechseln solltet. Ich hoffe, daß es nicht geschieht — aber wenn Du gehst, laß diese Vorsichtsmaßregel nicht außer Acht."

„Gewiß nicht, Du kannst darauf rechnen, ich schreibe dem alten Herrn," antwortete Käthe. „Wenn er mir, wie Du sagst, freundlich gesinnt ist, thut er mir vielleicht auch etwas zu Liebe... Bitte ihn," fügte sie, mit ihren Thränen kämpfend hinzu, „bitte ihn, mir gleich Nachricht zu geben, wenn Dir ... wenn Dir etwas zustoßen sollte ... wenn Du verwundet wärst oder krank... Onkel Anton würde das wohl gleich erfahren..."

Friedrich hatte ihre Hände erfaßt: „Liebes Herz," fing er an; aber mit einem Schreckensruf machte sie sich los, sprang auf und eilte auf die Thür des Nebenzimmers zu. Auf der Schwelle erschien ihre Mutter im langen, weißen Peignoir, mit blassem Gesicht und fieberheißen Augen.

„Mütterchen, wie konntest Du aufstehen!" sagte Käthe, umfaßte die wankende Gestalt und wollte sie ins Schlafzimmer zurückführen; aber sie sträubte sich dagegen.

„Nein, nein, es kommt ein Gewitter, ich fühle es deutlich ... Du weißt, dann habe ich keine Ruhe ... laß mich hier bei Euch," bat sie, und zu Friedrich gewendet, der ebenfalls herangetreten war und die Kranke nach dem Ruhebett führen half, fügte sie hinzu: „Wie kommst Du um diese Stunde nach Fischdorf? — bringst Du mir etwa Botschaft von Anton?" Und während Käthe sie sorgsam in die Kissen bettete,

sah sie mit erwartungsvollem Blick zu dem jungen Manne auf.

„Nein, liebe Tante, ich habe den Vater heute Morgen kaum gesehen,“ antwortete er. „Es gehen wichtige Dinge vor. Von der feindlichen Haltung Frankreichs hast Du gelesen . . . es wird mobil gemacht . . . ich bin hier, um Abschied zu nehmen.“

„Hoffentlich nur blinder Lärm!“ sagte die Tante.

„Schwerlich!“ antwortete Friedrich. „Wie Du jetzt das kommende Gewitter empfindest, so glaube ich den nahen Ausbruch des Krieges zu fühlen.“

Er schwieg einen Augenblick, dann fuhr er, Käthe's Hand erfassend, mit bewegter Stimme fort:

„Ehe ich so ernsten Dingen entgegengehe, möchte ich hier Alles geordnet haben. Mein Vater hat Dir gesagt, daß wir uns lieben . . . er sträubt sich noch gegen unseren Bund, aber Du, . . . gieb Du uns Deinen Segen!“

Sie hatte sich aufgerichtet.

„Nein, nein!“ sagte sie und streckte abwehrend die Hände aus; „ich kann es nicht . . . es wäre kein Heil für Euch. Vergiß nicht, daß geschrieben steht! ‚Der Mutter Segen baut den Kindern Häuser, aber des Vaters Fluch reißt sie nieder.‘“

„Der Vater wird anderen Sinnes werden,“ fing Friedrich an.

„Niemals!" fiel ihm die Tante ins Wort. „Diesen Morgen, als sein Brief kam, habe ich das auch gehofft, aber nun sehe ich, warum er uns hier läßt! . . . Nein, nein, er ist unbeugsam . . . meine arme Käthe ist ihm verhaßt . . . lieber als Dich an sie verlieren, sagte er neulich, würde er Dich todt im Sarge sehen . . ."

„Mutter!" rief Käthe vorwurfsvoll.

Die Kranke sank in die Kissen zurück.

„Ich hätte das wohl nicht sagen sollen?" fragte sie mit verstörter Miene. „Lieber Friedrich, Du wirst doch keine schlimme Vorbedeutung darin sehen?"

„Sei ruhig!" bat der junge Mann; „ich habe keinerlei Aberglauben, und so schlimm, wie es klingt, hat es der Vater sicher nicht gemeint. Und wenn er es hätte . . . darauf Rücksicht nehmen kann und will ich nicht. Wenn ich wiederkomme — Gott gebe, daß es in nicht zu ferner Zeit geschieht — dann, liebe Käthe, ‚gehör' ich mein und Dein', wie es im Volksliede heißt."

Er wollte sie an sich ziehen, aber unfähig, ihre Thränen zurückzuhalten, machte sie sich los und eilte auf die Veranda.

Friedrich ging ihr nach, trat an ihre Seite und sah — während sie, an seine Schulter gelehnt, die Angst ihres Herzens ausweinte — in das schnell aufsteigende Gewitter hinaus.

Es war drückend schwül, jede Spur von Sonnenschein war verschwunden; das Meer lag in weißlich metallischem Glanze unter tiefdunklen, sich lautlos vordrängenden und durch einander schiebenden Wolkenmassen. Fern am Horizonte entdeckten Friedrich's scharfe Augen ein Schiff, einen Dreimaster; er hatte die Segel eingezogen und schien nicht von der Stelle zu rücken. Kein Lufthauch war zu spüren, kein Blatt bewegte sich an Baum und Strauch, nur der Schrei der Möven schrillte hin und wieder durch die unheimliche Stille. — Nun aber zuckte ein Blitz grellfarbig durch das Gewölk, ein Donnerschlag folgte, der Wind brach heulend los und aufrauschend antwortete das Meer, das plötzlich in breiten, dunklen, schaumgekrönten Wogen heranrollte, während eine Regenfluth niederrauschte, ein Blitz dem andern folgte, der Donner krachte und vergrollte und vom wachsenden Wellengebraus verschlungen wurde, bis ein neuer Donnerschlag Wind und Wasser übertönte.

Aufathmend sah Friedrich in den Kampf der Elemente hinaus.

„Wie das wohl thut!“ sagte er; nimmt es Dir nicht den Druck von der Seele?“

„Nein,“ antwortete sie, sich enger an ihn schmiegend; „es ängstigt mich ... die Mutter hat mich angesteckt ... sie hat vorhin schon von schlimmen Vorbedeutungen gesprochen ... was wird sie nun erst sagen!“

„So laß uns der guten Vorbedeutung trauen," fiel Friedrich ein. „Sieh' dort!" er deutete auf das Schiff, das jetzt unter dem Druck des Windes mit vollen Segeln schnell und sicher über die Wellen dahinflog.

„Kinder, wo bleibt Ihr denn?" rief die ängstliche Stimme der Kranken.

„Wir kommen!" rief Friedrich zurück; dann schloß er Käthe in die Arme und küßte sie auf den Mund.

„So nehme ich Abschied von Dir und so werde ich Dich wieder begrüßen," sagte er; „denk' an meinen Spruch: ‚Man muß helfen, wenn Gott gutes Korn machen soll.'"

Sie sah durch Thränen lächelnd zu ihm auf; der alte, fröhliche Muth war wieder in ihren Augen.

„Du sollst mit mir zufrieden sein; ich will mich tapfer halten," sagte sie; dann gingen sie zu der Mutter zurück.

* * *

Friedrich war fort; der Krieg war zum Ausbruch gekommen, und auch für Käthe hatte jenes schwere Tagewerk begonnen, das sie mit Hunderttausenden theilte: die Aufgabe, ihre Sorgenlast von Stunde zu Stunde, von Post zu Post zu tragen. Aber sie hielt Wort, sie blieb tapfer, auch als das Armeekorps, dem Friedrich angehörte, und das anfangs zur Vertheidigung des Landes bestimmt gewesen war, nach dem Kriegs-

schauplatze berufen wurde. — Sie gab Friedrich Recht, daß es ein Segen war, den Feind in Feindesland bekämpfen zu dürfen, statt ihm auf heimischem Boden zu begegnen. Mehr und mehr sah sie mit Friedrich's Augen, urtheilte wie er, hoffte wie er und fühlte in jedem Worte, das er schrieb, seinen warmen, treuen Herzschlag.

Aeußerlich gingen ihre Tage gleichförmig hin. Die Mutter wurde zwar besser, blieb aber schwach und kleinmüthig. Käthe verließ sie nur, um auf der Post Briefe und Zeitungen gleich nach der Ankunft in Empfang zu nehmen. Und dann eilte sie an den einsamen Strand hinunter — die meisten Badegäste waren nach Haus zurückgekehrt — und las, langsam den Rückweg verfolgend, die Liebesgrüße des geliebten Mannes oder die Zeitungsberichte über die Waffenthaten unserer Heere.

So hatte sie in Sonnenschein und Regen, bei Wind- und Wellenbrausen von den Kämpfen bei Saarbrücken und Spicheren, der Erstürmung des Geisbergs und der Entscheidungsschlacht bei Wörth gelesen, die den Elsaß an Deutschland zurückgab. Dann war, nach Tagen vergeblichen Wartens, einmal wieder ein Brief von Friedrich gekommen, aus einem kleinen französischen Grenzorte datirt. Er schrieb, daß sein, im eiligen Vormarsch begriffenes Korps, sich in den nächsten Tagen mit der zweiten Armee zu ver-

einigen und endlich in die Aktion einzutreten hoffe. Dann wurde am 16. August die Schlacht von Mars-la-Tour mit dem furchtbaren Waldgefecht von Vionville geschlagen, und zwei Tage später kam der heiße, blutige Tag von Gravelotte, zu dessen siegreichem Ausgang — wie die Telegramme berichten — zuletzt noch die Pommern entscheidend mitgewirkt hatten.

So war denn Friedrich's Wunsch erfüllt, er hatte im Feuer gestanden! Wie im Fieber las Käthe, was die Zeitungen in den nächsten Tagen von den Episoden der Schlacht erzählten, in der auf allen Seiten mit Heldenmuth gekämpft worden war, und mit quälender Deutlichkeit zeigte ihr die Phantasie, was sie gelesen hatte, so daß es wie die Erinnerung an Selbsterlebtes vor ihr stand.

Am Schlimmsten war es Nachts, wenn sie plötzlich aus dem Schlafe aufschreckend, dalag und lauschte. Dann klang es durch das Rauschen der Meereswogen wie das Getöse einer fernen Schlacht, das näher und näher kam, bis sie die einzelnen Stimmen der gewaltigen Todessymphonie unterscheiden konnte: den Donner der Kanonen, das Knattern des Gewehrfeuers, Trommelwirbel, Trompetensignale, Wuthgeschrei und Todesröcheln.

Dabei stiegen im Dämmerschein der Sommernacht Bilder um Bilder auf; ein nebelhaftes Durcheinanderdrängen unfaßbarer Schemen, das sich nach und nach

zu festumrissenen Gestalten, Gruppen und Scenen verdichtete. Bald war es die Einnahme von Ste. Marie aux Chenes, bald der hartnäckige Kampf um den Wald von Genivaux oder die Erstürmung von St. Privat und der Höhen von Armanvillers. Am deutlichsten aber sah oder vielmehr durchlebte sie die letzte Episode der Schlacht, den Kampf der Pommern bei Gravelotte, dessen Beschreibung sich ihr bis auf jede Einzelheit eingeprägt hatte.

Zwischen bewaldeten Höhen, durch den engen Thaleinschnitt der Mance stürmen sie heran, über die Brücke von St. Hubert, dem mörderischen Feuer der Mitrailleusen und Chassepots entgegen, womit sie der Feind von der Höhe des Plateaus Moscou-la-ferme begrüßt. „Festgeschlossen, Leute, vorwärts!“ rufen die Offiziere; die Tambours schlagen Sturmmarsch, die Hornisten blasen „schnell avanciren,“ aus allen Reihen erschallt nicht endendes Hurrah!

So geht es die Höhe hinan, während die feindlichen Kugeln verderbenbringend in die Reihen der Anstürmenden einschlagen und ihre eigene Korpsbatterie über ihre Köpfe hinweg das Plateau beschießt. Ein mörderischer Kampf beginnt. Die Sonne geht unter, die Dunkelheit bricht herein; auf allen Punkten des weiten Schlachtfeldes wird es ruhig — nur hier oben dauert das wüthende Ringen noch Stunde um Stunde fort, beleuchtet durch die Flammen des brennen-

den Gehöftes von Point du jour, und das immer wieder ausbrechende Mitrailleusen- und Chassepotsfeuer des Feindes, der langsam, jeden Fuß breit Erde vertheidigend, zurückweicht, und endlich, endlich, nach einer abermaligen Massensalve, plötzlich verstummt. — Auch dies Stück des Schlachtfeldes ist unser! und nun wird es auch hier oben still — nur das Aechzen der Verwundeten steigt zu dem dunklen Nachthimmel auf. Ist Friedrich's Stimme darunter? oder liegt er, auf immer verstummt, unter den Haufen von Leichen, die den blutgetränkten Boden bedecken? — Mit einem Angstschrei fährt Käthe empor — und plötzlich ist der Spuk verschwunden, nur das gleichmäßige Rauschen der See ist zu hören, und der stille Dämmerschein der Sommernacht liegt über Meer und Land.

Und dann kam der Morgen wieder, und das Hoffen und Warten von Post zu Post begann aufs Neue. — Und endlich — Käthe war zu Muth, als hätte sie seit Monaten vergebens gewartet — wurde ihr am Postschalter ein Couvert mit der geliebten Handschrift gereicht. Sie mußte allein sein, ehe sie lesen konnte, und eilte, achtlos für Alles, was sie umgab, zum Strande hinunter. So sah sie auch nicht, daß am Gasthause ein alter Herr, der eben einem Einspänner entstiegen war, Miene machte, auf sie zuzutreten.

Erst am Meere unten hemmte sie den Schritt und erbrach den Brief; aber ihre Erwartung wurde getäuscht — er war vor der Schlacht von Gravelotte geschrieben und enthielt nur die Worte:

„Eben haben wir Befehl erhalten, in den Kampf mit einzugreifen. Wir Alle sind von dem Verlangen erfüllt, unsere Pflicht zu thun, und von der Hoffnung begeistert, endlich auch zum Siege unserer Waffen helfen zu dürfen. Laß Dich in dieser ernsten, schönen Stunde innig grüßen, meine Käthe, und vergiß nicht, daß wir im Leben wie im Tode in Gottes Hand sind."

„Im Leben wie im Tode!" wiederholte Käthe, während sie mit zitterndem Herzen über das ruhig wallende, von Sonnenlichtern überstreute Meer hinaussah. War es möglich, daß er, dessen Bild ihr so lebensvoll vor der Seele stand, nicht mehr in dies schöne, sonnige Leben hineingehörte?

Eine fremde Stimme, die ihren Namen nannte, entriß sie ihren Gedanken; sich hastig umsehend, erblickte sie einen alten, hageren, kahlköpfigen Mann, der mit dem Hut in der Hand ehrfurchtsvoll wiederholte:

„Miß Kate Brown, nicht wahr? ... Ich bin Hellborn," fügte er hinzu.

Käthe's Herz stand still.

„Sie haben Nachricht ... er ist todt?" fragte sie kaum hörbar.

„Nein, Gott sei Dank, so schlimm ist es nicht!“ antwortete Hellborn; „nur verwundet ist der junge Herr . . . der Herr Konsul haben heute früh die Nachricht bekommen.“

„Verwundet!“ wiederholte Käthe, und ihre Augen füllten sich mit Thränen, obwohl diese Kunde nach dem, was sie einen Augenblick gefürchtet hatte, wie Erlösung klang. Das sagte sie sich auch selbst, und sich gewaltsam zusammennehmend, fügte sie hinzu: „Was wissen Sie sonst noch? ist er schwer verwundet? — wo ist er? — bitte, sagen Sie mir Alles!“

Hellborn schüttelte den Kopf.

„Ich weiß nicht viel mehr, als was ich schon gesagt habe,“ gab er zur Antwort. „Der Herr Konsul haben mich den Brief nicht lesen lassen, den ein Kamerad des jungen Herrn geschrieben hatte; auch den Ort, wo sich das Feldlazareth befindet, haben der Herr Konsul nicht genannt . . .“

„Aber die Art der Verwundung kennen Sie doch wohl?“ fiel Käthe ein.

„Ja, eine Beinwunde ist's,“ antwortete Hellborn; „ob aber leicht oder schwer, weiß ich nicht zu sagen. Nur daß Herr Friedrich starkes Wundfieber hat, steht noch in dem Briefe, und daß sich die Anverwandten nicht ängstigen möchten — seine gute Natur würde gewiß Alles überwinden, und für die rechte Pflege

wäre gesorgt . . . so wollen wir denn das Beste hoffen!“ Der alte Mann trocknete sich die Augen.

„Das wollen wir!“ sagte Käthe, ihm die Hand reichend. „Und nun kommen Sie mit zur Mutter. Sie hat oft von Ihnen gesprochen und wird sich freuen, Sie einmal wiederzusehen.“

Hellborn hatte zögernd Käthe's Hand erfaßt und schnell wieder losgelassen. Er sah noch verschüchterter aus als gewöhnlich.

„Mitgehen . . . sehr gern . . . es wird mir eine Ehre sein!“ antwortete er, an ihrer Seite hinschreitend. „Ich wäre gern schon mal gekommen, aber der Herr Konsul hätten es nicht gern gesehen . . .“

„Um so gütiger ist es von Ihnen, daß Sie mir heute Nachricht gebracht haben,“ sagte Käthe, als Hellborn plötzlich abbrach. Er nahm den Hut ab und trocknete sich die Stirn.

„Nein, ich kann's nicht aushalten, daß Sie mich darum loben!“ rief er; „und wenn Sie mich dabei mit den guten Augen so freundlich ansehen . . . nein, lieber will ich's gleich eingestehen, daß ich nicht aus Freundschaft für Herrn Friedrich gekommen bin und auch nicht, um Ihnen was zu Liebe zu thun, sondern weil mich der Herr Konsul hergeschickt haben.“

„Onkel Anton!“ sagte Käthe und ihre Augen leuchteten auf. „Hat ihn die Sorge um Friedrich versöhnlich gestimmt?“

Hellborn schüttelte den Kopf.

„Ach nein, Fräulein Käthe, der Herr Konsul sind nicht von denen, die im Unglück demüthig werden," antwortete er; „im Gegentheil, Sie steifen sich dann erst recht auf und wollen nichts von Nachgeben wissen . . . Hierher haben Sie mich auch nicht aus gutem Herzen geschickt . . . Sie haben mir vielmehr einen Auftrag gegeben . . . ich hätte ihn gar nicht annehmen sollen . . . Aber der Herr Konsul haben eine Art zu befehlen und Einen dabei anzusehen . . ."

„Hat er plötzlich wieder Lust, uns hier fortzutreiben?" fragte Käthe. „Wenn Sie das etwa der Mutter sagen sollen . . ."

„Durchaus nicht!" fiel Hellborn ein. „Im Gegentheil — wenn ich den Herrn Konsul richtig verstanden habe, so liegt ihm gerade daran, daß Sie hier bleiben. Ich sollte nämlich ausspioniren, ob Herr Friedrich auch Ihnen Nachricht geschickt hätte, und ob Sie etwa daran dächten, hinzureisen, um ihn zu pflegen. . . Der Herr Konsul würden dann Schritte thun, um dies zu verhindern."

„Die Mühe kann sich der Onkel ersparen," sagte Käthe halb bitter, halb verächtlich. „Auch spioniren zu lassen, ist nicht nöthig. Sagen Sie ihm, daß ich keine Nachricht von Friedrich habe, daß ich nicht weiß, wo er ist, aber auch, wenn ich's wüßte, der Mutter wegen nicht daran denken dürfte, zu ihm zu gehen. . .

Nachgesonnen, wie es möglich zu machen wäre, wenn er verwundet werden sollte, und mich gesehnt, es zu können, habe ich, seit ich weiß, daß er im Kampfe gewesen ist... Und wenn es schlimmer mit ihm werden sollte, wenn er je nach mir verlangte ...“

Ihre Stimme versagte; eine Zeit lang gingen sie schweigend weiter.

„Fräulein Käthe!“ fing Hellborn endlich schüchtern an; sie schrak zusammen, ihre Gedanken waren weitab gewesen. „Fräulein Käthe, ich möchte mich Ihnen hier empfehlen,“ fuhr er fort. „Sie haben eine schlechte Meinung von mir gefaßt... Sagen Sie mir nichts dagegen, es ist nicht anders möglich! Und nun zu der Frau Mutter zu gehen und bei jedem Worte denken zu müssen, Sie könnten das wieder für ein Aushorchen halten ...“

„Kommen Sie nur,“ sagte Käthe, die mit dem alten verängstigten Manne Mitleid fühlte. „Kommen Sie, die Mutter wird sich freuen.“

Er schüttelte den Kopf.

„Heute nicht!“ bat er in einem Tone, der Käthe zu Herzen ging. „Mir ist zu schlecht zu Muth ... ein Kreuz ist's, wenn man keine Courage hat! Wenn ich nur einmal zu dem Herrn Konsul sagen könnte: das thue ich nicht! — Aber wenn Sie mich mit den strengen Augen ansehen ... in ein Mauseloch möcht' ich mich verkriechen. So habe ich auch diesmal den Auftrag

angenommen... Das muß ich erst gut machen, damit Sie Vertrauen zu mir haben können."

„Das habe ich jetzt schon," sagte Käthe und reichte ihm die Hand. „Ich habe ja gesehen, daß Ihre Liebe sogar die Furcht vor Onkel Anton überwindet."

„Wie gut Sie sind!" rief Hellborn. „Ganz wie Herr Georg, der wußte Einen auch immer aufzurichten ... wenn ich nur mal was für Sie thun könnte!"

„Das können Sie," sagte Käthe; „geben Sie mir Bescheid, wenn Nachricht von Friedrich kommt ... sagen Sie mir Alles, auch das Schlimmste."

„Gewiß und wahrhaftig, Sie sollen Alles hören, was ich erfahre," gelobte Hellborn. „Vor dem Schlimmsten wird uns ja Gott der Herr in Gnaden behüten."

So schieden sie und Käthe ging zu der Mutter, ihr die eben empfangene Nachricht mitzutheilen. Christine brach in Thränen aus.

„Meine arme Käthe," sagte sie, „Du wirst ihn verlieren; mache Dich nur gleich darauf gefaßt! Ich habe das gewußt, sobald ich erfuhr, daß er mit mußte ... Wir sind nun einmal zum Unglück auserlesen ... wenn wir nur nicht hierher gekommen wären."

In dieser Stimmung blieb sie, und ihre Verzagtheit machte Käthe's Aufgabe noch schwerer. Aber sie gab sich redlich Mühe, auch jetzt noch tapfer zu bleiben, und wenn ihre Kraft zusammenzubrechen

drohte, wiederholte sie sich Friedrich's Worte, die letzten vielleicht, die er für sie geschrieben hatte: „Vergiß nicht, daß wir im Leben wie im Tode in Gottes Hand sind."

Endlich, nach langem, bangem Warten bekam auch Käthe Nachricht von dem Verwundeten. Er war mit einem der ersten Transporte in ein Heidelberger Hospital gebracht und befand sich, wie er Käthe durch einen Leidensgefährten schreiben ließ, in bester Pflege. Die Heilung der Wunde nahm erwünschten Verlauf, nur die Kräfte wollten nicht wiederkommen. Er hatte starken Blutverlust gehabt und eine ganze Nacht hülflos auf dem Schlachtfelde gelegen. Käthe solle sich aber nicht sorgen, fügte der Briefschreiber hinzu, er hätte ohne Friedrich's Vorwissen den Arzt gefragt und die tröstlichsten Zusicherungen erhalten. Briefe dürfe Friedrich empfangen und sehne sich sehr danach.

So war denn wieder ein Verkehr von Herz zu Herzen hergestellt! Käthe schrieb dem Geliebten lange, glückselige Briefe, und schon dem nächsten Krankenbericht waren von Friedrich's Hand ein paar Worte beigefügt. Aus den Worten wurden Zeilen, endlich kam ein Brief, der nur noch von fremder Hand adressirt war.

Friedrich schrieb, es gehe ihm so viel besser, daß sein Weitertransport in Aussicht genommen sei; wahrscheinlich würde er nach Berlin gebracht, und dort hoffe

er die Geliebte zu sehen. Sobald er Bestimmtes wüßte, sollte sie Bescheid haben.

Käthe war selig. Wenn sie Friedrich wieder hatte, war Alles gut — was weiter geschehen würde, fragte sie nicht.

Die Mutter erklärte sich zu der Uebersiedelung nach Berlin bereit; der Aufenthalt in Fischdorf war ihr längst unbehaglich, nur vor der Reise ins Unbestimmte, Zweck- und Ziellose hatte sie sich noch immer gescheut.

„Ich bin mit Allem einverstanden, was Dir Trost und Freude geben kann," sagte sie; „aber hoffe nicht zu fest . . . Du sollst sehen, es kommt noch etwas dazwischen."

Diesmal sollte sie Recht behalten; in der Abenddämmerung des nächsten Tages — Käthe hatte ein Telegramm erhalten, das Friedrich's Abreise von Heidelberg meldete, und war schon mit Packen beschäftigt — kam ein expresser Brief von Hellborn. Auf die Nachricht, daß Friedrich nach Berlin geschafft werden solle, schrieb der alte Mann, wäre der Konsul, wahrscheinlich in der Besorgniß, daß seine Schwester und Käthe dorthin gehen könnten, heute Nachmittag abgereist, um den Verwundeten nach Haus zu holen.

Nach Haus! damit war Käthe von ihm abgeschnitten, wenigstens von dem persönlichen Verkehr mit ihm, und dazu bestand die Mutter darauf, trotz dieses

Zwischenfalles die beabsichtigte Uebersiedelung nach Berlin auszuführen.

„Du wirst es leichter ertragen, Friedrich nicht zu sehen, wenn Du durch eine weitere Entfernung von ihm geschieden bist," sagte sie. „Ueberhaupt wirst Du Dir Deine Liebe aus dem Sinn schlagen müssen, armes Kind! — Je schneller und energischer Du es thust, um so besser für uns Alle."

Aber Käthe hoffte noch immer — auf was, hätte sie freilich nicht zu sagen gewußt — und bestürmte die Mutter so lange, bis sie wenigstens einen Aufschub der Reise erlangte.

„Ich will ja nur hören, wie Friedrich den weiten Transport überstanden hat," sagte sie, und dann schrieb sie an Hellborn und bat ihn dringend, ihr Alles mitzutheilen, was er von dem Kranken erfahren würde.

Am nächsten Morgen bekam sie die Nachricht, daß Friedrich in Berlin angekommen sei. Hellborn schrieb, der Konsul hätte telegraphirt, daß er dem Verwundeten einen Ruhetag geben müsse; erst zu dem Nachmittagszuge des folgenden Tages sollte der Wagen nach dem Bahnhofe geschickt werden. Sobald Friedrich angekommen wäre, fügte Hellborn hinzu, würde er telegraphiren und später ausführlich schreiben oder mündlich Nachricht bringen.

In der ganzen Trennungszeit war Käthe keine Nacht so lang und schwer geworden wie diese. Wie

sie es ertragen sollte, Friedrich so nahe zu wissen, ohne ihn zu sehen, begriff sie nicht, und ebenso unmöglich schien es ihr, den Willen der Mutter zu erfüllen und abzureisen. Die abenteuerlichsten Pläne, wie sie sich unter irgend einer Verkleidung in das Haus des Onkels wagen und Zutritt im Krankenzimmer erlangen könnte, gingen ihr durch den Sinn, aber im nüchternen Tageslicht gab sie dieselben wieder auf. Sie dachte auch daran, dem Onkel zu schreiben, ihn um eine, wenn auch noch so kurze Unterredung mit Friedrich zu bitten, war jedoch schon im nächsten Augenblick von der Erfolglosigkeit dieses Versuchs überzeugt.

Und dann kam die Zeit, in der Friedrich von Berlin abfahren mußte. Immer größer wurde Käthe's Unruhe, ihre Sehnsucht, von ihm zu hören, und die Sorge um ihn.

Aber „die Stunde rinnt auch durch den rauhsten Tag“ — und so kam auch die Zeit heran, in welcher Friedrich das Vaterhaus erreicht haben mußte und das versprochene Telegramm eintreffen konnte. Warum kam es nicht! Wieder und wieder sah Käthe nach der Uhr, las Hellborn's Brief und studirte das Coursbuch; aber es blieb dabei: Hellborn hatte gleich nach Friedrich's Ankunft zu telegraphiren versprochen, und der Nachmittagszug mußte längst angekommen sein. Endlich hielt es Käthe nicht mehr aus; sie kam auf

die Vermuthung, das Telegramm könnte liegen geblieben sein, und machte sich auf den Weg, danach zu fragen.

In Gedanken verloren, eilte sie vorwärts und trat, als ihr in der engen Dorfgasse ein Wagen begegnete, ohne aufzusehen bei Seite; aber eine bekannte Stimme rief ihren Namen, der Wagen hielt und Hellborn stieg aus, mit so verstörter Miene, daß Käthe, schon ehe er sprach, auf Schlimmes gefaßt sein mußte.

„Was ist geschehen?" fragte sie, schnell herantretend, während er ihr die zitternde Hand entgegenstreckte.

„O Fräulein Käthe ... das Unglück!" rief er. „Aber der Herr Konsul sind selber schuld — hätten Sie Herrn Friedrich in Berlin gelassen ..."

„Was ist geschehen?" wiederholte Käthe; ihr Gesicht war marmorweiß, sie war wie versteinert vor Angst und Schrecken.

„Die Wunde ist wieder aufgebrochen," antwortete Hellborn. „Man hat Herrn Friedrich nicht bis nach Haus bringen können ... er liegt im Bahnwärterhäuschen an der Waldstation ... ein Herr, der bis dahin mit im Coupé war, hat mir Bescheid gebracht. Zum Glück ist unter den Reisenden ein junger Arzt gewesen, der ist dort geblieben ... aber unser Herr Medizinalrath fährt auch noch mit dem nächsten Zuge hin ..."

„Ich fahre mit!“ fiel Käthe ein. Hellborn sah nach der Uhr.

„Wenn Sie nur noch hinkommen,“ sagte er; „ich habe eine halbe Stunde verfahren, ehe ich den Herrn Medizinalrath antraf. Aber später geht noch ein Packzug . . .“

„Warten kann ich nicht!“ fiel Käthe wieder ein. „Geben Sie mir Ihren Wagen, lieber Hellborn, und gehen Sie zur Mutter, ihr Bescheid zu bringen . . . Vielleicht kommen Sie mir nach. . . Wie heißt die Station?“

„Waldstation . . . es ist die zweite von hier ab,“ antwortete Hellborn, und ihre Hand erfassend, fügte er ängstlich hinzu: „Sie können doch nicht allein hinfahren . . . fürchten Sie sich denn nicht vor dem Herrn Konsul?“

Sie sah ihn mit großen Augen an.

„Nein!“ sagte sie, „ich fürchte nur . . .“ Damit brach sie ab, machte sich los und stieg in den Wagen. „Schnell nach der Stadt zurück, nach dem Bahnhofe!“ rief sie dem Kutscher zu, und während dieser umlenkte, sah Hellborn, wie sie, die Hände im Schoß gefaltet, unbeweglich dasaß und vor sich hinstarrte.

„Die stirbt Herrn Friedrich nach, wenn wir das Unglück haben sollten!“ sagte Hellborn zu sich selbst und schlug schweren Herzens den Weg zur Strandvilla ein.

— — — — — — — — — — — — — —

„Lebt er noch?“ fragte sich Käthe, als sie im stillen, goldigen Herbstsonnenschein dahinfuhr. Aber während sie nichts Anderes denken konnte, und jeder Schlag ihres Herzens diese bange Frage wiederholte, blieben ihre Sinne für jeden Eindruck empfänglich. Sie spürte den kräftigen Geruch des Tannenwaldes, den die Straße durchschneidet; sie sah, wie in der klaren Luft weiße Fäden hinzogen und wie die Ebereschen zur Seite des Weges im rothen Beerenschmuck prangten; sie hörte das süße Singen der Staare, die hin und wieder auf den Bäumen rasteten, das Krächzen einer vorüberfliegenden Krähenschaar und das langgezogene Rauschen der Tannenwipfel.

Und dann kam sie an freies Feld; ein Schäfer trieb seine Heerde darauf hin. Und dann kamen Gartenhecken und kleine Häuser, und eine Gartenmauer mit eisernem Gitterthor, und ein Pavillon mit geschlossenen Fensterläden. Das war der Schauplatz jener Unglücksscene, die Onkel Anton's Antipathie zum Haß gesteigert hatte und vielleicht heute noch — nach beinahe zweiundzwanzig Jahren — ein neues Opfer forderte.

Und nun rasselte der Wagen über das Pflaster der Stadt; da war der Hafenplatz wieder, dort das Fenster, an dem Käthe an jenem Maiabend gesessen und von Friedrich geträumt hatte; da war sein Vaterhaus ... ob er es jemals wiedersah?

Weiter ging es, zur andern Seite der Stadt hinaus, und endlich war der Bahnhof erreicht. Der Zug stand da, und bald saß auch Käthe in einem der Coupés — wie sie dahin gekommen war, wußte sie nicht — und die theilnehmend-neugierigen Blicke der Mitreisenden thaten ihr weh, und der Lärm der Abfahrt drang betäubend auf sie ein; und während sie wieder jede Einzelheit unterschied: das Laufen und Rufen der Schaffner, das Rollen der Gepäckkarren, das Zuschlagen der Thüren, den grellen Klang der Perronglocke, das Zischen, Puffen und Pfeifen der Maschine, hörte sie immer das Schreckliche: „Lebt er noch?“ — und dann bildeten die rasselnden Schläge des schneller und schneller fortschießenden Zuges die taktmäßige Begleitung dazu, während Felder, Wälder und Dörfer auftauchten und verschwanden, und immer neue Felder, Wälder und Dörfer — — stundenlang, tagelang, eine Ewigkeit — wie es ihr schien — und immer dasselbe taktmäßige Rasseln und Schlagen zu der Frage: „Lebt er noch? — lebt er noch?“

Endlich hieß es: „Waldstation!“ Käthe stand auf dem Perron und der Zug brauste weiter. Da war eine kleine, offene Wartehalle, ein kleines Gelaß für den Billetverkauf und jenseit eines Fahrweges, der sich zur Rechten und Linken der Bahn im Walde verlor, ein Wärterhäuschen.

Sich gewaltsam aufraffend, ging Käthe darauf

zu; ein korpulenter Herr in mittleren Jahren, der mit ihr ausgestiegen war, überholte sie und trat hinein.

„Der Medizinalrath!“ sagte sie zu sich selbst. Jetzt hatte auch sie die offene Thür erreicht; Stimmengemurmel war zu hören. „Lebt er noch?“ schrie ihr Herz, und die Hände zusammenpressend, trat sie über die Schwelle.

Der enge Raum war ganz erfüllt von Sonnenlicht; es überströmte auch das Lager, auf dem Friedrich gebettet war; bleich, regungslos, mit geschlossenen Augen lag er da. Der Medizinalrath und ein junger, dunkelhaariger Mann — wahrscheinlich der Arzt, der, wie Hellborn erzählt hatte, zum Beistande des Verwundeten hier geblieben — waren um ihn beschäftigt. Der Konsul — Käthe ahnte, daß er es war — stand, ihr den Rücken zuwendend, am Fußende des Bettes.

Käthe blieb athemlos lauschend am Eingange stehen, und wieder sah und hörte sie Alles, was vorging, obwohl ihre ganze Seele von der tödtlichsten Angst um Friedrich erfüllt war.

„Der Blutverlust ist schon während der Fahrt sehr bedeutend gewesen, und ich habe Mühe gehabt, ihm Einhalt zu thun,“ sagte der junge Arzt. „Jetzt ist der Verband wieder in Ordnung, aber ...“

„Sie haben doch keine ernsten Befürchtungen, Herr Medizinalrath? — Herr Doktor?“ fiel der Konsul ein, und die sonst so harte, kalte Stimme bebte.

Der Medizinalrath zuckte die Achseln. Er prüfte nochmals Puls und Herzschlag, dann richtete er sich auf und sagte dem jüngeren Kollegen ein paar lateinische Worte, die Käthe nicht verstand.

„Wenn ich nur einen jungen, kräftigen Menschen herbeizuschaffen wüßte,“ antwortete der jüngere Arzt. „Ich möchte eine Transfusion vorschlagen . . . die nöthigen Instrumente habe ich zufällig im Handkoffer. Aber die nächste Ortschaft ist, wie ich höre, anderthalb Stunden weit, und der Bahnwärter kann seiner Funktion wegen nicht fort.“

Transfusion — das Wort mußte Käthe vom Vater gehört haben . . . ja, sie besann sich auf die Bedeutung desselben: in die Adern des an Erschöpfung Hinsterbenden sollte Blut eingespritzt werden.

Aufathmend trat sie heran — „Gott Dank, daß ich zur rechten Zeit gekommen bin!“ sagte sie zu sich selbst und laut fügte sie hinzu: „Ich bitte Sie, mein Blut zu nehmen.“

Ueberrascht sahen sich die drei Männer nach ihr um, sie aber beugte sich, alles Andere vergessend, über den Geliebten.

„Friedrich . . . lieber Friedrich!“ flüsterte sie; er schien sie nicht zu hören; die Augen blieben geschlossen, die Hände lagen wie leblos auf der Decke, sein Athem war kaum zu spüren.

Käthe richtete sich auf; die kostbare Zeit durfte nicht mit Klagen verschwendet werden.

Der Konsul trat auf sie zu; sein böser Blick lag fest auf ihr; sie hielt ihn aus.

Seine Absicht war, das junge Mädchen zurückzuweisen; aber war es die Sorge um Friedrich, die ihn lähmte, oder scheute er sich, den neuen Familienzwist vor Fremden zu zeigen, oder rührte ihn Käthe's Anblick, die heute ihres Vaters Schwester ähnlicher sah als je — er konnte nicht und ließ es geschehen, daß Käthe seine Hand ergriff.

„Lieber Onkel, gestatten Sie den Versuch,“ fing sie an; der junge Arzt fiel ihr ins Wort.

„Es ist die einzige Möglichkeit der Rettung,“ sagte er dringend. Der Konsul wendete sich zu dem Medizinalrath.

„Ihre Meinung, lieber Doktor?“ fragte er mit erstickter Stimme.

Der Medizinalrath schüttelte den Kopf.

„Ich habe wenig Hoffnung,“ sagte er; „aber wir können es versuchen ... Es fehlt hier freilich an allen Hülfsmitteln: Gefäßen zum Auffangen des Blutes, warmem Wasser, Leinwand zum Verbinden.“

Es wurde Alles herbeigeschafft. Der Bahnwärter, der sich wie gerufen in diesem Augenblicke einfand, stellte zur Verfügung, was er an Tellern und Tassen besaß, holte Wasser und machte Feuer in seinem kleinen

Ofen, während Käthe einige Taschentücher des jungen Arztes zu Binden zerschnitt, und er selbst seine Instrumente auspackte und in Stand setzte. Nach kurzer Zeit war Alles in Bereitschaft.

„Ich bemerke nochmals, daß ich wenig Hoffnung habe,“ sagte der Medizinalrath. Aber Käthe wiederholte in Gedanken die Worte Friedrich's: „Im Leben wie im Tode sind wir in Gottes Hand,“ und reichte vertrauensvoll den Arm hin zum Oeffnen der Ader.

— — — — — — — — — — — — — —

Wieder kam es dröhnend, rasselnd, keuchend auf dem Schienenwege heran. Es war der Güterzug. Die Fahne in der Hand, stand der Bahnwärter auf seinem Posten und sah voll Erstaunen, daß der Zug, der sonst vorüberbrauste, anhielt, um einen alten, hageren Mann und eine schwarzgekleidete Frau absteigen zu lassen.

Sie kamen auf das Häuschen zu, der Bahnwärter ging ihnen entgegen.

„Liegt nicht bei Ihnen ein Verwundeter?“ fragte der Mann.

„Ist nicht eine junge Dame gekommen?“ fiel ihm die Frau ins Wort.

„Jawohl, jawohl, die Herrschaften sind alle da,“ antwortete der Bahnwärter. „Spazieren Sie nur gefälligst hinein, wenn noch Platz ist. . . Der junge

Herr ist glücklich wieder zum Leben gekommen und das Fräulein ..."

Christine hörte nicht weiter; sie eilte der offenen Thüre zu. Noch immer war der kleine Raum von Sonnenschein durchleuchtet. Im Hintergrunde lag Friedrich mit blassem, stillem Gesicht, die Augen auf Käthe gerichtet, die neben ihm auf einer Bank saß, dem einzigen Sitz des ärmlichen Gemaches. Aber was war ihr geschehen? — halb ohnmächtig in sich zusammengesunken, lehnte sie an der Schulter des Onkels, der sie sorglich stützte, während ein Unbekannter mit blutbefleckter Binde ihren Arm umwand.

Die Mutter stürzte auf sie zu.

„Käthe! um Gotteswillen, sie stirbt!" rief sie und wollte die Tochter umfassen, der Bruder hielt sie zurück.

„Sei ruhig, Christine," sagte er, ihre Hand ergreifend, und nie — so lange sie denken konnte — hatte sie seine Stimme so weich und freundlich gehört. „Sei ruhig ... Dein Kind hat Friedrich gerettet ... wenn er gestorben wäre durch meine Schuld!" ... Seine Stimme versagte, aber nach kurzer Pause fügte er, den Kopf erhebend, leise hinzu: „Die Vergangenheit ist ausgelöscht, ich hoffe, sie werden für einander leben und glücklich sein."

— — — — — — — — — — — — — —

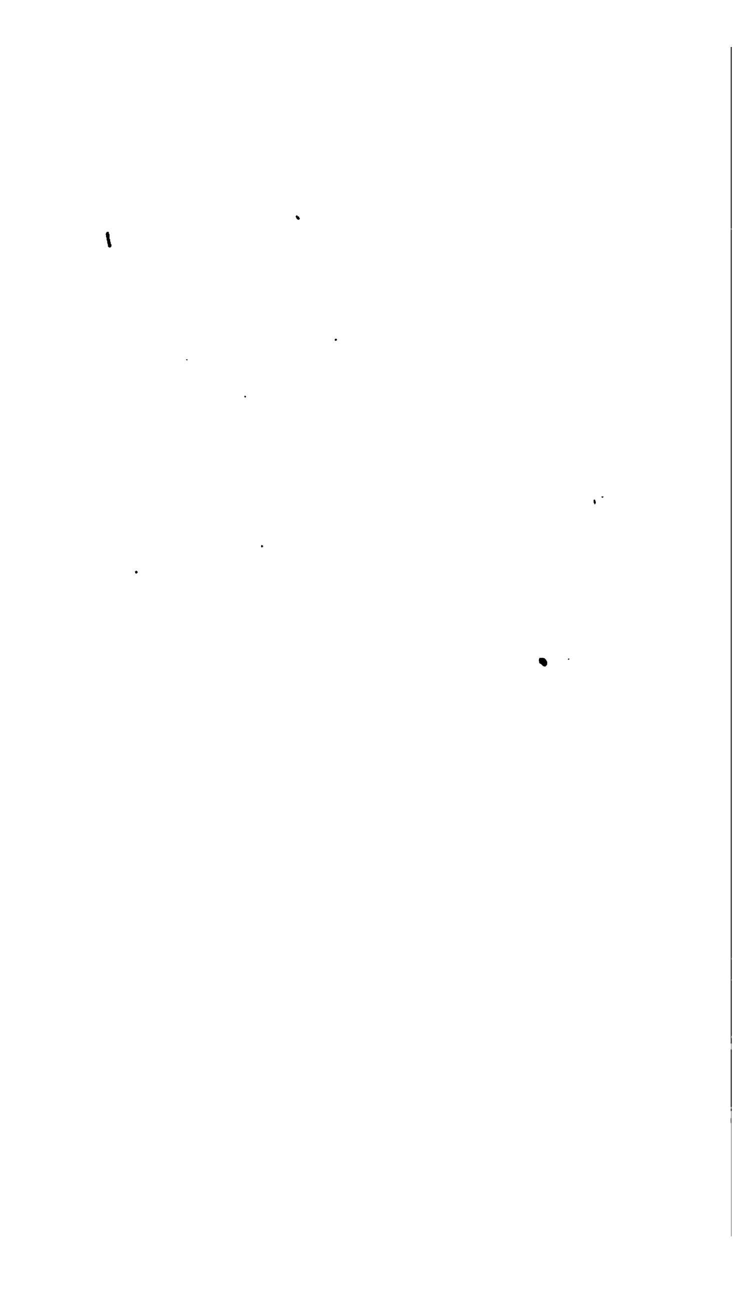
Die Hoffnung des alten Herrn ist in Erfüllung gegangen. Friedrich, seit Jahren der einzige Inhaber

der Firma Friedrich Anton Richter, ist wieder frisch und kräftig wie vor dem Kriege und glücklich im Besitz der geliebten Frau und seiner drei schönen, begabten Kinder, die von Großmutter Christine und dem alten Hellborn um die Wette verzogen werden.

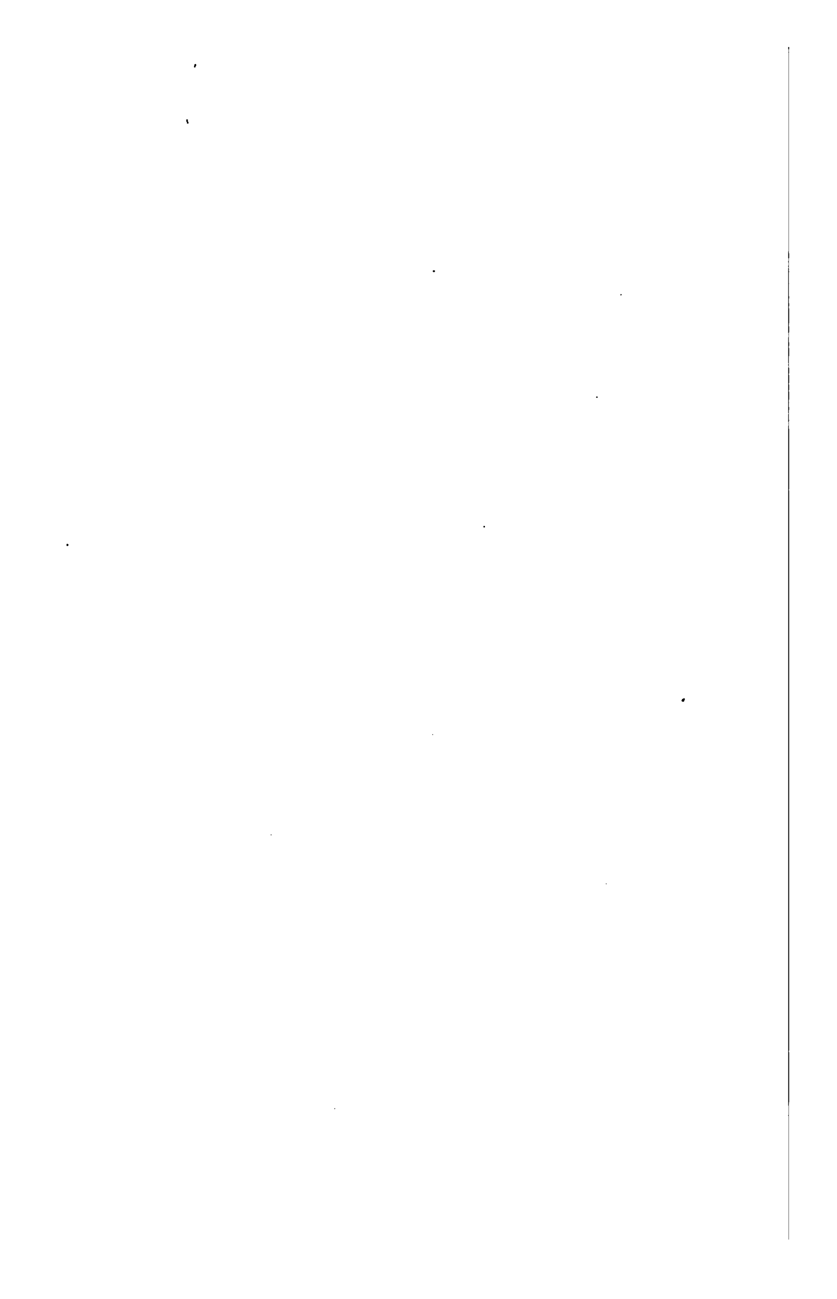
Der Konsul hat, nachdem er sich aus dem Geschäft zurückgezogen, lange den Plan gehabt, nach Hamburg überzusiedeln. Er kann sich in das neue, fröhliche Leben im alten Giebelhause nicht recht einfügen, und zwischen ihm und Christine sind, trotz aller guten Vorsätze, die Schatten der Vergangenheit geblieben. Aber Käthe hat es ihm angethan, obwohl er das nicht zugiebt und mehr förmlich als herzlich mit ihr verkehrt; daß es ihm schwer fallen würde, Friedrich zu entbehren, gesteht er jedoch selbst, und seitdem sich zu dem blonden Schwesterpaare Bertha und Christine ein kleiner Anton gesellt hat, ist das Hamburger Projekt so gut wie aufgegeben.

„Wer weiß," sagt der alte Herr hin und wieder zu Hellborn, „wer weiß, wie bald ich aus dem lauten Hause in das allerstillste übersiedeln darf. So will ich denn die kurze Spanne Zeit noch aushalten."

Im Grunde wünscht er, daß diese Spanne nicht zu kurz sein möge.



Nach zwanzig Jahren.



Ludwig von Kronau an Charlotte von der Wieden.

Moorheim, 23. Febr. 1853.

Liebe Tante! Dieser Brief ist für Dich allein; hoffentlich bekommst Du ihn, noch ehe Papa in seinem Rollstuhle am Frühstückstisch erscheint, und findest Zeit, ihn umgehend in aller Heimlichkeit zu beantworten. Ich brauche Geld, liebe Tante, cito, citissime 56 Thaler. Eigentlich noch 20 Silbergroschen mehr, aber die will ich aus eigenen Mitteln zuschießen, was für einen Lieutenant zu Ende des Monats alles Mögliche ist. Heute kann ich Dich nur bitten und beschwören, schick' mir das Geld! Wozu ich's gebrauche, sage ich Dir im nächsten Briefe. Thu' mir aber den Gefallen und mache Dir keine schwarzen Gedanken — ich habe weder gespielt, noch sonst dumme Streiche gemacht. Hätte ich das gethan, genug, um den Namen derer von Kronau zu gefährden, so würde mir Onkel

Heinrich's Kasse zu Gebot stehen; da sich's aber nur um die Freude eines ganz obskuren Menschenkindes handelt, muß ich den Pump bei Dir anlegen. Also umgehend Antwort, nicht wahr, liebe, kleine Tante? Und zwar fünffach gesiegelt. Zum Lohn bekommst Du dann sofort einen weitläufigen Bericht von Deinem sehnsüchtig wartenden Neffen Ludwig.

Ludwig an Charlotte.

Moorheim, 27. Febr. 1853.

Du bist die beste Tante der Welt! Gestern ist Deine Sendung gekommen: 57 Thaler in wackeren Kassenscheinen. „Somit bin ich Dir 10 Silbergroschen schuldig, das Uebrige hast Du von dem Privatlehrer Friedrich Wilhelm Klaus zu erhalten, der mir darüber Brief und Siegel ausgestellt. Dies ist nicht, wie ich's haben wollte, und ich fürchte, daß ich mich ungeschickt benommen habe. Aber ich will Dir die Geschichte hübsch von Anfang an erzählen. „Ordnung ist das halbe Leben," heißt es im Katechismus der Weisheit. Also setz' Dich an Dein Arbeitstischchen, kleine Tante; ich will, wie in guten alten Zeiten, zu Deinen Füßen auf dem Fenstertritt Platz nehmen (meine Beine waren damals freilich nicht so lang und unbequem wie heute), aber wie damals höre ich das Ticken der alten Uhr, das Prasseln des Feuers im Ofen, das Klirren der Stricknadeln in Deinen fleißigen

Händen, und wie damals leuchten Deine Augen durch die Dämmerung; nur Deine liebe, sanfte Stimme ist es nicht, die heute anfängt: „Es waren einmal ein König und eine Königin," denn ich habe das Wort und meine Geschichte beginnt in aller Bescheidenheit: „Es war einmal ein Lieutenant."

Werde nicht ungeduldig, Tantchen, wir sind bereits in medias res. Also: es war einmal ein Lieutenant, der lag in Garnison in einer großen Handelsstadt, wo viele „gebildete" Leute wohnen, und folglich viel Musik gemacht wird. In dem ersten Hause, das der Lieutenant bezog, gab es drei Klaviere, auf denen Tag ein, Tag aus gesündigt wurde. Im zweiten nur ein Klavier, aber daneben ein fürchterliches Streichquartett. Im dritten Klavier und Flöte; im vierten Klavier und Engländer, die schrecklichste musikalische Zusammenstellung, die zu denken ist. Endlich entdeckte er hinter dem Dome ein Gartenhaus, worin nach der Versicherung der Wirthin weder Klavier, noch Streich-, noch Blasinstrumente spuken. Von dem Vorderhause, dem nicht zu trauen ist, wird das Häuschen durch einen großen Garten getrennt; rechts und links auch nur Gärten; nach rückwärts Speicher und Lagerhäuser und im Parterre des Pavillons nur einige Räumlichkeiten zum Aufbewahren von Sämereien und Gartengeräthen. Beruhigt zog der Lieutenant ein, freute sich über die Aussicht in's Grüne, und wenn er hin und wider

auf Gang oder Treppe seinem Stubennachbar, einem großen, ältlichen Manne mit feinem melancholischem Gesicht begegnete, an dessen Thür „Friedrich Wilhelm Klaus, Lehrer der Mathematik“ zu lesen war, grüßte er ihn höflich und ohne Mißtrauen.

Acht Tage mochten so vergangen sein, da geschah es, daß der Lieutenant eines Abend nicht in's Kaffeehaus ging, sondern auf seinem Sopha in Betrachtungen über Welt und Menschen versunken, einsam seine Cigarre rauchte. Mit halbem Ohr hörte ich, denn besagter Lieutenant war niemand anders, als Dein gehorsamster Neffe, also mit halbem Ohr hörte ich meinen Stubennachbar nach Hause kommen und in seinem Zimmer umhergehen, plötzlich aber fuhr ich wie elektrisirt in die Höhe: Der Ton eines musikalischen Instrumentes erklang — einige Akkorde, einige Läufe — gerechter Himmel, der Mann spielte Guitarre!

Im ersten Augenblick wäre ich am liebsten aus der Haut gefahren — aber dann ging es mir wie dem hochseligen König Saul: David's Saitenspiel besiegte meinen Grimm. Der Mathematikus behandelte sein Instrument mit Meisterschaft — ich sage nicht mit Virtuosität; dazu war sein Vortrag viel zu einfach. Er erinnerte mich an die Art und Weise, in der Deine sanfte Stimme meine kleinen Geschwister in den Schlaf zu singen pflegte, vor Allem als er nach verschiedenen Liedern, Märschen und Phantasieen in

eine Melodie überging, die ich nur von Dir gehört habe, die Melodie des alten Liedes:

„Eh' die Ros' am Busen blüht,
Geißelt der Regen sie im Thal;
Eh' das Gold in Kronen glüht,
Schmilzt es in Tiegeln sieben Mal."

Er schien eine Vorliebe dafür zu haben, denn er wiederholte sie drei- oder viermal und mir wurde ganz heimathlich dabei zu Muth. Ich sah uns wieder in Kronau in der großen Kinderstube, wenn die Mutter hereinkam, uns gute Nacht zu sagen, ehe sie in Gesellschaft fuhr. Ich war stolz auf meine schöne Mutter und freute mich, wenn sie sich putzte. Wie eine Fürstin erschien sie mir in ihren rauschenden Seidenkleidern, mit den blitzenden Steinen um Hals und Arme. Aber die kleinen Mädchen wollten Mama gewöhnlich nicht fortlassen und weinten, bis Du versprachst zu singen oder zu erzählen. Warum bliebst Du denn immer zu Haus, kleine Tante? Du warst ja wenig älter als Mama und wärst ebenso schön gewesen, hättest Du gelächelt und Locken und Spitzen und glänzende Kleider getragen, wie sie. Erinnerst Du Dich, wie oft Euch die Leute verwechselten, als ihr in Trauer waret? Ich weiß auch, daß Mama Dir häufig zuredete, Du möchtest sie begleiten, aber dann sagtest Du: „laß mich, Karoline, mir ist am wohlsten hier bei den Kindern." Damals fand ich Das in der

Ordnung, jetzt aber glaube ich nicht mehr, daß es Deine ungezogenen Neffen und Nichten waren, die Dich von den Freuden der Geselligkeit abwendig machten. Doch das wollen wir besprechen, wenn ich einmal wieder in Kronau bin, jetzt muß ich Dir von meinem Zimmernachbar weiter erzählen.

Da mich sein Guitarrenspiel interessirt hatte, blieb ich an einem der nächsten Tage absichtlich zu Haus, um ihn wieder zu hören, aber er hatte mich am Fenster gesehen und spielte nicht. Nur wenn er sich allein glaubte, that er es, und ich muß gestehen, daß ich zuweilen um die Stunde, wenn er heimzukommen pflegte, die Lampe auslöschte und mich still in's Sopha setzte, um seine musikalischen Monologe zu belauschen. Sein Repertoir war ziemlich reich, beschränkte sich jedoch auf ältere Sachen: Opernfragmente, Lieder, Choräle, Tänze, alles ging bunt durcheinander, und fast immer spielte er zum Schluß die Melodie:

„Eh' die Ros' am Busen blüht,
Geißelt der Regen sie im Thal;“ —

Gegen Weihnachten wurde er krank; Tag und Nacht hörte ich ihn husten, von Stundengeben war keine Rede; endlich hatte seine Aufwärterin meinem Burschen vertraut, daß er das Bett nicht mehr verlassen könne, und unter diesen Umständen hielt ich es für erlaubt, ihm meinen nachbarlichen Beistand anzutragen. Der Empfang, der mir zu Theil wurde, war

nicht ermuthigend; ich ließ mich jedoch nicht abschrecken, um so weniger, da sich außer mir im vollen Sinne des Wortes keine Seele um ihn kümmerte. Meine Beharrlichkeit hat denn auch seinen Sinn erweicht; wir sind in freundlichen Verkehr gekommen und geblieben, und jede Stunde, die ich bei ihm zubringe, ist mir ein hoher Genuß. Leider sehe ich ihn nicht so oft, als ich möchte, denn er giebt den ganzen Tag Unterricht und Abends bin ich fast immer durch Geselligkeit in Anspruch genommen.

Halt — Eins hab' ich vergessen! Ehe ich weiter erzähle, kleine Tante, mußt Du versprechen, daß Du Annette nicht wieder erlauben willst, Dir beim Lesen meiner Briefe über die Schulter zu sehen. Für ernste Dinge haben Backfische nun einmal kein Verständniß. Denke Dir, in dem Zettel meiner chère soeur, der Deiner Sendung beigeschlossen war, heißt es unter anderm: „wissen möchte ich nur, ob das obskure Menschen*kind*, zu dessen Rettung Du Dich berufen fühlst, nicht etwa eine Menschen*tochter* ist — natürlich eine hübsche.“ Da ich nun wirklich von einer solchen zu berichten habe, soll Dame Naseweisheit nichts mehr hören. Strafe muß sein! — Aber was seh' ich. Auch Du, kleine Tante, machst ein Gesicht, als erwartetest Du jetzt das Auftreten eines schönen Nachbarkindes, dessen Existenz ich bisher frevelhaft verschwiegen? Nein, Tantchen, mein Mathematikus ist ein armer,

einsamer Junggesell, um den sich, wie ich Dir schon sagte, während seiner Krankheit keine Seele gekümmert hat.

Sehr verwundert war ich daher, als ich neulich, es war am 23. Februar, aus meinem Zimmer tretend, um zur Parade zu gehen, eine elfenhafte Gestalt — ich wußte nicht ob Kind, ob junges Mädchen — die Treppe heraufkommen und an die Thüre des Mathematikers eilen sah. Es war unverkennbar auf eine Ueberraschung abgesehen; die Kleine ging auf den Fußspitzen und drückte schnell und ohne anzuklopfen auf die Klinke — aber die Thür war verschlossen; mein Nachbar hatte seine Stundengänge längst begonnen. Mit einem Seufzer ließ die Fremde das Köpfchen sinken, doch nur einen Augenblick, dann nahm sie den Stubenschlüssel aus seinem Versteck unter der Strohmatte hervor, und während ich die Treppe hinunterging, schloß sie auf und schlüpfte in's Zimmer.

Neugierig, zu hören, wer die kleine Schönheit sein möchte, die so vertraulich bei meinem alten Freunde verkehrte, ging ich nach Hause, sobald die Parade zu Ende war. Ich kam zu einer peinlichen Scene. Schon im Flur hörte ich das Schelten einer Frauenstimme, und als ich den oberen Treppenabsatz erreichte, trat ein Weib, das einen langen Gegenstand unter dem Mantel verbarg, aus dem Zimmer des Mathematikers. Ihr nach kam meine hübsche Fremde. „Gute Frau,

hören Sie nur — warten Sie nur bis der Onkel da ist!" bat sie in einem Ton, der Steine erweicht hätte; aber die Megäre ließ sich nicht halten. Mit den Worten: „Geld hat er doch nicht!" schnob sie an mir vorbei; ihr Mantel flog auf und nun sah ich, daß sie die Guitarre meines alten Freundes, ein zierliches, mit Elfenbein und Gold kunstvoll eingelegtes Instrument in Mandolinenform, ein wahres Kabinetsstück, forttrug.

Das durfte nicht geschehen. Ich vertrat ihr den Weg, sagte ihr, daß sie kein Recht habe, in Abwesenheit des Besitzers etwas mitzunehmen, und verlangte die Rückgabe der Guitarre. „Kein Recht!" schrie sie mich an; da wäre ihr Schein, in dem geschrieben stände, daß wenn sie bis zum 21. Februar 1853 ihr Geld nicht hätte, die Guitarre ihr gehören solle. Eigentlich hätte sie dieselbe schon vor drei Monaten zurückbehalten wollen, aber sie besäße nun einmal ein zu gutes Herz. Auf die Versicherung, daß er sie bezahlen würde, hätte sie ihm das Instrument gelassen, obwohl sie schon damals einen Käufer dafür gehabt — auch einen ihrer Miethsleute, einem noch größeren Musiknarren, als Herr Klaus; der wäre auch allein daran schuld, daß sie dem armen Schlucker so lange Kredit gegeben, denn er hätte sie versichert, das Instrument wäre für den Kenner von hohem Werth. Nun aber hätte ihre Geduld ein Ende.

Ich versuchte den Wortschwall zu unterbrechen, die Zornige zu begütigen, sie ließ mich jedoch kaum zu Worte kommen, sondern fragte, ob ich sie bezahlen wolle, und als ich gestehen mußte, daß ich im Augenblicke nicht über 56 Thaler 20 Silbergroschen verfügen könne, rannte sie mit ihrer Beute davon. Das Einzige, was ich erreichte, war das Versprechen, einige Tage zu warten, ehe sie die Guitarre dem anderen Musiknarren auslieferte.

Wie ich mich schämte und ärgerte, kannst Du Dir denken, aber ich vergaß meinen Verdruß über die Betrübniß des Elfenkindes. Weinend stand sie am Treppengeländer; klagte, daß Onkel Klaus mit der Guitarre seine einzige Freude verloren und daß ihr Besuch das Unheil veranlaßt hätte — denn niemals würde die Frau in Gegenwart des Onkels so aufgetreten sein. Ich mußte die Kleine trösten, und zum Rettungsengel erkor ich Dich, beste Tante; d. h. ich beschloß, Dich um das Geld zu bitten, versprach, in felsenfestem Vertrauen auf Deine Güte, das Instrument in den nächsten Tagen einzulösen, bat die Kleine, den Onkel so lange mit einer frommen Lüge hinzuhalten, und hatte die Freude, ein Aufleuchten in den großen grauen Augen und ein Lächeln auf dem bleichen Gesichtchen zu sehen. Und dann, als der Brief geschrieben und „gepostet“ war, suchte ich meine junge Freundin im Zimmer des Onkels auf. Daß sie

gekommen, um seinen Geburtstag zu feiern, hatte sie mir schon vertraut — jetzt sah ich auch die herrlichen Vorbereitungen, die sie getroffen. Eine weiße Serviette lag auf dem Tische, und einen Kuchen hatte sie mitgebracht, ein Päckchen Chokolade und einen Immortellenkranz — frische Blumen wären im Februar zu theuer, sagte sie. Als ich aber eine Flasche Wein dazu stellte, war sie außer sich vor Freude.

Noch immer zerbrach ich mir den Kopf darüber, ob sie Kind war oder junge Dame. Jedenfalls war sie kein Backfisch, konnte auch nie einer gewesen sein. Dieser sinnige Mund wäre ebenso unfähig zu einer Albernheit, wie diese graziöse Gestalt zu einer ungelenken Bewegung. Zugleich kindlich und hausmütterlich sah sie aus, während sie die öde Junggesellenstube ordnete, so daß sie ein trauliches Ansehen gewann, und eine Mischung von Kindlichkeit und Erfahrung lag in Allem, was sie sagte.

Dringend bat sie mich, von Onkel Klaus nichts Uebles zu denken. Wenn er Schulden hätte, wäre es nur, weil er über seine Kräfte für andere gethan, für ihren verstorbenen Vater besonders, einen Subalternenbeamten, der jahrelang krank gewesen war und außer Stande, mit seiner geringen Pension die Erziehung seiner vier Kinder zu bestreiten. Aber Onkel Klaus hatte immer wieder geholfen, hatte beim Tode des Freundes das Letzte hingegeben, was er noch besaß,

und hatte endlich Schulden gemacht — die 56 Thaler 20 Silbergroschen gehörten dazu — um die vier Waisen zu versorgen, bis sie im Stande waren auf eigenen Füßen zu stehen. „Ich bin die Jüngste," fügte sie hinzu „und habe ihm am längsten beschwerlich fallen müssen. Noch im vergangenen Jahre hat er mir alles gegeben, als ob er mein Vater wäre." — „Und jetzt?" fragte ich. — „Jetzt sorge ich selbst für mich," antwortete sie und ihr Gesichtchen glänzte vor Stolz. „Seit Ostern bin ich Gesellschafterin, Vorleserin, ein Stückchen Haushälterin sogar, bei der Frau Gräfin Eppenheim."

Bei Tante Eppenheim! — Nur die Ankunft des Onkels hielt den „verwünschten alten Drachen" zurück, der mir auf den Lippen schwebte. Pardon, liebe Tante! Es gab ein rührendes Wiedersehen; es wurde gratulirt, Chokolade gekocht, Kuchen gegessen; die Nothlüge von dem Umstoßen der Guitarre, die einen geringen Schaden erlitten, von dem Herrn Lieutenant aber zu einem geschickten Instrumentenmacher geschafft sei, wurde stockend und erröthend vorgetragen. Dann kamen leider ein paar Kameraden, um mich zum Essen und Spazierengehen abzuholen, und als ich mich frei machen konnte, war das Elfenkind bereits mit dem Abendzuge fortgefahren. Mußte sie doch am nächsten Morgen wieder ihres dreifachen Amtes bei meiner ungnädigen Frau Tante in der Drachenhöhle zu Eppenheim warten.

Was ich weiter zu erzählen habe, ist nicht erfreulich. Dein Geld ist gekommen, kleine Tante, ich habe die Guitarre eingelöst, aber obwohl ich der Megäre Schweigen anbefohlen, hat sie mich sofort verrathen. Darauf hat es zwischen mir und meinem Nachbar eine peinliche Unterredung gegeben, und ich habe mir einen Schuldschein gefallen lassen müssen. Ganz unbegreiflich war mir der alte Herr bei dieser Gelegenheit; es kam eine Bitterkeit und Kleinlichkeit zum Vorschein, die ich sonst nie an ihm bemerkt habe. Was mich am meisten verletzte und überraschte, war der Ausruf: „Ich ertrag' es nicht, einem Kronau verpflichtet zu sein!“ Auf Erklärungen wollte er sich nicht einlassen. Hat denn jemals einer von uns —

Säbelgerassel! Kameraden kommen — aber der Brief soll fort. In Eile nochmals tausend Dank und tausend herzliche Grüße, die Du mit Papa und Annette theilen mußt. Schreibe bald, wie es Euch geht, und laß Dir in Gedanken die Hand küssen von Deinem treuen Neffen

Ludwig.

Charlotte an Ludwig.

Kronau, 2. März 1853.

Lieber Ludwig! Mit dieser Post kann ich Dir nur wenige Zeilen schicken. Wir haben das Haus voll Gäste, größtentheils junges, lustiges Volk, das

Tante Charlotte in gewohnter Weise in Anspruch nimmt und ihr zum Briefschreiben keine Zeit läßt. In aller Eile nur will ich Dich bitten, mir womöglich über Deinen Hausgenossen nähere Auskunft zu verschaffen. Die Namen Friedrich Wilhelm Klaus, sein Lieblingslied, mandolinenförmige Guitarre — hat sie vielleicht ein blaues Band mit dem silbernen Namenszuge K. v. R.? — bringen mich auf die Vermuthung, daß er ein Bekannter, ein Jugendfreund von mir sein könnte. Sein wirklicher Name wäre dann Friedrich Wilhelm Klaus von Rudorf. Suche das zu erfahren, lieber Ludwig; aber sage nicht, daß ich mich danach erkundige, nenne überhaupt meinen Namen nicht. Warum, sollst Du später hören — für jetzt erfülle meine Bitte sobald Du kannst. Aber geh' vorsichtig zu Werk. Annette wird Dir wohl ausführlich geschrieben und gesagt haben, wie Du von Allen vermißt wirst. Deinem Vater geht es verhältnißmäßig gut. Leb' wohl und antworte so rasch als möglich Deiner Tante

Charlotte.

Ludwig an Charlotte.

Moorheim, 5. März 1853.

Hoffentlich weißt Du, liebe Tante, wie sehr mir die Erfüllung Deiner Wünsche am Herzen liegt, aber zum Diplomatisiren bin ich leider nicht geschaffen, und

lasse ich mich auf dergleichen ein, so giebt's gewiß im entscheidenden Moment einen Krach, einen Riß, und was ich schon zu halten glaubte, verflattert in alle Winde.

So ist's mir im vollen Sinne des Wortes mit meinem Hausgenossen ergangen. Laß Dir erzählen: Gleich nach Empfang Deines Briefes legte ich mich in einen Hinterhalt, denn — ob Zufall oder Absicht — seit der Guitarrengeschichte war mein Herr Nachbar fast nie zu Haus, wenn ich bei ihm anklopfte. Diesmal aber attrapirte ich ihn. Die Guitarre lehnte am Sopha, wie zufällig nahm ich sie hin — ob das Band jemals blau gewesen, läßt sich nicht mehr erkennen, aber die Buchstaben K. v. R. waren richtig da. Die Fühlung, wie wir Soldaten sagen, war also gewonnen, und rasch entschlossen ging ich zur Attacke vor.

Meine erste Frage, ob Klaus schon in früheren Zeiten mit den Kronau's bekannt gewesen wäre, bejahte er ohne weiteres. Nach dem Ausruf von neulich konnte er das auch nicht gut ableugnen — als ich aber fortfuhr: ob er zu jener Zeit einen Herrn Klaus von Rudorf gekannt, und ob er mir sagen könne, was aus demselben geworden, wechselte er die Farbe, schwieg eine Weile und antwortete durch die sonderbare Gegenfrage: „Ihre Frau Mutter ist todt? — „Seit acht Jahren," gab ich zur Antwort. — „Hat Ihr Herr Vater nach Klaus von Rudorf

gefragt?“ fuhr er fort. Ich verneinte das. „Dann erlassen Sie mir die Antwort,“ sagte er und sprach von anderen Dingen.

Natürlich nahm ich mir vor, bei nächster Gelegenheit auf die Sache zurückzukommen, aber am folgenden Morgen, d. h. heute früh, händigte mir mein Bursche folgende Zuschrift ein:

„Mein lieber junger Freund!

„Ihre Erkundigung nach Klaus von Rudorf läßt mich ahnen, daß Sie die Wahrheit wissen oder doch vermuthen. Meine Vergangenheit zu verleugnen habe ich keinen Grund, ebensowenig kann ich mich aber entschließen, Fäden wieder anzuknüpfen, die einem Lebensabschnitt angehören, mit dem ich völlig abgeschlossen habe. Schon Ihr Name war eine beständige peinigende Mahnung an jene Zeit. Der liebenswürdigen Wärme, mit der Sie mir Einsamen entgegenkamen, vermochte ich jedoch nicht zu widerstehen. Ueberdies sah ich oder glaubte zu sehen, daß Sie mir völlig unbefangen gegenüberstanden. Das ist nun anders geworden, und so ist's wohl am besten, wir brechen den Verkehr ab, der für uns beide nur noch peinlich sein könnte. Ich habe eine andere Wohnung bezogen und bitte Sie, mir nicht nachzuforschen. Leben Sie wohl und verzeihen Sie einem alten, müden Mann, der für den Rest seiner Tage nichts mehr ersehnt, als Ruhe. — Anbei der Betrag meiner Schuld

und herzlichen Dank für jede Freundlichkeit, die Sie mir erwiesen haben. — Klaus von Rudorf."

Ist das nicht zum Todtschießen, kleine Tante? Wegen einer harmlosen Frage so auf und davon zu gehen! Nie im Leben habe ich mich so geärgert, und nebenbei quält es mich, daß er das Geld zurückgegeben hat. Wer weiß, welche Entbehrungen ihm das verursacht. Aber ihm nachspüren, mich aufdrängen kann ich nicht — der Meinung bist Du doch auch, liebe Tante? Und Du vergiebst mir mein Mißgeschick oder Ungeschick — was größer ist, sollst Du entscheiden. In grimmiger Betrübniß Dein Ludwig.

Annette an Ludwig.

Kronau, 7. März 1853.

Hochzuverehrender Herr Bruder! Eigentlich hatte ich mir vorgenommen, Ew. Gnaden nicht mit meinen Briefen zu belästigen, denn „was verstehen Backfische von ernsten Dingen" — aber Umstände verändern die Sache! Uebrigens ist mir durchaus nicht spaßhaft zu Muth, und ich bitte Dich, mir ernsthaft auf die Frage zu antworten, was eigentlich vorgeht, oder vielmehr, was Du an Tante Charlotte geschrieben hast? Als ihr Papa, der am Frühstückstische die Postmappe aufschloß, Deinen Brief zuschob, steckte sie ihn ungelesen ein, ging bald darauf fort, und als sie wieder kam, sah sie aus, als ob sie geweint hätte.

Den ganzen Tag war sie zerstreut und traurig, wie ich sie nie gesehen habe, und als ich sie fragte, was ihr fehle, antwortete sie: „nichts, Kind, ich habe Kopfweh.“ Unter diesem Vorwande begab sie sich gleich nach dem Abendessen in ihr Zimmer. Aber es war nur eine Ausrede, denn wenn sie Kopfweh hat, liegt sie still wie ein geduldiges Lamm und sieht es gern, wenn ich zu ihr komme, ihr die Hand auf die Stirn zu legen. Gestern hatte sie nach meiner Stube den Riegel vorgeschoben; ich hörte deutlich, daß sie hin und her ging, und als es endlich still war, und ich durch's Schlüsselloch sah — Du brauchst nicht Pfui! zu sagen, was mich dazu trieb, war nicht Neugier, sondern Sorge um Tante — als ich durchsah, saß sie am Schreibtisch. Ich fürchte, sie hat die ganze Nacht geschrieben, denn so oft ich erwachte, sah ich ihr Licht durch die Thürritzen schimmern, und heute Morgen war sie so blaß, daß es sogar dem Vater auffiel. Das alles ängstigt mich, weil es mit dem Briefe von Dir zusammenzuhängen scheint. Ich kann den Gedanken nicht loswerden, daß mit Dir etwas geschehen ist, was Papa nicht wissen soll. Bitte, sage mir, was es ist, ich werde Deine Sache führen und verspreche Dir, dem Papa keine Ruhe zu lassen, bis er Dich wieder zu Gnaden annimmt. Hab' ich einmal den Ruf einer verzogenen Tochter, so will ich auch danach thun. In Eile Deine treue Annette.

Annette an Ludwig.

Kronau, 8. März, 1853.

Lieber Bruder! Deine Aufschlüsse sind nicht mehr nöthig — ich weiß alles, für den Augenblick sogar mehr als Du. Heute Morgen ließ mich Tante Charlotte an ihr Bett kommen — sie ist jetzt wirklich krank, aber der Doktor sagt, zu ängstigen brauchten wir uns nicht. Sie gab mir Deinen letzten Brief zu lesen und einliegende Blätter, die ich ebenfalls lesen durfte. Ich bin ganz wirblig davon — eine wahre Liebesgeschichte, von der wir die Heldin kennen; Du sogar auch den Helden! Es ist zwar viel Traurigkeit dabei, doch das Ende ist ja noch nicht da und das muß gut werden. Mein Plan ist fix und fertig. Vor allem lies aber erst, was Tante schreibt, dann sage ich Dir, was ich beschlossen habe. —

Einlage.

Charlotte an Ludwig.

Kronau, 6. März 1853.

Lieber Ludwig! Obwohl ich das Zartgefühl, das Dir verbietet, Dich Herrn von Rudorf aufzudrängen, vollkommen billige, bitte ich Dich doch, in der Stille nach ihm zu suchen und seine Verhältnisse zu erforschen. Der Gedanke, daß er mit Sorgen zu kämpfen hat, läßt mir keine Ruhe. Unterrichte Dich darüber, und wenn es so ist, so hilf mir Mittel und Wege aus-

findig machen, wie wir ihm beistehen können, ohne uns zu verrathen. Mein Name, das lege ich Dir nochmals an's Herz, darf unter keiner Bedingung genannt werden. Und noch eins, lieber Ludwig, auch den Namen Rudorf nenne nicht. Ich glaube zwar, daß er schon seit Jahren keine Ursache mehr haben kann, denselben zu verschweigen, aber er hat es gethan, und jedenfalls haben wir kein Recht, sein Geheimniß zu verrathen. Die Behörden darfst Du deshalb bei Deinen Nachforschungen nicht zu Hülfe nehmen. — Bitte, verstehe mich nicht falsch, mein Kind. Glaube nicht, daß Rudorf — aber was nützen alle diese Andeutungen, und wie kannst Du mir die rechte Hülfe gewähren, wenn Du nicht weißt. um was es sich eigentlich handelt? Am besten ist's, ich erzähle Dir die Geschichte der kurzen Freundschaft zwischen mir und Klaus — Du wirst dann auch begreifen, warum ich soviel ernster war, als Deine Mutter.

Ob Du jemals von der unglücklichen Ehe Deiner Großeltern gehört hast, weiß ich nicht. Meine Mutter, eine Kronau, die einzige sehr verzogene Tochter ihrer Eltern, hatte sich gegen den Willen derselben mit dem armen Lieutenant von der Wieden, dem Abkömmling einer alten aber sehr heruntergekommenen Familie verlobt, und als ihrer Heirath Hindernisse in den Weg gelegt wurden, ließ sie sich von ihm entführen. Natürlich wurde sie von der ganzen Familie Kronau in den

Bann gethan. Mein Vater kam in eine kleine Garnison, wo die junge, schöne, verwöhnte Frau alles entbehrte, was das Leben schmückt. Dazu kamen Sorgen, die durch die Geburt zweier Kinder noch vermehrt wurden, Mißstimmungen meines Vaters, der sich in seiner Carrière, wie er meinte, durch den feindlichen Einfluß der Kronau's gehemmt sah; als meine Mutter an das Sterbebette ihres Vaters gerufen wurde, um seine Verzeihung zu empfangen, war sie nicht im Stande, den Ihrigen zu verbergen, daß sie das gehoffte Glück nicht gefunden hätte, und dem Einfluß der Familie gelang es, sie zur Trennung von meinem Vater zu bestimmen.

Zu jener Zeit war ich noch zu klein, um die traurigen Verhältnisse im Vaterhause zu verstehen, aber darunter gelitten habe ich schon damals. Zum Bewußtsein meiner Entbehrung kam ich freilich erst, als Mutter und Schwester fortgingen. Karoline sollte auf immer bei der Mutter, ich auf immer bei dem Vater bleiben. Aber meine Wärterin wiederholte mir so lange: die Beiden hätten Papa und mich nicht mehr lieb, daß ich meine Sehnsuchtsthränen trocknete. Und dann erblaßte die Erinnerung, und ich gewöhnte mich an mein einsames Leben.

Mein Vater war ein ernster, schweigsamer Mann, vor dem ich mich fürchtete, obwohl er mir nie ein böses Wort sagte. Ich glaube, es war die dunkle

Erinnerung einer Scene zwischen ihm und der Mutter, die mich verschüchterte. Wenn er ins Zimmer trat, bekam ich Herzklopfen, und bei allem, was ich that oder sagte, quälte mich das Gefühl, daß er unzufrieden damit wäre. Das Einzige, was ihm sichtlich Freude machte, war mein bescheidenes Talent für Musik. Da ich nicht in die Schule gehen sollte, war mein Unterricht einer alten Mamsell anvertraut, die in unserer Nachbarschaft wohnte. Diese gute Dame unterwies mich auch im Klavierspiel, und als ich größer wurde, im Gesang, das heißt sie lehrte mich die verschollenen Lieder, die sie in ihrer Jugend gesungen hatte. Daß meine musikalische Ausbildung sehr mangelhaft war, versteht sich von selbst — aber Papa wurde nicht müde, mir zuzuhören, wenn ich auf unserem schwachklingenden Spinett meine Kunstfertigkeit produzirte, und als ich ihm mein erstes Liedchen vorsang, küßte er mich auf die Stirn — eine Liebkosung, die mir erst einmal, bei meiner Konfirmation, zu Theil geworden.

Als ich sechzehn Jahre alt war, wurde mein Vater Hauptmann und kam nach Moorheim. Wir zogen in ein Gartenhaus hinter dem Dome — Deiner Beschreibung nach dasselbe, in dem Du jetzt wohnst, lieber Ludwig. Mein Leben wurde hier noch einsamer als bisher; ich vermißte die Musikstunden bei meiner guten alten Mamsell und ihre endlosen Geschichten aus

vergangenen Tagen; die Freuden der Geselligkeit aber, die sie mir tröstend verheißen hatte, blieben aus. Niemand kümmerte sich in der großen Stadt um die schüchterne Fremde, und wenn ich hin und wieder am Arm meines Vaters einen Spaziergang machte, wurde mir weh' zu Muth beim Vorüberfluten der Menschenschaaren, unter denen nicht eine Seele war, die mir wohlwollte. Dagegen sah ich mit Freuden, welchen günstigen Einfluß die neue Umgebung auf meinen Vater ausübte. Er wurde zugänglicher, mittheilsamer, besuchte das Kaffeehaus, wo die älteren Offiziere zusammenzukommen pflegten, und fing an, sich so lebhaft für Politik zu interessiren, daß er sogar mir von den Tagesereignissen erzählte.

Es war zur Zeit, als im Nachbarlande Hannover der Regierungsantritt Ernst August's zu heftigen Streitigkeiten zwischen Land und Krone Anlaß gab. Ich hörte von der Aufhebung der Verfassung, von Protesten, Ausweisungen, Verwarnungen; hörte zum erstenmale die Namen: Grimm, Gervinus, Dahlmann u. s. w., kam nach den Mittheilungen des Vaters zu der Ansicht, daß es im deutschen Vaterlande eine Rotte entsetzlicher Menschen gebe, die sich Liberale nannten, und erwartete nichts Geringeres von denselben, als den Umsturz alles Bestehenden und die Einführung einer Schreckensherrschaft. Es gab Stunden, in denen sich meine Phantasie auf diesem Hintergrunde allerhand

düstere Bilder ausmalte, bald aber beschäftigten mich die Geschicke Deutschlands weit weniger, als ein Ereigniß in meinem eigenen Leben.

Ich machte eine Bekanntschaft, oder laß mich lieber sagen, ich fand einen Freund! Zur Bekanntschaft gehört, was Du Anstandspräliminarien zu nennen pflegst — mein Freund aber kam unangemeldet und unvorgestellt; ich wußte nicht einmal seinen Namen, und lange waren wir uns lieb und vertraut, ohne nur ein Wort mit einander gewechselt zu haben. — Eines Abends — es war im Dezember — war ich allein zu Haus. Ich hatte gestickt, bis mir die Augen schmerzten, jetzt war die Arbeit fertig, aber da sie keinen rechten Zweck hatte, machte sie mir auch keine Freude. Das Gefühl, wie einsam und freudelos mein Leben war, kam wieder einmal über mich, und um die Mißstimmung zu überwinden, setzte ich mich an's Klavier, spielte ein paar alte Melodien und stimmte endlich mein Lieblingslied an

„Eh' die Ros' am Busen blüht,
Geißelt der Regen sie im Thal.
Eh' das Gold in Kronen glüht,
Schmilzt es in Tiegeln sieben Mal."

Die melancholische Weise machte mich jedoch nur noch trauriger; ich konnte nicht weiter singen und Thränen flossen auf meine Hände, die mechanisch fortspielten, bis mich ein fernes Singen und Klingen

aus meiner Versunkenheit weckte. Eine klangvolle Männerstimme sang zur Guitarre dieselbe Melodie — aber nur eine Strophe, dann ging sie in das schöne Göthelied über:

„Wie kommt's, daß Du so traurig bist,
Da alles froh erscheint?"

Verstehen konnte ich die Worte kaum — dazu war der Sänger zu fern, und doch hörte ich im Geist ganz deutlich das theilnehmende:

„Man sieht Dir's an den Augen an,
Gewiß, Du hast geweint."

Dann fiel er mit einem kühnen Uebergange in die Weise ein:

„Fröhlich und wohlgemuth
Wandert das junge Blut,
Ueber den Rhein und Belt,
Auf und ab durch die Welt."

Wer mochte der Sänger sein? Was wußte er von mir, von meiner Traurigkeit, und wie kam es, daß er meine alten Lieder sang? — Das Verlangen, ihn zu sehen, wurde endlich so groß, daß ich, an's Fenster tretend, den Vorhang zurückschlug. Durch die entlaubten Gartenbäume sah ich ein erleuchtetes Dachfenster des Vorderhauses trotz der Winterkälte offen stehen und an seinem Rahmen lehnte mit der Guitarre im Arm ein junger Mann, dem ich mehreremale im Vorderhause begegnet, und dessen schönes ernstes Gesicht mir aufgefallen war. Ich erkannte die Gestalt, die

sich auf dem hellen Hintergrunde abzeichnete, die Haltung des Kopfes, das lange Haar. Aber nun sah er mich auch — daß das geschehen konnte, hatte ich nicht bedacht — er grüßte herüber; erschreckt ließ ich den Vorhang fallen, aber wie gebannt blieb ich hinter demselben stehen und lauschte, wie von drüben das andere Götheliéd herüberklang:

„Im Felde schleich' ich still und wild,
Gespannt mein Feuerrohr;
Da schwebt so sanft Dein liebes Bild,
Dein theures Bild mir vor."

Ich preßte die Hände auf's Herz, das klopfte, wie noch nie im Leben, und als der Sänger verstummt war, tönten mir noch immer seine letzten Worte im Ohr: „Weiß nicht, wie mir gescheh'n."

Das alles war vielleicht sehr unbedeutend, aber junge, unerfahrene Wesen verlieren in der Abgeschiedenheit sehr leicht das rechte Maß der Dinge. Mir war zu Muth, als hätte ich etwas Großes erlebt, als wäre mein ganzes Dasein umgestaltet. Und eigentlich war dies auch der Fall, denn von diesem Abend an entspann sich ein eigenthümliches Verhältniß zwischen mir und dem fremden jungen Manne. So oft ich sang, kam von drüben eine Antwort, aber immer nur, wenn ich allein war. Immer besser verständigten wir uns durch unsere Lieder, was sie andeuteten, spann ich Tags über in Gedanken aus, führte endlose Gespräche

mit meinem namenlosen Freunde, und fand nach der tiefen Einsamkeit, in der ich bisher gelebt hatte, einen solchen Genuß in dieser Art des Verkehrs, daß ich mich für den Augenblick wenigstens befriedigt fühlte. Daß mein Freund ebenso genügsam gewesen wäre, wage ich nicht zu behaupten. Ich habe ihn sogar im Verdacht einer Art von Wegelagerei — denn Zufall war es schwerlich, daß ich ihm fast jedesmal, wenn ich ausging, im Vorderhause begegnete. Aber ich eilte dann immer so schnell, mit so bestürzter Miene an ihm vorbei, daß er nie den Versuch machte, mich anzureden, und was seine Augen sagten, sah ich nicht, weil ich die meinigen nicht aufschlug.

So war der Februar herangekommen; ich fühlte mich täglich glücklicher im Genuß meiner überirdischen Freundschaft, aber nun begann mein Freund mich mit allerlei sehnsüchtig-stürmischen Liedern zu quälen, die auch mich trotz alles Sträubens mit wachsender Unruhe erfüllten. In dieser Stimmung war ich eines Morgens allein zu Haus; der Vater war zur Parade gegangen; ich saß am Stickrahmen und dachte an meinen Sängerfreund, als mich plötzlich ein bekannter Schritt, der durch den Garten kam und die Treppe heraufeilte, aus meinem Sinnen aufschreckte. Im nächsten Augenblick wurde an der Thür geklopft — und ich hatte mich nicht geirrt — es war wirklich mein Freund, der hereintrat. Sprachlos vor Schrecken

fuhr ich in die Höhe, er aber sagte so ernst: „Ihr Herr Vater schickt mich“; daß meine thörichte Angst sofort verschwand, freilich nur, um der berechtigten Sorge Platz zu machen. Mein Vater war bei der Rückkehr von der Parade, unweit unseres Hauses auf dem glatten Schnee gestürzt und hatte das Bein gebrochen. Unser junger Nachbar war dazu gekommen, hatte für den Transport des Verunglückten gesorgt, war vorausgeeilt, mir den Unfall anzuzeigen und half nun zu thun, was nöthig war. Er half auch den Verwundeten heraufttragen und zu Bett bringen, blieb dabei, als der Arzt den Verband anlegte, und erklärte, daß er die Krankenpflege mit mir theilen würde. „Laß ihn nur,“ sagte der Vater, als ich Einwendungen machen wollte; „er ist der Sohn meines Jugendfreundes Klaus von Rudorf — habe mit seinem Vater allerlei durchgemacht, und der Herr Sohn hätte sich längst um mich kümmern sollen.“ —

So hatten wir denn urplötzlich das Recht, beisammen zu sein, und konnten vertraulicher mit einander verkehren, als unter gewöhnlichen Verhältnissen möglich gewesen wäre. In der Sorge um den Vater hatte ich schnell die erste Verlegenheit überwunden, und saß nun halbe Tage und Nächte lang mit meinem Freunde in der Krankenstube, glücklich, wenn er nur da war, glücklicher, wenn er mir, während der Vater

schlief, mit gedämpfter Stimme von seinem Leben, seinen Kämpfen und Plänen erzählte.

Eine neue Welt ging mir auf. Rudorf hatte auf Wunsch seines Vaters die Richtercarrière eingeschlagen, hatte in Göttingen studirt und sprach mit Begeisterung von den Männern, deren Namen ich bisher nur mit dem Ausdruck des Abscheu's nennen gehört. Er schilderte mir, wie sie für Recht und Wahrheit gestritten, wie er selbst sich nach Kräften an diesem Kampf betheiligt und den Staatsdienst, in den er eben eingetreten, wieder verlassen hatte, als in seinem Vaterlande durch Aufhebung der Verfassung der Willkürherrschaft Thür und Thor geöffnet war. Mit seiner Familie war er seitdem zerfallen, und lebte von einer bescheidenen Anstellung bei der Redaktion der liberalen Zeitung, die damals in Moorheim erschien. Er hatte Freude an seiner neuen Thätigkeit. Zuweilen brachte er mir, was er geschrieben hatte. Wie leuchteten seine Augen, während er es vorlas! Wie klopfte mir das Herz, während ich zuhörte! Zu jener Zeit wurde in mir der Grund zu der Richung gelegt, die Du „Tante Charlotten's unbegreifliche Revolutionsschwärmerei“ zu nennen pflegst. Leider ist mir die Gabe versagt, was ich denke und fühle, überzeugend auszusprechen. Hättest Du Rudorf gehört, Du würdest anders urtheilen.

Daß sich mein Freund und mein Vater in ihren politischen Ansichten feindlich gegenüberstanden, machte

mir anfangs Sorge. Diese Meinungsverschiedenheit war auch der Grund, daß Rudorf unterlassen hatte, sich bei uns einzuführen, obwohl er mich seit Monaten beobachtet, mir meine Lieder abgelauscht, und immer den Wunsch gehabt hatte, mir näher zu kommen. Jetzt aber, da die Bekanntschaft so unvermuthet und unter Umständen vermittelt war, die ihm ohne weiteres die Vorrechte eines Freundes gaben, hoffte er, daß sich alles ordnen würde. Wir kamen überein, politische Gespräche so lange als möglich zu vermeiden, und je mehr ich sah, wie geschickt, geduldig und liebevoll Rudorf den Kranken zu behandeln wußte, wie er seine Wünsche errieth, seine Launen ertrug, für seine Unterhaltung sorgte, um so mehr gewann auch ich an Zuversicht, und um so ungestörter genoß ich das Glück des Zusammenseins mit dem Freunde. Es wurde aber noch besser, als der Vater wieder verlangte, Musik zu hören, als Rudorf seine Guitarre herüberholte und wir nun mit einander singen konnten.

Wochen vergingen. Die Genesung des Vaters nahm ihren ruhigen Verlauf. Die Tage wurden länger und heller. Der Schnee zerschmolz im Sonnenschein. Die Kastanie vor meinem Fenster bekam ihre prächtigen Blätterknospen: die Pappel duftete; über dem Schleedorn lag es wie ein grüner Anhauch; ein Finkenpaar hüpfte durch die Zweige, putzte die Federn, und das Männchen sang sein altes, lustiges Lied.

Ich hatte das alles oft erlebt, aber zum ersten Male trat es mir wirklich nah' — es war der erste Frühling, den ich mit sehendem Herzen genoß, und das Herz sieht noch ganz anders, als die Augen, besonders wenn es in einem zweiten Herzen das Spiegelbild seiner Freuden findet.

Aber „es ist gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen." An einem köstlich warmen Apriltage ging mein Vater zum ersten Male aus; wir Beiden begleiteten ihn, und auf Rudorf's Arm gestützt, ging er in der Mittagssonne unter den Bäumen des Domplatzes auf und nieder. Ein älterer Offizier, der uns begegnete, grüßte den Vater, ging aber, obwohl dieser stehen blieb, um den Kameraden anzureden, rasch vorüber. Nachmittags hatte ich in der Stadt zu thun; als ich nach Hause kam, begegnete mir derselbe Offizier auf unserer Treppe, und als ich in die Wohnstube trat, sah ich den Vater mit so grimmiger Miene an seinem Stocke herumhinken, daß ich sofort auf Schlimmes gefaßt war. Das Ungewitter kam auch sogleich zum Ausbruch. Hauptmann Walter war dagewesen, um den Vater vor Rudorf zu warnen, den er als einen verrufenen Literaten und Volksaufwiegler bezeichnet hatte, mit dem ein loyaler Unterthan und ehrenhafter Soldat nicht verkehren dürfe.

Während mir der Vater diese Anschuldigungen mittheilte und ich umsonst versuchte, ihn zu beschwichtigen,

kam Rudorf. Ich wollte ihm entgegeneilen, ihn womöglich wieder fortschicken, aber der Vater hielt mich zurück. „Hier bleibst Du und verhältst Dich ruhig;“ sagte er, „und Sie Herr,“ rief er dem Eintretenden entgegen, „beantworten mir einige Fragen ohne Umschweife mit Ja oder Nein. Ist es wahr, daß Sie ein Schüler und Anhänger des sauberen Professors sind, den sein König schimpflich wegjagen mußte?“ — „Sein Schüler und Verehrer bin ich,“ antwortete Rudorf mit ruhiger Bestimmtheit, „auf welcher Seite der Schimpf ist —.“ — „Genug Herr!“ fiel mein Vater heftig ein; „Ihre hirnverbrannten Ansichten zu predigen, ist hier nicht der Ort! Ich frage Sie weiter, ob es wahr ist, daß Sie mit Ihrer Familie zerfallen sind? Ja oder Nein!“ — „Mein Vater zürnt mir, aber ich hoffe, ihn zu versöhnen,“ erwiderte Rudorf, der sehr bleich geworden war. Mein Vater lachte. „Und auf diese Hoffnung haben Sie den Namen des Ehrenmannes mißbraucht, um sich hier einzuschleichen,“ sagte er bitter. „Ja, Herr, ich wiederhole das Wort: Eingeschlichen haben Sie sich. Genug, übergenug! Doch nein, der Vollständigkeit wegen will ich auch noch die dritte Frage thun: ist es wahr, daß Sie für das Schandblatt, die hiesige „Neue Zeitung“, allerlei Schandartikel geschrieben haben?“ Rudorf trat einen Schritt zurück und seine Augen blitzten, aber er bezwang die aufsteigende Heftigkeit. „Ja, Herr Hauptmann,“ sagte

er mit heiserer Stimme, „ich schreibe für das Blatt — einem kranken, unzurechnungsfähigen Manne gegenüber beschränke ich mich auf diese Antwort.“

Mein Vater, der während dieses Gespräches in seinem Lehnstuhl gesessen hatte, fuhr in die Höhe. Sein Gesicht glühte vor Zorn, seine Glieder bebten. „Hinaus!“ stieß er hervor, indem er sich mit der Linken auf die Seitenlehne des Sessels stützte und in der zitternden Rechten den Krückstock aufhob. „Hinaus!“ — Und Rudorf wandte ihm mit einem unbeschreiblich stolzen Blick den Rücken und ging der Thür zu.

Ich eilte ihm nach, halb sinnlos vor Angst und Schmerz. „Um Gotteswillen, Rudorf, gehen Sie so nicht fort,“ bat ich, indem ich seinen Arm umklammerte. Aber der Vater kam mir nachgehinkt. „Zu mir, Charlotte,“ rief er; „Du hast mit diesem Menschen nichts zu schaffen.“ Und als ich, während Rudorf zögernd hinausging, weinend auf den nächsten Stuhl sank, fügte er in sanfterem Tone hinzu: „Sei ruhig, Kind, ich zürne Dir nicht. Es war meine Schuld, daß Du Vertrauen und Zuneigung an einen Unwürdigen verschenken konntest.“

Der Rest des Tages verging in dumpfer Qual, die Nacht in Thränen. Am andern Morgen kam ein Brief von Rudorf, der mir den Trost gab, daß er trotz meines Vaters Ungerechtigkeit und Härte nicht von mir lassen wollte. Im Gegentheil, die böse Stunde

hatte uns nur näher zusammengeführt. Was ich bisher nur ersehnt und geahnt, war jetzt ausgesprochen: er hatte mich lieb! Er fügte hinzu, daß er auf meine Gegenliebe hoffe, auf meine Beständigkeit vertraue. Die Zeiten würden sich ändern, schrieb er, die gute Sache würde siegen, die Reinheit seiner Bestrebungen offenbar werden, und unsere beiden Väter würden sich mit ihm aussöhnen. — Je öfter ich die innigen, zuversichtlichen Worte las, um so größer wurde mein Muth, und endlich kam ich zu dem Entschluß, noch einen Sturm auf das Herz des Vaters zu wagen. Vielleicht wenn er hörte, daß mein Lebensglück auf dem Spiele stand, nahm er sein Verdammungsurtheil zurück, verstand sich dazu, Rudorf's Rechtfertigung anzuhören, und wenn er sie hörte, war es unmöglich, daß er an seinen Vorurtheilen festhielt.

Der Vater ließ mich alles sagen, was ich auf dem Herzen hatte, aber seine Miene nahm mir die Hoffnung, noch ehe er sprach, und dann antwortete er in der strengen Weise, die mir von frühester Kindheit an so furchtbar gewesen: das alles wäre Thorheit; der Mann, den ich zu lieben glaubte, wäre ein Unwürdiger, den ich vergessen müßte; jeder Gedanke an ihn wäre ein Unrecht gegen mich selbst und eine Sünde gegen das vierte Gebot. „Denn ich hasse seine Richtung und verabscheue Jeden, der ihr anhängt,“ fuhr er heftig fort. „Eine Verständigung zwischen uns ist

unmöglich — er oder ich, Du hast zu wählen. Was aber aus einer Verbindung wird, die ohne den Segen der Eltern geschlossen ist, haben wir, Deine Mutter und ich, zur Genüge erfahren. Und nun mein letztes Wort in dieser Sache. Der Mensch, der Dich und mich betrogen, kommt nicht mehr über meine Schwelle, und sein Name wird zwischen uns nicht mehr genannt. Daß ich's nicht hindern kann, wenn Du hinter meinem Rücken mit ihm verkehren willst, weiß ich, aber ich verlasse mich auf Deine kindliche Liebe, und bin überzeugt, daß Du unfähig bist, mich zu hintergehen."

Das war ich auch, und das schrieb ich Rudorf in der Antwort, die mir der Vater erlaubte; das heißt ich bat ihn, sich für den Augenblick mit mir in das Unvermeidliche zu fügen, aber ich verläugnete weder meine Liebe zu ihm, noch meine Hoffnung auf bessere Zeiten. Ich konnte das nicht, ohne die Wahrheit zu verletzen, die ich ihm und mir selber schuldig war.

Es kamen nun trübe Tage; lange schwere Stunden der Einsamkeit; noch schwerer, wenn ich die Aufgabe hatte, den Vater zu unterhalten; die schwersten, wenn Rudorf, wie in früheren Zeiten, am Fenster drüben unsere alten, lieben Lieder sang, auf die ich nicht mehr antworten durfte. Mehr als einmal habe ich dabei das Gefühl gehabt, als wäre mein Gehorsam gegen den Vater ein Unrecht gegen den Freund, und gut

war's, daß die Versuchung nicht zu lange währte — wer weiß, ob ich ihr widerstanden hätte!

Wir verreisten nämlich. Meinem Vater war eine Badekur verordnet, und ich sollte ihn begleiten. Zu andern Zeiten hätte mich dies Ereigniß vor Freude schwindeln gemacht; jetzt empfand ich nur das Scheiden, das Aufhören des letzten Verkehrs zwischen Rudorf und mir. Es war Mitte Juni, als wir Moorheim verließen, und der August ging zu Ende, als wir zurückkamen. Der Vater hatte im Bade einen ehemaligen Regimentskameraden getroffen, der uns nach seinem Gute einlud, und hauptsächlich wohl um meinetwillen wurde die Einladung angenommen. Zum ersten Male im Leben kam ich in einen heiteren Familienkreis, unter junge Mädchen, unter Kinder, die sich schnell an mich anschlossen. Das Herz ging mir auf; ich fühlte mich erfrischt, ermuthigt und kehrte in gehobener Stimmung nach Moorheim zurück.

Als ich in der Ferne die Thürme des Domes sah, hätte ich aufjauchzen mögen, und während wir durch die alten Gassen rollten, war ich überzeugt, daß ich Rudorf in den nächsten Minuten sehen würde. Bei unserer Abfahrt war er am Posthause und grüßte zum Abschied — konnte ihn die Ahnung nicht auch zum Willkommen hinführen?

Aber er stand nicht unter dem Thorbogen der Posthalterei; er begegnete uns nicht auf unserem Wege,

nicht im Vorderhause, und als ich durch den Garten gehend einen schüchternen Blick nach seinem Fenster warf, war es verschlossen und das Rouleau heruntergelassen. Und dann wartete ich in zitternder Sehnsucht, daß er singen würde, und sobald das Nothwendigste geordnet war, setzte ich mich ans Klavier, ihm meine Heimkehr kund zu thun — aber keine Antwort ließ sich hören, und so oft ich durch die Laubkronen spähte, ich vermochte keinen Lichtschimmer zu entdecken. So blieb es auch in den nächsten Tagen. Was mochte geschehen sein? Beständig klang es mir im Ohr:

„Er aber ist fortgezogen,
Und weit in das Land hinaus."

Ob der Vater etwas von ihm wußte? Er sah mich oft so forschend an. Aber fragen konnte ich nicht, und that, was in meinen Kräften war, um äußerlich wenigstens meine Ruhe zu bewahren. Eines Morgens war er ausgegangen, und ich saß am Stickrahmen in traurigen Gedanken, aus denen ich plötzlich durch die Stimme der Aufwärterin aufgeschreckt wurde. „Ja, Herr, das gnädige Fräulein ist zu Haus," sagte sie, machte ohne weiteres die Thür auf und ließ einen Fremden, einen jungen, vornehm aussehenden Mann hereintreten.

„Entschuldigen Sie, Cousine, daß ich Sie so ohne weiteres überfalle," sagte er. „Ich bin Friedrich von

Kronau, von dem Sie freilich nichts wissen werden. Mein Papa ist der älteste Bruder Ihrer Mutter." Er hatte Recht, die Kronau's kannte ich nicht einmal dem Namen nach; aber es war etwas so Herzgewinnendes in seinem Ton und seiner Miene, daß ich gleich Vertrauen zu ihm faßte. Er erzählte mir dann, daß er seit einigen Wochen als Hülfsarbeiter beim Obergericht angestellt sei, bei seinem ersten Besuch verschlossene Thüren gefunden habe, und nun, da er unsere Rückkehr erfahren habe, noch einmal versuchen wolle, den gestrengen Onkel Wieden zu erobern. „Aber lassen Sie mich lieber die Wahrheit sagen," fügte er hinzu; „hauptsächlich komme ich zu Ihnen als Abgesandter meines Freundes Rudorf."

Was ich nun erfuhr, übertraf alle meine Befürchtungen. Im Laufe des Sommers hatte die „Neue Zeitung" eine Reihe von Artikeln gebracht, deren Schärfe allgemeines Aufsehen und in Regierungskreisen so großes Mißfallen erregte, daß sich die Behörde zum Einschreiten veranlaßt sah. Rudorf war der Verfasser — er wurde verhaftet und der Majestätsbeleidigung angeklagt. Kronau, der ein Universitätsfreund von ihm war, hatte ihn im Gefängniß aufgesucht, ihm seine Dienste angeboten und versprochen, seine Verwandtschaft geltend zu machen, um sich in unserem Hause Zutritt zu verschaffen. „Ohne Rudorf würde ich kaum daran gedacht haben," sagte Friedrich Kronau in seiner freimüthigen

Weise; aber nun bin ich dem alten Jungen ungeheuer dankbar und werde so lange auf Onkel Wieden Sturm laufen, bis er nachgiebt. Es ist merkwürdig, Cousine Charlotte, wie sehr Sie Ihrer Schwester Karoline ähnlich sehen."

Diese Aehnlichkeit, Friedrich's Interesse für Rudorf und die Wärme, mit welcher er mir von Mutter und Schwester erzählte, brachte uns schnell in einen verwandtschaftlich-traulichen Ton. Mein Vater schien dagegen durch den Besuch des Vetters nicht sonderlich erfreut, nahm ihn jedoch höflich genug auf, um das Wiederkommen möglich zu machen, und je öfter Friedrich kam, um so mehr nahm sein frisches, heiteres Wesen auch den Vater gefangen. In ihren politischen Ansichten stimmten die Beiden überein; mir blutete das Herz, wenn ich anhören mußte, wie sie die Bestrebungen der liberalen Partei verurtheilten, aber zürnen konnte ich Friedrich nicht, und so oft er in den Augenblicken des Alleinseins versicherte: trotz seiner Freiheitsphantasterei wäre ihm Rudorf lieb wie ein Bruder, und er würde thun, was er könne, um das verirrte Lamm aus dem Pfandstall zu erlösen, hoffte ich auch wieder — auf was, wußte ich freilich nicht.

Eines Abends — es war schon im Oktober, kam Friedrich in großer Hast und bat, ich möchte mit ihm gehen, um ein Geburtstagsgeschenk für seine Schwester einzukaufen. „So spät? Wartet doch bis

morgen," sagte der Vater; Friedrich antwortete jedoch, sein Packet müsse mit der nächsten Frühpost abgeschickt werden, um noch zurecht zu kommen, und so ging ich mit.

Es war eine auffallende Unruhe im Wesen des Vetters; der Arm, an dem er mich führte, zitterte; er athmete schwer, die Antworten, die er mir gab, paßten nicht, und endlich bog er in eine Seitengasse, die unmöglich zu den eleganten Verkaufsstraßen führen konnte. Ich machte ihn auf seinen Irrthum aufmerksam, aber ungestüm zog er mich fort. „Verlangen Sie jetzt keine Erklärungen," sagte er, und erst als wir über einen völlig menschenleeren Platz gingen, fing er wieder an zu sprechen. „Seien Sie ein verständiges, starkes Mädchen," bat er; „schreien Sie nicht auf bei dem, was ich Ihnen mitzutheilen habe; weinen Sie nicht und lassen Sie uns in gleichmäßigem Schritt weiter gehen. Rudorf ist frei, ist vergangene Nacht aus seinem Gefängnisse entflohen, hat sich bis jetzt versteckt gehalten, soll nun aber fort. Ich wollte Sie zu ihm bringen, um Abschied zu nehmen. Hoffentlich haben Sie keine Bedenken und werden unserem Freunde das Herz nicht zu schwer machen."

Ich hatte keine Bedenken! Wäre der Vater in diesem Moment erschienen, mich zurückzuhalten, ich hätte mich, glaube ich, mit Gewalt von ihm losgemacht. Ich weinte auch nicht und ging schnell an Friedrich's Seite weiter, aber wie lange wir gingen

oder wohin er mich führte, weiß ich nicht; ich erinnere mich nur, daß wir endlich in ein großes, niedriges, schlecht erleuchtetes Zimmer traten, aus dessen Hintergrunde Rudorf mit einem Freudenschrei auf uns zustürzte.

Es war ein traurig-süßes Beisammensein, und nur zu bald ging es zu Ende. Ein großer, breitschulteriger Mann trat in's Zimmer und mahnte zum Aufbruch. „Haben Sie keine Sorge," sagte er gutmüthig, als ich trotz aller Anstrengung in Thränen ausbrach. „Daß der Müller von Rambach spät in der Nacht nach Hause kommt, ist nichts Neues, und wenn man mich fragt, wen ich da bei mir habe, so ist's der neue Hauslehrer für den Herrn Oberförster im Steinwald, den ich bis zum Grenzkruge mitnehme. Im Kruge wird der wackere Oberförster auch schon warten — gegen Mitternacht sind wir dort, und dann hat's für's Erste keine Noth mehr — aber fort müssen wir jetzt."

Wir nahmen Abschied, und dann gingen wir noch miteinander in den Hof, wo ein angespannter Korbwagen bereit stand. „Da ist auch Dein Saitenspiel, nach dem Du so großes Verlangen trugst, Herr Minnesänger," sagte Friedrich, aber es war etwas Gezwungenes in der Heiterkeit seines Tones. Und dann stieg Rudorf auf, der Müller folgte, noch ein Händedruck, ein Lebewohl, ein: „Auf Wiedersehen!"

— dann fuhr der Wagen durch das Hinterthor des Gehöftes in die Nacht hinaus.

Und ich kehrte heim in die alten Verhältnisse, in das alte Tagewerk, aber in mir war alles anders geworden. Der Muth und die Freudigkeit, womit Rudorf seinem neuen Leben entgegen ging, hatten auch mich mit Zuversicht erfüllt. Er wollte nach Amerika gehen, wollte sich dort durch irgend eine Arbeit eine Existenz gründen, und hatte er sie gefunden, so wollten wir dem Vater sagen: „Das Schicksal hat uns lange und hart auf die Probe gestellt, aber wir können nicht von einander lassen; gieb uns Deinen Segen!“ — Bis das geschah, mochten Jahre vergehen — doch wir waren jung und hatten uns lieb genug, um die Trennung zu überwinden. Vielleicht wurde auch alles noch besser: vielleicht änderten sich die Verhältnisse in Deutschland, so daß Rudorf zurückkehren durfte. Vielleicht gelang es Friedrich und mir, die Eltern zu versöhnen, und die Mutter erweichte des Vater's Herz, so daß er mir gestattete, dem Geliebten zu schreiben. — Vorläufig wollte Friedrich zwischen uns Vermittler sein. Das alles hatten wir in der Abschiedsstunde mit einander besprochen und immer klang mir der siegesgewisse Ton im Ohre, in dem Rudorf gesagt: „Es wird alles gut, wenn wir nur an einander festhalten.“

Die Tage vergingen „freudvoll und leidvoll“ —

denn daß es auch Stunden gab, in denen mich Angst und Sehnsucht folterten, versteht sich von selbst. Und dann kamen die ersehnten Briefe — an Friedrich gerichtet, aber für mich geschrieben. Der erste aus Hamburg vom Bord des Schiffes, der zweite aus England, der dritte aus New-York. Ich jubelte auf, als ich erfuhr, daß er die gefahrvolle Herbstreise überstanden hatte, aber aus seinen späteren Mittheilungen ging hervor, daß seine größten Mühen und Beschwerden erst begonnen hatten, seit der Hafen erreicht war. Jeder Brief berichtete von neuen Enttäuschungen, in jedem wurden Ton und Stimmung düsterer; aber es waren nicht nur die eigenen Erfahrungen, die ihn bedrückten, es war vielmehr die ganze geistige Atmosphäre der neuen Welt. In einem seiner Briefe hieß es: „Der Kampf um die eigene Existenz wird hier von jedem Einzelnen mit einer solchen Rücksichtslosigkeit geführt, daß Jeder — der Eingewanderte wenigstens — vor dem Gefühl der Rechtlosigkeit nicht zum Genuß der Freiheit gelangt. Das amerikanische Leben ist ein beständiges Insceneseßen des Spruches: Ich gegen Alle, und Alle gegen mich.“ — Als Rudorf dies schrieb, war er seit etwa einem Jahre fort. Dann hörten wir nichts mehr von ihm, den langen, langen Winter hindurch. Erst im April kam wieder ein Brief, der, Gott weiß warum — vierzehn Wochen unterwegs gewesen war. Rudorf meldete uns darin,

daß er New-York verlassen würde, um in einer kleinen Stadt im Innern eine Lehrerstelle anzunehmen.

Dies war die letzte direkte Nachricht, die wir von unserem Freunde empfingen. Umsonst schrieb Friedrich wiederholt, sowohl an die zuletzt angegebene Adresse, wie nach New-York; umsonst gab er Bekannten, die nach Amerika gingen, den Auftrag, nach Rudorf zu forschen — er war und blieb verschwunden. Nur einmal, etwa drei Jahre nach seinem Fortgehen, wurde Friedrich aus Baltimore gemeldet, der Verlorengeglaubte wäre am Bord eines nach Europa bestimmten Schiffes gesehen worden. Wie das Schiff geheißen und wohin es gegangen, haben wir nicht in Erfahrung bringen können, und ebensowenig haben wir aus Rudorf's Heimat oder aus Moorheim etwas von ihm gehört. Ich hatte von vornherein der Nachricht keinen rechten Glauben zu schenken vermocht, und wie ich Rudorf längst als todt betrauerte, so that ich's auch ferner. Daß er leben und mich aufgeben sollte, war mir unfaßbar — war sich doch meine Empfindung in der Flucht der Jahre und im Wechsel der Verhältnisse immer gleich geblieben!

Drei Monate etwa, ehe jene Nachricht kam, hatte mich ein herber Verlust betroffen; mein Vater war gestorben, nachdem er sich — hauptsächlich auf Friedrich's Bitten — in seinen letzten Lebenstagen mit meiner Mutter versöhnt, und diese hatte mich mit

nach der Residenz genommen, wo sie gewöhnlich lebte. Der Glanz, der sie umgab, beängstigte mich beinahe. Die Erbschaft einer Tante hatte sie zur reichen Frau gemacht, und sie fand Freude daran, ihren Reichthum zu zeigen. Aber Friedrich, der immer hülfreiche, stand mir auch beim Uebergang in dies neue, fremde Leben treulich bei, und es war meine erste Freude nach langer trüber Zeit, als er sich mit meiner Schwester Karoline verlobte. Meiner Mutter, die den Vater nur wenige Jahre überlebte, herzlich nahe zu kommen, gelang mir nicht, aber ich fand nach ihrem Ende im Hause der Geschwister eine wahre Heimat, und als sich die Kinderstube in Kronau mit kleinen, unruhigen Wesen bevölkerte, gab mir Karoline so viel Antheil an ihren Mutterfreuden und Muttersorgen, daß ich das traurige Gefühl, einsam und unnütz zu sein, nicht haben konnte. So bin ich denn nicht unglücklich geworden, obwohl ich meinem Jugendtraum entsagen mußte, und seit vielen, vielen Jahren ist mir der Gedanke an Rudorf nur eine liebe, freundliche Erinnerung gewesen, frei von jeder Unruhe oder Sorge, bis mich Deine Mittheilungen aus meiner egoistischen Ruhe aufgestört haben. Deinem Vater mag ich noch nichts von unserer Entdeckung sagen — Du weißt, wie streng der Arzt befohlen hat, ihn vor Aufregungen zu behüten — es ist ja auch genug, daß ich mich quäle! Aber Du bist gut und hülfebereit wie er — ich verlasse mich auf Dich.

Nachdem Du diese Blätter gelesen hast, begreifst Du auch, daß die Nennung meines Namens für Rudorf, wie für mich nur peinlich sein könnte. Das Vergangene muß ganz vergangen sein — obwohl Rudorf lebt, ist mein Freund doch todt — und wie an einen Todten will ich auch künftig an ihn denken. Um das zu können, muß ich aber wissen, daß er wenigstens nicht mit den Misèren des Lebens zu kämpfen hat. Dazu hilf mir, lieber Ludwig! Vor allem müssen wir erfahren, wo er ist. — —

Nachschrift Annettens.

Ja, Bruder, das müssen wir erfahren! Arme, gute Tante! Siehst Du, wie bei den letzten Sätzen ihre Hand gezittert hat, und wie sie plötzlich abbrechen mußte, weil ihre Thränen auf das Papier geflossen sind. Und dann hat sie Fieber bekommen und liegt nun da, so matt und blaß und mit so traurigen Augen, daß es einen Stein erbarmen könnte. Begreifst Du, wie sie es ausgehalten hat, so dazusitzen und zu warten, zu warten Tag für Tag und Jahrelang? Anfangs war ich wüthend auf diesen Herrn von Rudorf, aber dann ist mir eingefallen, daß in Romanen Mißverständnisse und alberne Rücksichten das größte Unheil anrichten. Wer weiß, ob nicht auch hier dergleichen zu Grunde liegt. Vergessen scheint Dein kurioser Freund die Tante nicht zu haben — warum sänge

er sonst noch immer ihre Lieder? Untreu wird er doch nicht gewesen sein — und wenn er's wäre! Tante Charlotte ist so himmlisch gut; sie würde auch mehr Freude haben über einen Sünder, der Buße thut u. s. w. — Kurz, die Beiden müssen um jeden Preis versöhnt und glücklich gemacht werden. Vor allem hast Du den Flüchtling aufzuspüren und herzuschaffen — zur Raison wollen wir ihn schon bringen — und eines Tages wird dann Jungfrau Marie Louise Charlotte von der Wieden Herrn Friedrich Wilhelm Klaus von Rudorf angetraut. Du bist Brautführer — Dein namenloses Elfenkind und ich sind die Brautjungfern, und Du weißt ja, lieber Junge: „es wird keine Hochzeit gemacht, eine andere wird erdacht.“

Aber sei doch so gut, mir den Namen des holden Wesens zu nennen, das dereinst meine Schwägerin sein soll. „Elfenkind“ oder „kleine Schönheit“ klingt ganz reizend, ist jedoch bei Vorstellungen im Salon nicht gut zu brauchen. — Du siehst, mon frère, daß ich auch Deinen vorletzten Brief gelesen habe. Das Verbot kam zu spät. Da ich einmal angefangen hatte „über die Schulter zu sehen,“ war's nicht mehr möglich, mich abzuschütteln. Und das laß Dir lieb sein! Tante Charlotte wird in nächster Zeit zu viel mit sich selbst zu thun haben, um eine gute Vertraute zu sein und die brauchst Du doch — leugne nicht!

„Seh' ich doch des Herzens Glut
Schon durch Deine Weste brennen."

Uebrigens kommst Du erst in zweiter Reihe, die Hauptfrage ist unser Tantchen. Und nun sei brav und verzichte auf das edle, unnütze Zartgefühl, das Tantchen anbefiehlt, damit kommen wir nicht vom Flecke. Dixi!

Deine weise Schwester Annette.

P. S. Daß Tante Charlotte von meinem Plan nichts wissen darf, versteht sich von selbst.

Ludwig an Annette.

Moorheim, 12. März 1853.

Liebe Annette! Du bist zwar noch zu jung, um den Ernst des Lebens aus Erfahrung zu kennen, aber wissen müßtest Du nachgerade, daß Scherz und Laune Spielzeug sind, keine Waffen, mit denen man Unglück oder Unrecht in die Flucht schlagen kann. Das Benehmen des Herrn von Rudorf gegen Tante Charlotte ist nicht zu entschuldigen; ich beklage tief, daß sie vom Dasein dieses Menschen wieder gehört hat, und bin zum erstenmale im Leben auch mit ihr unzufrieden — mit ihrer Güte und Nachsicht. Was hätte ich nicht darum gegeben, daß sie ein Wort der Verachtung oder nur der Mißbilligung gesprochen! Aber sie sorgt sich nur um ihn und ist unglücklich, daß es ihm möglicherweise nicht gut geht — als ob er das nicht

hundertfältig um sie verdient hätte! Ein offener Treuebruch wäre ja nicht halb so schlimm als dieses feige Verstummen! — Ich bin so empört, daß ich jetzt noch nicht an Tante schreiben könnte, ohne sie zu verletzen, und das will ich nicht. Dir schreibe ich auch nur, weil es mir nöthig scheint, Dich ernstlich zum Aufgeben oder wenigstens Geheimhalten Deiner kindischen Pläne zu ermahnen. Unser armer Vater ist jetzt zu reizbar, um ohne Nachtheil für seine Gesundheit vom Wiederauftauchen seines ehemaligen Freundes und dem an Tante Charlotte begangenen Verrath hören zu können — und dann bedenke, wie es Tante kränken müßte, erführe sie, daß Dich ihre traurige Herzensgeschichte zu solchen Thorheiten veranlaßt. Du sagst zwar selbst, die Tante dürfe von Deinen Plänen nichts erfahren — aber man weiß ja, was das Schweigen junger Mädchen sagen will; mit den besten Vorsätzen läuft das Zünglein in einer schwachen Stunde auf und davon. — Aus diesem Grunde scheint es mir unerläßlich, Dich mit allem Ernst auf die Thorheit Deiner Wünsche und Absichten hinzuweisen. Sei ein gutes Kind, Annette, bescheide Dich, nichts Anderes zu sein — ich meine, laß Dir nicht einfallen, Schicksalsfäden spinnen oder entwirren zu wollen.

Daß ich trotz meiner Abneigung den Auftrag der Tante ausführen werde, versteht sich von selbst. In gewisser Beziehung verlangt mich sogar danach.

ihre großmüthige Absicht erfüllt zu sehen, weil damit hoffentlich die ganze widerwärtige Episode zu Ende geht. Sobald ich etwas auskundschaftet habe, schreibe ich wieder. Du aber beherzige den wohlgemeinten Rath Deines treuen Bruders

Ludwig.

Ludwig an Tante Charlotte.

Moorheim, 24. März 1853.

Liebe Tante! Seit vierzehn Tagen ist Dein Brief in meinen Händen, aber obwohl ich mir die erdenklichste Mühe gegeben, eine Spur des verschwundenen Herrn von Rudorf aufzufinden, ist's mir doch erst vorgestern gelungen, und wieder nur in der ungenügendsten Weise. Vergebens hatte ich bis dahin alle möglichen Kaffeehäuser und Restaurationen durchstöbert; vergebens in öffentlichen und Privatschulen Erkundigungen eingezogen, auf der Post selbst vergebens nach ihm gefragt. Seine Briefe, hieß es, kämen poste restante — und so war ich mit meinem Latein zu Ende, als ich einem jungen Menschen begegnete, der bei Rudorf Stunden zu nehmen pflegte. Ich stürzte natürlich auf ihn los, fragte nach der jetzigen Adresse seines Lehrers und erfuhr sie.

Ob mich nun der junge Mann verrathen hat, oder ob es Zufall ist — genug, als ich mich gestern

in dem bezeichneten Hause, weit draußen in der Vorstadt nach dem Privatlehrer Klaus erkundigte, hieß es, er hätte allerdings einige Wochen da gewohnt, wäre aber denselben Morgen mit der Eisenbahn fortgereist — wohin, wußte mir niemand zu sagen. So bin ich denn wieder vis à vis de rien, liebe Tante, und weiß im Augenblicke durchaus nicht, was ich thun könnte, um Deinen Wünschen nachzukommen. Mir wäre es überhaupt am liebsten, Herrn von Rudorf seiner Passion für's Verschwinden zu überlassen. Magst Du ihm verzeihen, was er an Dir gesündigt, ich brauch' es nicht, und kann es nicht, und will es nicht! — Seit vierzehn Tagen versuche ich vergebens, die Verhältnisse mit Deinen milden Augen anzusehen — es gelingt mir nicht, und soll ich Dir gegenüber nicht ganz stumm werden, so muß ich aussprechen, wie mir um's Herz ist. Das Blut kocht mir in den Adern, wenn ich mir vorstelle, wie Du um diesen Menschen gelitten hast. Wäre Herr von Rudorf nicht ein alter, gebrochener Mann, so müßte ich ihn finden, um in meiner Weise mit ihm abzurechnen. Laß mich abbrechen, kleine Tante — du siehst einmal wieder, daß Du noch viel an mir zu erziehen hast; wäre ich nur erst wieder unter Deinem milden Scepter. Grüße Papa und Annette und laß Dir die Hand küssen von Deinem Neffen

Ludwig.

Annette an Ludwig.

Kronau, 30. März 1853.

Victoria Brüderlein! Deine Weisheit wird zu Schanden. Ich konnt's nicht länger mit ansehen, wie sich Tantchen quälte, wie Du sie quältest — ja Du — trotz Deiner Liebe und Verehrung und Rücksicht u. s. w. Als vorgestern Schwester Luise mit ihrem reizenden Kindchen ankam, das sich natürlich sogleich auf Tantes Krankenbett etablirte — denn krank ist sie noch immer von all den abscheulichen Gemüthsbewegungen, oder war es, bis ich — — nein, so wird nichts aus dem Berichte. Wir müssen beim Anfang anfangen und Du sollst mich als treuer Kavalier durch dick und dünn begleiten.

Also Tante Charlotte lag mit Fieber zu Bett, Papa saß mit Schmerzen im Rollstuhl; ich ging zwischen beiden hin und her und war durch Deinen Ukas völlig verschüchtert. Da kam Dein letzter Brief an Tantchen mit der Nachricht vom abermaligen Verschwinden ihres Freundes — und das betrübte sie so sehr, und in ihren Phantasien seufzte sie so kläglich: „ich muß ihn finden — ich muß ihn finden!“ daß ich es endlich nicht mehr aushielt und beschloß, die Sache in meiner Weise anzufassen.

Drei Tage später traf Schwester Luise in Kronau ein — nun war meine liebe Kranke in guter Hut und ich konnte an's Werk gehen. Der Himmel war

meinem Vorhaben günstig: die Sonne schien so hell, die Luft war so erfrischend, die ersten Lerchen sangen so lockend über den Feldern, daß meine unbezwingliche Sehnsucht, in's Freie zu kommen, sehr natürlich erschien. Ich ließ meine Bella satteln, der alte Werner ritt mit, und fort ging's „daß Kies und Funken stoben.“ — Meine Frühlingsempfindung erlasse ich Dir. Zur Lyrik hatte ich überhaupt nicht Zeit, galt es doch ein Intriguenstück in Scene zu setzen.

Wir ritten den Weg nach Buchenau. Dann links durch das Tannengehölz, und als wir den Ausgang desselben erreichten, sagt' ich: „Nun paß' auf, Werner, jetzt verirren wir uns und reiten geradeswegs nach Eppenheim.“ — Der arme Mensch sah mich an, als ob er glaubte, ich hätte den Verstand verloren, aber Du weißt, daß er trotz seiner schrecklichen Vernunft schließlich doch immer thut, was ich verlange. Wir schlugen also den Weg nach Eppenheim ein und nach anderthalb Stunden tauchte das spitzige Dach des Herrenhauses aus den entlaubten Buchen auf. Ich war seit wenigstens zehn Jahren nicht dort gewesen — so lange ist's gewiß, daß Tante Eppenheim und Papa zerfallen sind, aber ich orientirte mich sofort und brauchte ja auch nur der Fahrstraße zu folgen, um den Eingang zu erreichen. „Jetzt verirrst Du Dich allein, wohin Du willst,“ sagte ich zu meinem Begleiter, „und kommst erst nach einer guten Stunde

in's Schloß, um nach mir zu fragen. Ich habe Dich fortgeschickt, um zu recognosciren, bin aber, des Wartens müde, weiter geritten und so haben wir uns verloren." — Der Alte machte die üblichen Einwendungen, lachte aber, fügte sich zuletzt und ritt um das Dickicht am Bache herum, während ich mich geradeswegs in die „Drachenhöhle" verfügte. Nun, Brüderlein, schlägt Dir nicht das Herz? Wär'st Du nicht gern an meiner Stelle gewesen?

Im Schloßhofe verwunderter Empfang von Hunden und Dienerschaft. Ich verlangte kühn und keck die Tante zu sprechen, und Stephens, der alte Kastellan, führte mich, das Sammetkäppchen in der Hand, unterthänigst und falschblickend, wie er mir schon in meiner frühesten Kindheit so verhaßt gewesen war, die Treppe hinauf in den bewußten Wohnsaal. Da hingen wie sonst die beiden Kronleuchter mit Gaze überzogen, die Möbel trugen ihre Kutten von grauer Leinwand; über dem Teppich lag ein zerissenes Laken; die Uhr zeigte, wie vor zehn Jahren, mit zerbrochenem Weiser auf halb sieben, und der Ariadne auf dem Kaminsims fehlte der linke Fuß. Und inmitten dieser Pracht thronte unsere gnädige Großtante: dick, stolz und streng wie sonst, an ihrem gewöhnlichen Fensterplatze, in ihrem gewöhnlichen grauen Kleide und strickte an dem gewöhnlichen grauen Strumpfe. Ganz wie sonst sah sie über die Brille, als der Diener

meinen Namen nannte, und als ich eintrat, fielen ihre zwölf Schooßhunde lärmend über mich her und halfen mir über die Verlegenheit der Begrüßung hinweg. Wirst Du's glauben, es war mir wirklich etwas bänglich zu Muth, als ich den bösen grünen Augen gegenüber die Fabel vom Verirren vortrug.

„Also kommt man eigentlich nicht zu mir," sagte die Tante mit harter Stimme, aber dann bekam „man" doch die Erlaubniß, sich zu setzen, und als ich gestattete, daß sich zwei der vierfüßigen Lieblinge auf meinem Schoße, und der Rest der Meute auf der Schleppe meines Reitkleides etablirte, erhellte sich das Gesicht der Gnädigen, und die „belehrende Unterhaltung" nahm ihren Anfang. Du weißt, ich nenne es so, wenn man in freundlichem Konversationston seinen Mitmenschen allerhand bittere Wahrheiten beibringt. Tante Eppenheim besitzt dafür ein eminentes Talent. Was habe ich nicht alles über uns erfahren! Daß Papa an seinem Nervenleiden selber Schuld ist — was braucht ein Landedelmann so viel zu studiren! Er hat die Aufgabe, seinen Kohl zu bauen und seine Untergebenen in angemessenem Gehorsam zu halten. Daß die Schwestern schlechte Partien gemacht haben — aber freilich, wenn man sein Vermögen in neumodischer Philantropie verzettelt, statt es für seine eigenen Kinder zusammenzuhalten! — Daß Bruder Albrecht der ganzen Familie zur Unehre gereicht; ein

Kronau, der wie ein Handwerker mit Farben hantirt und sich in italienischen Künstlerkneipen herumtreibt — fi donc! — daß ich ein leidlich hübsches Mädchen wäre, wenn ich etwas mehr Tournure besäße — aber wo sollte die herkommen, bei unserer bürgerlichen Lebensweise und dem überwiegenden Einfluß einer so simplen Person wie die „gute Schwägerin des armen Friedrich.“ — Unsere Tante Charlotte eine Person! Ich glühte vor Zorn, und wer weiß, was ich trotz aller guten Vorsätze gesagt haben würde, wäre sie nicht in diesem Moment eingetreten — sie, die herrliche, die „trotz ihrer Jugend kein Backfisch ist und auch nie einer war.“ Natürlich stand ich auf, sie zu begrüßen, aber die Tante befahl: „Bleib sitzen mon enfant, es ist nur meine Gesellschafterin.“ Oh, Bruder, dies nur — und wie sie roth wurde, die arme Kleine, und wie mir ihr wehmüthiges Lächeln ins Herz ging!

Sie brachte eine wirthschaftliche Meldung, die Großtante erhob sich und wandelte mäjestätisch aus dem Zimmer, und nun fiel ich der Kleinen ohne weiteres um den Hals, sagte, ich wäre Deine Schwester, und Du hättest von ihr geschrieben, und ich wäre gekommen, um sie zu sehen. Tante Eppenheim dürfe das natürlich nicht wissen, aber es würde sich alles anders gestalten, wenn sie ein gutes Kind wäre und mir sagte, wo sich ihr Pflegevater, Herr von Rudorf,

befände. Dazu wollte sie sich jedoch nicht verstehen. Sie hätte versprochen, es niemand zu verrathen, sagte sie, und Onkel Klaus wäre schon so unglücklich, er hätte sich schon so oft in seinem Vertrauen getäuscht gesehen, daß sie ihm für nichts in der Welt noch einmal diesen Schmerz bereiten würde. „Aber es sind ja seine besten Freunde, die nach ihm suchen!" rief ich aus. Da schüttelte sie den Kopf und lächelte so sonderbar, daß ich heftig fragte, was das bedeuten solle? Und nun brach sie in Thränen aus, das arme, verschüchterte Kind, und versicherte: es thäte ihr so weh, daß sie meinen Wunsch nicht erfüllen könne, aber Onkel Klaus hätte so viel durch meine Eltern gelitten, daß man es ihm nicht verargen dürfe, wenn er den Kronau's auszuweichen wünsche. Als sie das sagte, wurde ich auf einmal ganz ruhig. Mein guter Papa, den Tante Charlotte so richtig den immer hülfreichen genannt hat, und meine gute, schöne, heitere Mama, die gewiß in ihrem ganzen Leben kein unfreundliches Wort gesprochen, sollten irgend jemand, noch dazu einem Freunde, Grund zur Klage gegeben haben? Das konnte nur das bewußte Mißverständniß im Romane sein!

Ich bemächtigte mich auch wieder der beiden Hände Deines Elfenkindes — Margarethe heißt sie und Gretchen läßt sie sich am liebsten nennen — und sagte ihr, sie wäre ein thörichtes kleines Ding, eine

Gespensterseherin am hellen Tage; mein Papa wäre ein treuer Freund des Herrn von Rudorf, und meine selige Mama hätte ihn, so viel ich wüßte, nie im Leben gesehen. Aber hartnäckig ist die Kleine, obgleich sie biegsam scheint, wie das Rohr im Winde; sie blieb dabei; daß sie es besser wüßte, und als ich fortfuhr, ihr zuzureden und behauptete, sie würde schuld sein, wenn ihr Pflegevater unglücklich und verlassen bliebe, erklärte sie endlich, sie hätte einen Brief, der ihr die Ueberzeugung gegeben, daß sich Onkel Klaus niemals mit meinem Vater aussöhnen könne; einen Brief, den der Onkel an ihren verstorbenen Vater geschrieben und worin die ganze Geschichte seines Unglücks enthalten sei. „Den Brief, Gretchen, geben Sie mir den Brief!“ bat ich, und bat so lange und versicherte so eindringlich: ich hätte vom ersten Augenblick an die größte Zuneigung für sie gefühlt, und es würde mich schmerzen, wenn sie kein Vertrauen zu mir hätte, daß sie endlich nicht mehr widerstehen konnte, und versprach, mir das Aktenstück auszuliefern.

Und während sie nun ging, es zu holen, erschien die gnädige Tante wieder auf der Bühne, mich allergnädigst zu einer ihrer berühmten „Kollationen“ einzuladen. Der alte Johann präsentirte mir mit einem Gesicht von Gift und Galle auf schönem, silbernem Plateau verschimmelte Kuchen und eine mörderische Weinsorte, und nachdem ich mit einer Diskretion, die

der Tante gefiel, genippt und gekostet, wurde mir die Ankunft meines Reitknechtes gemeldet. Ich bedankte mich gehorsamst für die genossene Gastfreundschaft, wurde mit einem herablassenden „au revoir, ma nièce“, entlassen; wechselte im Korridor einen Abschiedsgruß mit Gretchen, gab ihr das heilige Versprechen in den nächsten Tagen wieder zu kommen und empfing den ersehnten Brief. Wie ich nach Hause jagte, kannst Du Dir denken, und wie ich den Brief verschlang (ich meine natürlich seinen Inhalt), und dann — — aber das will ich Dir später sagen; erst sollst Du eine wortgetreue Abschrift der Epistel des Herrn von Rudorf lesen. Hier ist sie:

Amberg, 24. Sept. 1841.

Lieber Freund! Kaum drei Wochen sind verflossen, seit ich bei den ersten Schritten auf vaterländischem Boden unvermuthet mit Dir zusammentraf, Dir von meinen Wünschen erzählte und dankbar darauf einging, als Du vorschlugst, mich Deinem Freunde, Brand, als Redakteur seiner Zeitung zu empfehlen — heute aber komme ich mit der Bitte, von allen Schritten, die Du für mich thun wolltest, abzusehen. Wenn ich mich recht erinnere, hattest Du erst in den letzten Tagen des Monats Gelegenheit, mit Brand zu sprechen; hättest Du aber schon mit ihm verhandelt, so sage, ich wäre nach Amerika zurück-

gekehrt. Ich habe triftige Gründe, mein Hiersein nicht bekannt werden zu lassen. — Doch damit Du mich begreifst, ist's am besten, ich sage Dir jetzt, was ich in der Heimat erlebt habe, und dann sprechen wir nicht mehr darüber.

Ich erzählte Dir schon, daß ich durch die Nachricht vom Tode des Hauptmannes von der Wieden, die ich zufällig in einer deutschen Zeitung fand, zur Rückkehr in die Heimat veranlaßt worden bin. Die Amnestie für politische Vergehen, die ein halbes Jahr früher, bei der Vermählung des Erbprinzen erlassen wurde, hatte mich nicht dazu vermocht. Ich fühlte mich damals so losgetrennt von der Heimat, so aufgegeben von denen, die ich liebte, so ermüdet vom Kampf um die Existenz, der in Amerika mit Waffen geführt wird, auf deren Handhabung ich mich nicht verstehe, daß ich ohne Hoffnung von einem Tage zum andern fortvegetirte, und nicht einmal auf den Gedanken kam, daß eine Aenderung möglich wäre. Aber der Tod des Mannes, dessen Befehl die Geliebte von mir getrennt hatte, entriß mich meiner Apathie. Ich vergaß, daß Charlotte selbst den letzten Verkehr zwischen uns abgebrochen hatte, oder redete mir ein, daß sie durch äußere Einflüsse: Krankheit des Vaters und dergleichen, dazu gezwungen sein könnte, und als ich erst auf dem Wege zu ihr war, versank der letzte Zweifel im Vorgefühl des Wiedersehens.

In dieser Stimmung war ich, als ich Dich traf. Deine Mittheilungen machten mir die Hoffnung, der Geliebten in kurzer Zeit eine bescheidene Heimath bieten zu können, fast zur Gewißheit. Ich wußte, daß ihre Mutter lebte, aber nicht in welchen Verhältnissen. Friedrich Kronau hatte von ihr wie von einer guten Frau gesprochen — von dieser Seite erwartete ich also keine Hindernisse und trat in froher Ungeduld meine Reise nach der Hauptstadt an, als ich in Moorheim erfuhr, daß Charlotte ihrer Mutter dorthin gefolgt war. Auch Friedrich Kronau war seit kurzer Zeit in die Residenz versetzt.

Es war Abend, als ich mein Reiseziel erreichte, aber die Sehnsucht ließ mich nicht ruhen, ich mußte Charlotte sobald als möglich wiedersehen und erkundigte mich nach der Wohnung ihrer Mutter. Man wies mich in das eleganteste Stadtviertel der neuen Promenade, und unter der angegebenen Nummer fand ich ein kleines, elegantes Haus zwischen Hof und Garten. Das Thor stand offen; Gaslaternen erleuchteten eine schöne Auffahrt. Daß meine Charlotte hier wohnen sollte, schien mir unmöglich, ich hatte sie mir nie anders vorgestellt, als in einem einfachen Stübchen, fleißig an ihrem Stickrahmen, wie in früheren Zeiten, und neben ihr eine einfache, freundliche Frau, die ihre Mutter war, und die ich als solche ehren und lieben wollte. Es gab wohl mehrere Familien ihres

Namens! Ueberzeugt, daß ich diesen Bescheid erhalten würde, ging ich dem Hause zu, fragte den reich gallonirten Portier, der mir die Thüre öffnete, nach Fräulein Charlotte von der Wieden und erhielt die Antwort, das gnädige Fräulein wäre beim Diner — ich müsse warten, oder wiederkommen. Ich wählte das letztere. Der Mann fragte nach meinem Namen, aber ich konnte mich nicht entschließen, ihn zu nennen. Charlotte sollte ihn nicht zuerst aus dem Munde eines Dieners hören.

Auch nach Kronau's Wohnung hatte ich mich erkundigt und ging zu ihm. Er war ausgegangen, und nun wanderte ich ohne Zweck und Ziel durch die Straßen, bis ich an das Theater kam. Eine Equipage, die eben in die Wagenhalle fuhr, zwang einige Offiziere und mich, zur Seite zu treten. „Das war Frau von der Wieden mit ihrer Tochter," sagte der Eine. — „Unmöglich, sie ist in Trauer," rief der Andere. — „Was macht die sich daraus," entgegnete der Erstere, indem sie die Treppe hinaufstiegen. Ich folgte. War Charlotte wirklich im Theater, so wollte ich sie wenigstens sehen.

Und ich sah sie! Wenige Augenblicke, nachdem ich meinen Platz eingenommen, trat sie mit mehreren älteren Damen in eine Loge des ersten Ranges und setzte sich vorn an die Brüstung in's volle Lampenlicht, so daß mir kein Zug des geliebten Gesichts entging.

— Das waren die großen, tiefblauen Augen mit den schwarzen Wimpern und Brauen, das üppige, aschblonde Haar, das feine Profil, der ausdrucksvolle Mund, die unvergleichliche Anmuth in Haltung und Geberden — und doch sah sie anders aus als früher! War's nur der reiche Anzug, der sie so erscheinen ließ? Aber es war ja die bescheidene Zusammenstellung, die sie liebte: grau und schwarz. Nein, sie selbst war anders geworden — ein fremder Glanz war in ihren Augen, ein fremdes Lächeln auf ihren Lippen. Vielleicht war sie jetzt schöner als je. Der Druck, der ehemals auf ihr lag, war verschwunden; die leise Wehmuth, die sonst ihr Wesen verschleierte, hatte einem Ausdruck jugendfrischer Heiterkeit Platz gemacht. Aber zu dem Bilde meiner Charlotte gehörte diese sanfte Trübung, und wie war's möglich, daß sie dieselbe so bald nach dem Tode des Vaters und so lange nach dem Abschied von mir überwunden hatte? — Ein Gespräch, das hinter mir begann, sollte mir Aufschluß geben.

„Die kleine Wieden ist so unruhig — immer sieht sie nach der Logenthür," sagte eine Männerstimme. — „Wahrscheinlich erwartet sie ihren Bräutigam," lautete die Antwort. — „Ist die Verlobung endlich deklarirt?" fragte der Erste wieder. — „Vor einigen Tagen schon, haben Sie es nicht gelesen?" erwiderte der Zweite. „Frau von der Wieden wird glücklich sein, daß sie den reichen Schwiegersohn endlich fest

hat. Seine Eltern haben sich lange gesträubt. Gegen das Mädchen ist zwar nichts einzuwenden und reich genug ist sie auch — aber die Mutter!" — So ging das eine Weile fort, dann begann die Vorstellung. Ich saß wie betäubt und hatte nur den einen Gedanken: Charlotte verlobt — für mich verloren!

Im Zwischenakt nahm ich alle Kraft zusammen und fragte die Herren, ob ich recht gehört, daß Fräulein von der Wieden verlobt sei? Sie bejahten und der Eine fügte hinzu: „Sehen Sie, eben kommt der Bräutigam." — Ein Mann war in die Loge getreten, begrüßte die Damen und setzte sich neben Charlotte. Es war Friedrich von Kronau. Und als sie ihn ansah, verrieth ihr Erröthen, das Aufleuchten ihrer Augen eine Leidenschaftlichkeit, die ich in ihr nie gesucht haben würde.

Die Nacht, die diesem Abend folgte, war die schwerste meines Lebens. Ich war halb sinnlos vor Schmerz, Zorn und Eifersucht. Als der Morgen kam, hatte ich mich jedoch wieder gefunden und meinen Entschluß gefaßt. Daß von einem Geltendmachen meiner Ansprüche unter den obwaltenden Umständen nicht die Rede sein konnte, versteht sich von selbst. Aber ich wollte überhaupt auf ein Wiedersehen verzichten, das für uns alle nur peinvoll sein konnte, und Charlotten's Glück, das erste, das sie voll und ganz genoß, vorübergehend wenigstens, gestört hätte.

Ihr zürnte ich nicht. Sie war so jung und so einsam, als ich sie verlassen mußte — und wenn ich's Friedrich von Kronau auch nicht verzieh, daß er sein Versprechen, der Beschützer meiner Liebe zu sein, so schnell gebrochen — ein Recht, ihn anzuklagen, besaß ich kaum. Wie konnt' ich erwarten, daß er die Sorge für Charlottens Geschick einem Manne vertraute, den so wie mich auf Schritt und Tritt der Mißerfolg begleitete. Die Welt ist praktisch geworden, nicht nur die amerikanische! Im Elpenor heißt es noch: „verworfen scheinen sie, weil sie das Glück verwarf —" in unseren Tagen sagt Dir jedes Kind, daß der Unglückliche verworfen ist. Ich hätte längst zu dieser Einsicht kommen müssen, denn schon seit Jahren hat Friedrich Kronau keinen meiner Briefe beantwortet; aber in unbegreiflicher Verblendung redete ich mir ein, daß nur äußerliche Zufälle schuld daran wären, und so oft mir in Amerika ein neuer Beweis von Egoismus, Wortbruch oder Lieblosigkeit entgegentrat, sagte ich mir zum Trost: bei uns ist es anders!

Genug davon. Ich habe die Hauptstadt ohne Zögern wieder verlassen. Ein Deutsch-Amerikaner, den ich während der Ueberfahrt kennen gelernt, hatte mir für alle Eventualitäten Empfehlungen an den Direktor der Knabenerziehungsanstalt zu Amberg gegeben, und auf Grund dieses Briefes habe ich hier als Unterlehrer Platz gefunden. Das Städtchen liegt

so fern von den großen Verkehrsstraßen, daß ich hoffen darf, hier unbemerkt zu vegetiren, und zu thun habe ich so viel, daß ich kaum zur Besinnung kommen werde.

Erspare mir, ich bitte Dich, Deinen alten Vorwurf vom Mißbrauch meiner Gaben. — Die Welt wird auch ohne meine Hülfe ihren Entwickelungsgang gehen. Wenn ich meinen Schulbuben mit möglichster Freundlichkeit das amo, amas, amat einpauke, arbeite auch ich am „Wohl der Menschheit" und sorge nebenbei für mein tägliches Brod. Was soll ich mehr? Zu einer großen Wirksamkeit gehört der Glaube, der die Berge versetzt — ich habe nur noch Zweifel. — Wenn Du mir schreibst, adressire an F. W. Klaus, der andere Name soll verschollen sein und bleiben. —

Klaus.

* * *

Das ist der Brief, den Gretchen unter den Papieren ihres Vaters gefunden. — Wer hat nun Recht, Bruder? Haben wir da nicht das schönste Mißverständniß von der Welt? Unsere Mutter hat Dein armer Freund für seine Charlotte gehalten, was bei der merkwürdigen Aehnlichkeit der Schwestern sehr erklärlich war, und weil er zum Verzweifeln zart und rücksichtsvoll ist, haben er und Tante zweiundzwanzig Jahre lang ein Glück entbehrt, das ihnen von Gott und Rechtswegen zukam. Ist das nun mehr zum Aergern oder zum Grämen? — Natürlich hielt ich

mich nicht mit solchen Erwägungen auf, sondern brachte der Tante den Brief — was wieder sehr rücksichtslos war, aber die besten Folgen hatte, denn sie war sofort im Stande, das Bett zu verlassen. Und dann hatte sie eine lange Unterredung mit Papa, deren Inhalt man sich schon denken kann. Und am nächsten Morgen, d. h. heute Früh, sind Tante und ich nach Eppenheim gefahren. Tante Charlotte hat sich in aller Form für die Aufnahme bedankt, die mir in der Drachenhöhle zu Theil geworden. Ich habe inzwischen unser Gretchen ad coram genommen, habe ihr alles erklärt, ein paar Freudenthränen mit ihr geweint, die Adresse des Ausreißers erfahren, ein wunderbares Dejeuner: saure Bouillon und Coteletts mit Haut-gout (in dieser Jahreszeit eine Rarität) im prächtigen, silberstrotzenden Speisesaale zu Eppenheim eingenommen — und dann sind wir „still und bewegt" nach Hause gefahren und Tante Charlotte hatte einen wahren Sonnenschein in den blauen Augen.

Jetzt sitzt sie am Schreibtisch und schreibt an ihren Freund — eine schwierige Aufgabe, wie es scheint, denn Blatt auf Blatt hat sie wieder zerrissen. Auch Papa hat mit seinen kranken Händen ein paar Zeilen fertig gebracht, um Herrn von Rudorf nach Kronau einzuladen. Wenn er kommt, erzähl' ich Dir alles — und wenn sich erfüllt, was ich nicht mehr ausspreche, weil es Deine zartfühlende Seele beleidigt,

was zu wünschen ich aber nicht lassen kann, dann erwart' ich von gewissen Leuten die Einsicht, daß sie sich unnöthig auf's hohe Pferd gesetzt. In welcher Erwartung ich verbleibe, Dero wohlgeneigte Schwester

Annette.

Annette an Ludwig.

Kronau, 21. April.

Lieber Bruder! Er ist da, er ist da, er ist da! — Aber Mühe hat's gekostet, das heißt Tante, Papa und er haben einen hitzigen Depeschenwechsel mit einander gehabt und mehr als einmal ist Papa sehr ungeduldig geworden. Tante Charlotte hat ihn jedoch immer zur Ruhe gesprochen; Du weißt ja, wie sie das versteht, mit ihren guten Worten und ihrer sanften Stimme. Vorgestern endlich, als wieder eines der länglichen Couverts erschienen war, die unser tägliches Brod geworden, hieß es: Rudorf wird kommen — und Tante nahm mich beiseite und sagte mit einer gewissen Verlegenheit: sie hoffe, ich würde vernünftig sein. Ich versprach es „so viel in meinen Kräften läge“ — cela n'engage à rien!

Heute früh war nun alles zur Wiedersehensfeier gerüstet. Himmel und Erde in Großgala, Deine Schwester Annette desgleichen: blauweiße Mousselinrobe mit blauer Schärpe — ein charme sage ich

Dir! Wie aber soll ich meine Entrüstung beschreiben, als Tante Charlotte mit ihrem gewöhnlichen grauen Wollkleide mit schlichtem Leinwandkragen und dito Manschetten erschien. Zum Ueberfluß hatte sie ein schwarzes Spitzentuch über den Kopf gebunden, das ihr schönes blondes Haar fast ganz versteckte, und bleich und übernächtig war sie zum Erbarmen.

„Tante, wie siehst Du aus!“ rief ich in meiner unbedachtsamen Weise, „Du hättest Dich besser anziehen sollen. Was wird Herr von Rudorf denken!“ — „Daß ich alt geworden bin,“ sagte sie freundlich, aber ihre Lippen bebten. — In diesem Augenblick wurde der Papa in's Zimmer gefahren, auch er sah ungewöhnlich blaß aus. Die Tante ging zu ihm. Man hörte einen Wagen in den Hof rollen.

„Charlotte!“ sagte Papa mit einem Ton, den ich nie von ihm gehört hatte, und der so eindringlich war, daß mir die Thränen in die Augen traten. Die Tante faßte seine Hand, und als die Thür aufging und Rudorf eintrat, zitterte sie am ganzen Körper, als ob sie umsinken sollte. Er blieb wie zögernd einen Moment auf der Schwelle stehen, dann ging er rasch auf Papa und Tante zu und küßte ihr die Hand. Da wurde ich abgerufen. Gretchen war angekommen, Tante Charlotte hatte sie eingeladen, den Pflegevater bei der Ankunft zu begrüßen, aber die schüchterne Kleine wagte sich nicht ohne Eskorte

in den Gartensaal, und so brachte sie mich darum die ersten Worte zu hören, die Tante und Rudorf mit einander wechselten.

Als wir selbander in's Zimmer traten, saßen Papa, Tante und Herr von Rudorf sehr verständig beisammen und alles ging seinen alltäglichen Gang. Es wurde gegessen; während Papa seine Mittagsruhe hielt, führte Tante ihren Freund durch den Garten, aber Gretchen und ich durften immer dabei sein. Und dann wurden Zeitungen gelesen. Man sprach lang und langweilig über Politik — und es war nicht anders, als wenn andere Gäste in Kronau sind. Nur einmal wurde Tante verlegen und das wieder durch meine Schuld. Als die Dämmerung kam, bat ich nämlich Herrn von Rudorf, uns eines von seinen und Tante's Lieblingsliedern vorzusingen. Im Geiste hörte ich schon, wie sie einstimmte und wie die Beiden sich zum zweitenmale „auf Flügeln des Gesanges" zusammenfanden. Tante errieth auch, was ich wollte, sie wendete sich ab und wurde dunkelroth, aber Herr von Rudorf sagte mit seiner stillen, stolzen Freundlichkeit: „Ich singe nicht mehr, mein liebes Fräulein; ich bin ein alter Mann." Begreifst Du diese Manie, sich für alt zu erklären?

Den 25.

Neulich wurde ich gestört, und es giebt auch eigentlich nichts mehr zu erzählen. Gretchen ist schon

denselben Abend nach Eppenheim zurückgefahren, und wir leben im alten Schlendrian ruhige Tage. Papa, Tante und Herr von Rudorf benehmen sich, als ob er seit Jahren in Kronau aus- und eingegangen wäre und für ewige Zeiten in derselben Weise aus- und eingehen würde. Ist's denn möglich, daß eine Liebe, die so romantisch mit Liedern und Guitarrenbegleitung anfing, eine Liebe, in der Gefängniß, Flucht, Verschollensein, furchtbares Mißverständniß und zweiundzwanzigjährige Treue von beiden Seiten vorkommt, endlich im Sande verläuft und zur hausbackenen Freundschaft wird? Herr von Rudorf spricht mit der größten Ruhe davon, daß er übermorgen abreisen müsse, und Tante hört es an, als ob es sich von selbst verstände. „In den Schulferien kommt er ja wieder," sagte sie begütigend, als ich erklärte, daß es eine Schmach und Schande wäre, uns — ich meinte s i e — zu verlassen, um eine langweilige Lehrerstelle anzunehmen. Herr von Rudorf hat nämlich eine Anstellung am Gymnasium zu Fahrbach bekommen. Und es ist nicht etwa nur Selbstbeherrschung, daß Tantchen so freundlich und heiter ist. Gott bewahre! Sie fühlt sich glücklich, das sieht man ihr an, denn trotz ihrer Kleidung à la Diakonissin wird sie täglich hübscher und sieht förmlich jung aus. Alles an ihr ist hell: Auge, Stirn, Stimme, Lächeln. Göthe würde von ihr sagen: „Rings mit Sonnenschein ist sie email-

lirt.“ Dennoch bleibt sie dabei, sie wäre alt, Rudorf dagegen hätte sich kaum verändert. Die gute Tante — wenn er vor zweiundzwanzig Jahren nicht anders ausgesehen hat, so begreife ich nicht, wie sie sich in ihn verlieben konnte (das sage ich natürlich nur Dir im engsten Vertrauen)! Was Rudorf von Tantchen denkt, weiß ich nicht. Beide gehen mit großer Zurückhaltung um einander herum. Es ist, als hätten sie die Aufgabe, das Sprüchwort darzustellen: „Liebe Deinen Nachbar, aber reiße den Zaun nicht nieder.“ Ich werde dabei ganz zornig vor Ungeduld. Wer doch nur einmal in die Herzen zu blicken vermöchte! Gestern sagte Herr von Rudorf: unter den Kindern seines Freundes wäre ihm Gretchen von jeher am liebsten gewesen, weil ihre Augen ihn an die der Tante erinnert hätten. An Tante's Stelle hätte ich das übel genommen. Wie kann man ihre schönen blauen Augen mit so entschieden grauen vergleichen. Brauchst mich nicht zornig anzusehen, Bruder. De gustibus non est disputandum, zu deutsch: „graue Augen häßlich, aber unvergeßlich.“

Ich erzähle Dir das auch nur zum Beweis, daß Rudorf immer an Tante gedacht hat und daß er alles, was ihm lieb ist, mit ihr vergleicht. Dennoch ist er zuweilen unfreundlich gegen sie. Neulich z. B. bot sie ihm an, Gretchen aus Eppenheim zu erlösen und zu uns zu nehmen, aber das schlug er rundweg ab.

Jetzt wäre sie frei durch ihre Arbeit, sagte er. (Schöne Freiheit das!) Bei uns würde sie sich überflüssig und darum über kurz oder lang unglücklich fühlen.

Ueberhaupt ist ein großer Stolz in ihm, und ich glaube, Tante hat Recht, wenn sie sagt, sie dürfe den Plan, ihm einen Theil ihres Vermögens zu geben, nicht festhalten. Er würde errathen, daß es von ihr käme, und das würde ihn kränken. Wenn ich sage, Recht, so meine ich damit nur, daß sie ihn richtig beurtheilt, denn in der Ordnung scheint es mir durchaus nicht, aus Zartgefühl einen Mann, den man lieb hat, in drückenden Verhältnissen zu lassen, oder aus Zartgefühl von der geliebten Frau nichts annehmen zu wollen. — „Das verstehst Du nicht!" sagt mein Herr Bruder mit Mentormiene. „Das verstehst Du nicht!" wiederholt die Tante. „Das verstehst Du nicht!" ruft die ganze Welt. Laßt mich in Ruhe mit Eurer dummen Klugheit! — Heirathet nicht in den allerschönsten Märchen die Prinzessin den Hirtenjungen und der König die Schäferin? —

Zu Papa's Geburtstag nimmst Du doch Urlaub und bleibst einige Wochen hier? Wenn Du dann ein guter Junge bist, verirre ich mich auch 'mal mit Dir nach Eppenheim, oder willst Du das lieber allein thun? Ich freue mich sehr auf den „wunderschönen Monat Mai, wenn alle Knospen springen —!" Adieu,

Adieu — auf Wiedersehen in vierzehn Tagen! Bis dahin und für alle Zeit Deine treue Schwester

Annette.

Ludwig an Annette.

Moorheim, 2. Juli 1853.

Liebenswürdigste Schwester! Das vierwöchentliche Zusammensein hat mich wieder so in Deine Fesseln geschlagen, daß ich nicht mehr ohne Dich leben kann. Welch' Glück, daß Schwager Günther's Regiment hierher versetzt ist, daß Luise gestern schon mit Sack und Pack, Kind und Kegel angekommen, und daß sie alle meine sehnsüchtigen Gefühle theilen. Sieh, in pleno breiten wir die Arme nach Dir aus — laß uns nicht schmachten und verschmachten! Dieser Brief geht als Einlage einer dringenden Bittschrift an Papa, worin er angefleht wird, Dich uns zu gönnen. Wird Dir die allgemeine Anbetung unbequem, so kannst Du Dich davon stundenweise durch Wohnungseinrichten und Kinderwarten erholen. Komm' nur, komm'! Ich weiß zwar, daß es grausam ist, Dich mitten im Sommer in die Stadt zu locken, aber Schwester Luise hat eine schöne Wohnung mit Garten; die Generalin von Walbach giebt in ihrer Villa reizende bals champêtres, ich garantire Dir Gartenkonzerte, Gondelfahrten auf dem Flusse und für jeden blühen-

den Rosenstrauch, den Du dahinten lässest, einen glühenden Lieutenant. Vor allem aber lege ich mich selbst vor Deine kleinen Füße (oder heißt es zu Deinen?) u. s. w. Komm' nur, komm' — ich erwarte Dich spätestens heute über acht Tage, bis dahin werden die Koffer wohl gepackt sein können. Natürlich findest Du auf dem Bahnhofe Deinen vor Sehnsucht halb todten Bruder

Ludwig.

Annette an Ludwig.

Kronau, 5. Juli 1853.

Falscher Bube! Meinst Du, ich ließe mich durch Dein Schönthun bethören? Nimmermehr! Die ganze Intrigue liegt mir klar vor Augen. Weil ich trotz Deiner Beredtsamkeit nicht zu der Einsicht gekommen bin, daß ich mich während Rudorf's Besuch „unverantwortlich" benommen und nicht das Gelübde geleistet habe, mich in Zukunft besser, d. h. anders zu benehmen, soll ich für die Zeit seines Wiederkommens fortgeschafft werden. Luisens Umzug giebt dazu den besten Vorwand und bestimmt Papa, zu der Reise Ja und Amen zu sagen! Wüßt' ich nur, ob er arglos in Deine Fallstricke gerathen ist, oder ob Du ihm mit Deinen Anklagen gegen mich den Sinn vergiftest hast! — Wenn ich so bösartig wäre, wie Du, so machte ich Dir jetzt einen Strich durch die Rechnung, indem

ich Tante in Deine Schliche einweihte — sie würde nicht dulden, daß man mich ihretwegen, noch dazu in der Rosenzeit, aus Kronau verbannt. Aber ich bin edel — ich komme, ich richte Wohnungen ein, ich warte Kinder und tanze auf den Rasenplätzen der Generalsvilla. Zu jubeln brauchst Du darum aber nicht, denn, o Du Kurzsichtiger, weißt Du denn nicht, daß meine Abwesenheit meinen Plänen sehr förderlich sein kann? Tante und Rudorf werden stundenlang allein sein müssen, und wie herrlich wird die Vergangenheit zu ihrem Rechte kommen, wenn ich nicht immer als Gegenwart in die Erinnerungen der Beiden hineingucke! Ferner lerne ich das Terrain der Vorgeschichte kennen, und gewinne dadurch Anhaltspunkte zu ferneren Aktionen. Kurz, wenn auch für den Moment beiseite geschoben — besiegt bin ich nicht. Wer zuletzt lacht, lacht am besten und ich hoffe, daß Dich noch herzlich auslachen wird Deine treue Annette.

Charlotte an Annette.

Kronau, 24. August 1853.

Liebes Kind! Es thut mir leid, Dich Deinen Geschwistern und den geselligen Freuden entreißen zu müssen, die Du so lebendig zu schildern weißt — aber Dein Papa hat sich doch zur Reise nach Meran entschlossen, und will nun sein Töchterchen noch einige

Tage hier haben. Graf Walwitz muß auch nach Meran und hat so lange gebeten, bis sich Dein Vater zur Mitreise bequemte. Der Arzt verspricht sich Wunderdinge von einem Winteraufenhalt im Süden, und in der Gesellschaft des Freundes wird er die Trennung von den Seinigen leichter ertragen. Die Reise wird er in aller Bequemlichkeit machen. Daß er seinen Anton mitnimmt, versteht sich von selbst, und Rudorf begleitet ihn bis nach der Hauptstadt, wo er mit Walwitz zusammentrifft. Die Abreise ist auf den 6. September festgesetzt, also zögere nicht, zu kommen.

Damit Du es hier nicht zu einsam findest, habe ich eine liebenswürdige Gesellschaft für Dich gewonnen. Gretchen ist da. Das arme Kind wurde in der letzten Zeit von Tante Eppenheim wahrhaft mißhandelt und ist endlich ohne weiteres von ihr entlassen worden unter dem Vorgeben, sie wäre ja doch mit ihren Gedanken beständig in Kronau. Daß ich sie mit Freuden aufgenommen habe, kannst Du denken. Rudorf hat nun auch meinen Bitten nachgegeben und läßt sie mir. Mit den besten Grüßen von uns Allen an Euch Alle

Deine Tante Charlotte.

Annette an Ludwig.

Kronau, 29. August.

Nein, lieber Bruder wir haben uns umsonst geängstigt, Papa ist nicht kränker geworden. Der Aufent-

halt in Meran soll nur die guten Wirkungen der Badekur befestigen. Es ist eine Freude, zu sehen, wie Papa jetzt mit Hülfe eines Stockes umhergeht; auch schreiben kann er besser als seit Jahren; er will uns aus Meran jede Woche einen Brief schicken.

Meine Reise ist gut, das heißt langweilig von Statten gegangen — Abenteuer erlebt man heutzutage nicht mehr — und so bin ich denn nun wieder in meinem lieben, lieben Kronau, nach dem ich immerfort eine leise Sehnsucht gehabt habe. Es war ja bei Euch sehr hübsch, heiter und interessant, hatt' ich doch sogar einen erklärten Verehrer, der mich sicherlich nicht mehr für einen Backfisch hielt — aber, aber, daheim ist's doch am besten — noch dazu, wenn das Daheim so schön ist! Solche Bäume, wie der Garten von Kronau, hat ganz Moorheim nicht aufzuweisen, und Luft, Vögel, Blumen, Sonnenuntergänge, alles ist hier schöner, fröhlicher, farbenreicher. Nur eins ist nicht, wie ich's zu finden hoffte. Rudorf und Tante gehen noch immer so gehalten um einander herum, obwohl sie mit jedem Wort und jeder Miene verrathen, daß sie eigentlich nicht gut ohne einander leben können. Dazu kommt, daß sich Tante um seine Gesundheit sorgt. Das Klima in Fahrbach soll rauh sein und er sieht aus, als ob ihn jeder Windstoß umwerfen müßte. Auch seine Tertianer mögen ihm das Leben schwer machen; er ist eine viel zu sanfte, stille Natur, um solche Schaar

junger Taugenichtse zu zügeln. Gestern, als er wieder einmal so hübsch, wie nur er es kann, von seinen amerikanischen Erlebnissen erzählte, sagte Papa, es wäre schade, daß er sie nicht zu einem Buche benutzt hätte. Er meinte jedoch, dazu würde er kein Talent haben, aber mit einem andern Werke — es war etwas auf ogie oder logie — wäre er im Geiste seit Jahren beschäftigt, und es wäre ein großer Wunsch von ihm, das noch vor seinem Tode schreiben zu können. Ich fragte etwas unbedacht, warum er das nicht längst gethan? Mit dem stillen Lächeln, das Du kennst, antwortete er, sein Tagewerk mache ihn so müde, daß ihm zu dieser Arbeit nicht die nöthige Kraft und Frische geblieben wäre. Als er das gesagt, ging Tante hinaus, und als sie nach einer Weile wieder kam, sah ich, daß sie geweint hatte. Nachher erzählte mir Gretchen, vor einigen Tagen hätte Tante Herrn von Rudorf dringend gebeten, Papa nach Meran zu begleiten. Sie hätte die Reise eigentlich mitmachen wollen, hatte sie gesagt, nun läge das Reisegeld da, und es würde sie glücklich machen, wenn es durch Rudorf's Eingehen auf ihre Wünsche ihren beiden Freunden nutzbar würde. Aber er hatte den Vorschlag zurückgewiesen und hinzugefügt: da er nicht das mindeste für Tante zu thun vermöchte, wär's grausam von ihr, ihm solche Anerbietungen zu machen. In jedem Verhältniß gleichberechtigter Wesen müsse

auch ein Gleichmaß der Leistungen stattfinden, sonst würde dasselbe für den wenig oder nichts Leistenden eine Qual. —

Gretchen hatte dies Gespräch, das im Gartensaal geführt wurde, wider Willen mit angehört, weil sie Papa in der Bibliothek in den Schlaf gelesen hatte und nun nicht fortzugehen wagte. Die kleine Schönheit war ganz bestürzt, wenn sie sich an den heftigen Ton des sonst so sanften Onkel erinnerte, und was Tante Charlotte dabei empfunden hat, kann ich mir denken. Hätte sie das ihrem Freunde gezeigt, so wäre er wahrscheinlich zur Vernunft gekommen — aber Gretchen sagte, sie wäre nach wie vor freundlich, gütig und heiter gewesen. Der Glanz aber, von dem ich Dir im Frühling schrieb, ist fort. Wenn Tante jetzt auch noch ebenso lächelt, ist's, weil sie will, nicht weil sie muß. — So quälen sich nun die Beiden, und Ihr gescheuten Leute findet das in der Ordnung. Ich aber gerathe in Zorn, wenn ich sehe, daß zwei Menschen, die glücklich sein könnten, es nicht werden, weil sie nicht die Courage haben, sich über einige äußerliche Rücksichten hinwegzusetzen, und am meisten empört es mich, wenn ein sonst guter, feinfühlender Mensch zu seiner Freundin sagen kann: weil Du so und so viel mehr vom Glück begünstigt bist, als ich, muß ich Dir von meiner Zuneigung so und so viel abziehen, und es muß eine so und so hohe Scheidewand zwischen

uns sein. — — Das fatale Rechnen! Die Tischglocke läutet — Adieu für heute.

Den 30. August.

Oh, Ludwig, was hab' ich zu gestehen! Hülle Dich in das Priestergewand der Bruderwürde, setz' Dich in den Beichtstuhl der Geduld und höre:

Ich hatte mich gestern in solchen Grimm hineingedacht und geschrieben, daß ich ihn nicht verschlief, sondern heute früh nur gewachsen fand, und als während des Frühstücks Herr von Rudorf von seinem einsamen Leben in Fahrbach erzählte, und Tante mit ihrem still resignirten Lächeln zuhörte, das gegen ihren Willen sagte: „ich werde ebenso einsam sein" — und ich mir dachte, daß nur ein bischen Unglück nöthig wäre, um die Beiden glücklich zu machen, hielt ich's nicht mehr aus. Ich mußte ihr etwas anthun, sie aus ihrer Ruhe herauszubringen; sie sollte eingestehen, daß sie litt. Es war keine Ueberlegung, lieber Ludwig — es kam über mich, wie ein Rausch, dem ich nicht wiederstehen konnte.

Als daher Papa in seine Stube gegangen war, und Rudorf im Garten seine Cigarre rauchte, sagt' ich, indem ich an's Fenster trat, um Tante nicht ansehen zu müssen: „Liebe Tante, ich habe eine Bitte an Dich, aber Du mußt mir versprechen, daß Du sie nicht übelnehmen willst." — „Kind, wozu die Umschweife," gab sie freundlich zur Antwort, und ich

fuhr mit stockendem Athem fort: „Ich wollte Dich bitten, daß Du mich diesen Winter zu Schwester Luise zurückgehen ließest. Hier wird es so einsam, und dort giebt es so schöne Bälle — und Du hast ja Gretchen —." Weiter ging's nicht, mein Herz klopfte, daß ich's wie Wellen im Ohr hörte. „Annette, ist das Dein Ernst?" fragte Tante Charlotte, und als ich mich unwillkürlich nach ihr umsah, war sie so blaß und blickte mich mit solchem Ausdruck schmerzlichster Ueberraschung an, daß ich ihr am liebsten gleich um den Hals gefallen wäre. — Aber ich bezwang mich. „Ja Tantchen, Du weißt ja, daß mir Luise das schöne Ballkleid geschenkt hat," stieß ich hervor. — „Gut, ich will's Deinem Vater vorschlagen," sagte sie, und nun nahm ich Gretchen bei der Hand und zog sie in die Bibliothek.

„Wie konntest Du das thun?" fragte die Kleine, und ihre sonst so freundlichen Augen sahen mich strafend an. Aber ich hatte nicht Zeit zu Erklärungen, denn durch die Spalten der Portiere sah ich, daß Tantchen weinte. „Geh' schnell zu Deinem Onkel und bitte ihn, daß er zu Tante Charlotte kommt, sag' aber nicht, was ich gethan habe." Dahin flog das Elfenkind, und ich sank auf den nächsten Stuhl. Es war mir schlecht zu Muth, das kannst Du mir glauben.

Bald darauf hörte ich rasche Schritte auf der Freitreppe; es war Rudorf, der mit den Worten

„Charlotte, um Gotteswillen, was ist geschehen?" auf Tante zueilte. Sie antwortete durch ein Aufschluchzen, und nun setzte er sich zu ihr und redete ihr zu und bat: sie möge ihm vertrauen; ob er denn nicht mehr ihr Freund wäre und das Recht hätte, sie zu trösten? Er sprach mit ganz anderer Stimme als sonst — so weich und warm, daß ich dabei in Thränen ausbrach, während Tante sich zusammennahm und versicherte: es wäre Unrecht von ihr, daß sie sich so hätte gehen lassen, und daß ein kindischer Wunsch von mir sie so zu betrüben vermöge. Sie hätte sich gewöhnt, uns alle als ihr eigenstes Eigenthum anzusehen, sagte die Gute, Liebe, und jedesmal, wenn Eins von uns das Vaterhaus verlassen hätte, würde ihr gleichsam ein Stück vom Herzen gerissen. Nun wolle ich, ihr letztes Kind, freiwillig von ihr gehen, und das hätte ihr auf einmal zum Bewußtsein gebracht, daß sie keinem Menschen zu seinem Glücke nothwendig sei. —

„Charlotte, mir bist Du's —" fing Rudorf an, und da stürzte ich fort — für nichts in der Welt hätte ich länger dableiben können — und geweint habe ich, wie noch nie im Leben. Warum, wußte ich eigentlich nicht. Als ich mich endlich soweit gefaßt hatte, daß ich wieder hinuntergehen konnte, hörte ich schon im Gange, daß Papa im Saale war, und als ich eintrat, saß er zwischen Rudorf und Tante und

hatte ihre Hände gefaßt, und die Beiden sahen aus, als ob sie plötzlich ganz jung geworden wären.

„Komm' her, Wildfang," sagte er, „und höre eine wundersame Geschichte: Tante Charlotte will durchaus nicht länger bei uns bleiben; sie wird sich von Rudorf entführen lassen und mit ihm nach ihrem Bergschlößchen, Liebenau, ziehen. Du armes Kind, mußt Dich also bequemen, nach Moorheim zu gehen, bis ich wiederkomme." — Ich aber fiel der Tante um den Hals und bat: „Liebe, Beste, Einzige, nimm mich mit nach Liebenau." — „Da ist's aber noch einsamer, als hier," sagte sie unter Thränen lächelnd. „Oh Tante, wenn Du wüßtest, wie unglücklich ich diese Stunde gewesen bin," fing ich an, und dabei traten auch mir die Thränen in die Augen; sie aber zog mich schnell in ihre Arme, versicherte, ich wäre ihr liebes, liebes Kind — und so sind wir nun bessere Freunde, als je. Und dann wurde Gretchen gerufen und wir waren so glücklich, wie Du Dir gar nicht denken kannst.

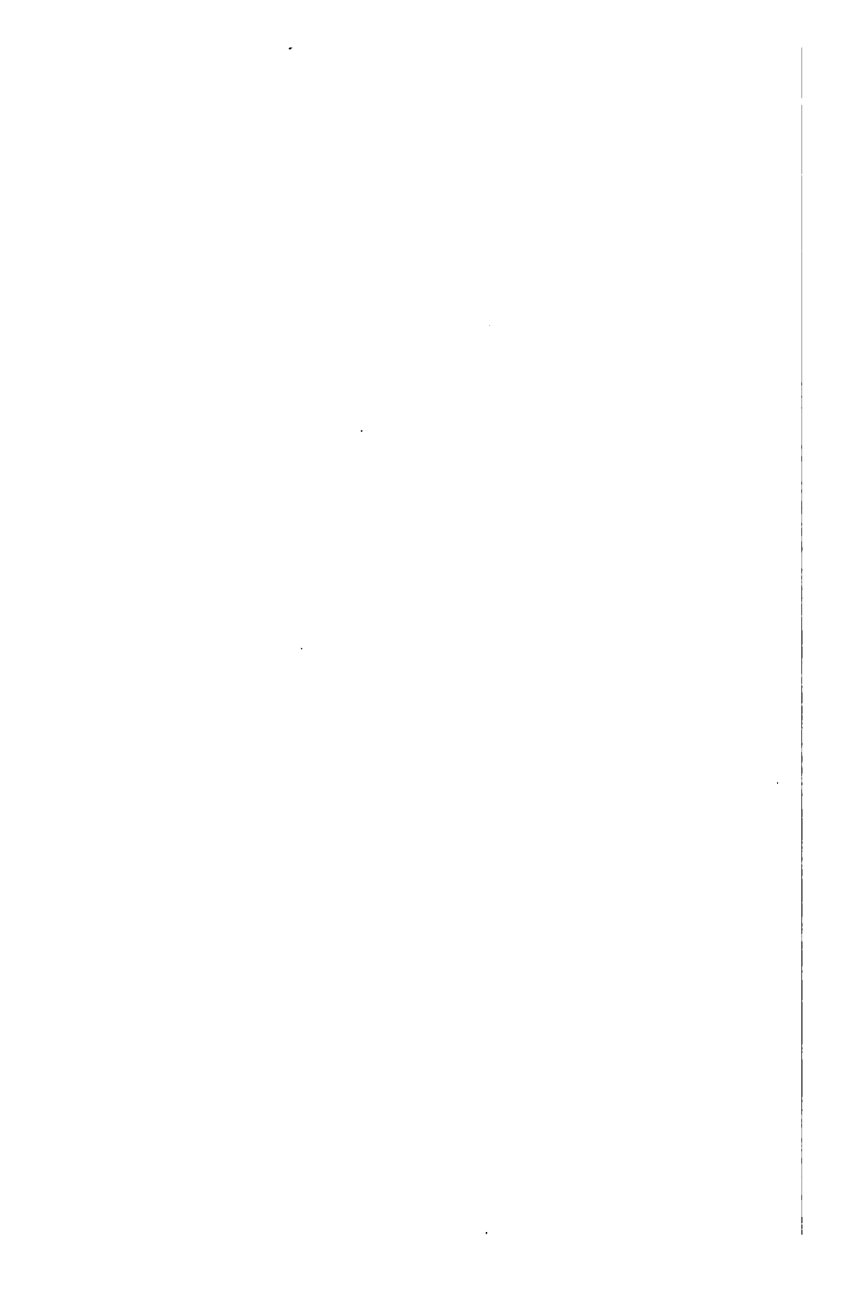
Papa bleibt nun noch ein paar Wochen länger hier; dann lassen sich die Beiden trauen und begleiten Papa nach Meran. Im Vertrauen hat mir Tante eröffnet, sie wolle Rudorf bereden, den Winter über dort zu bleiben, und wenn er darauf eingeht, werden Gretchen und ich mitgenommen. Denk' nur, welche Aussichten! Und wenn wir wiederkommen, ziehen Rudorf's

nach Liebenau, und der Onkel schreibt seine — logie, und Tante verzieht ihn und Gretchen, wie sie mich früher verzogen hat — und wenn es mir hier zu einsam wird, reit' ich schnell 'mal zu ihnen hinüber.

Was ich in Kronau ohne Tante anfangen werde, weiß ich noch nicht — den besten Willen, Papa gut zu pflegen und das Hausregiment à la Charlotte fortzuführen, habe ich zwar — und daß ich meinen Willen durchzuführen weiß, wirst Du zugeben müssen. Natürlich bleibt der Inhalt dieses Briefes ein tiefes Geheimniß zwischen Dir und mir. Bedarfst Du aber jemals einer helfenden Hand in Liebesaffairen, so erinnere Dich der Geschicklichkeit Deiner allezeit dienstfertigen Schwester

Annette.

Die böse Frau von Helgendorf.



I.

Das Frühstück war beendigt; die drei Frauen, die an dem runden Tischchen vor dem Kaminofen gesessen hatten, erhoben sich, um an ihr Tagewerk zu gehen. Mamsell Minette, die kleine Wirthschafterin, die seit einigen dreißig Jahren in Schloß Helgendorf das Hausregiment führte, schob mit der ihr eigenen Hastigkeit den Schlüsselkorb an den Arm und huschte hinaus; Frau von Wiebrecht, die Cousine des vor Jahresfrist verstorbenen Schloßherrn, eine vergrämt aussehende Blondine in tiefer Trauer, mit der Wittwenhaube auf dem ergrauenden Scheitel, nahm in der Sophaecke Platz und begann zu stricken, während sich ihre siebenzehnjährige Tochter an's Fenster setzte und seufzend eine Tapisseriearbeit aus ihrem Nähkorbe vorsuchte. Aber nachdem sie Alles zusammengefunden, was sie dazu brauchte, schien ihr die Arbeitslust vergangen. Sie ließ die Linke mit

der Stickerei im Schooße ruhen, stützte das braungelockte Köpfchen in die Rechte, starrte in das Regengeriesel hinaus und seufzte wieder.

Frau von Wiebrecht hatte ein paarmal halb mißbilligend, halb besorgt zu der Tochter hinübergesehen, und sobald der alte Friedrich mit dem Abräumen des Kaffeetisches fertig war und das Zimmer verlassen hatte, fragte sie:

„Magdalene, fehlt Dir etwas?“

Das junge Mädchen fuhr auf.

„Nichts, liebe Mama, ich bin nur faul,“ antwortete sie, indem sie eifrig zu sticken anfing.

Frau von Wiebrecht schüttelte den Kopf.

„Nein, Kind, damit kann ich mich nicht zufrieden geben,“ sagte sie; „ich sehe schon seit mehreren Tagen, daß etwas in Dir vorgeht: Du singst nicht mehr, lachst nicht mehr, sitzest da wie ein krankes Vögelchen ... komm', laß mich wissen, was Dich quält.“

„Kannst Du es nicht errathen, Mama?“ fragte Magdalene, indem sie die glänzenden blauen Augen mit einem Gemisch von Trotz und Betrübniß auf die Mutter heftete. „Die schauderhafte Langeweile von Helgendorf ist's ...“

„Um des Himmels willen, Kind, sei still!“ fiel ihr die Mutter ins Wort. „Wenn Dich Jemand hörte ... Du bist undankbar.“

„Wem soll ich denn dankbar sein?“ rief Magdalene und ihre Augen sprühten. „Onkel Helgendorf etwa, der sich, so lang er lebte, nicht um uns gekümmert hat und uns nun nach seinem Tode hier einkerkert!“

„Einkerkern nennst Du das?“ sagte die Mutter vorwurfsvoll und ihr Blick überflog das reich ausgestattete, von rothem Flammenschein erleuchtete Gemach. „Erinnere Dich doch an unsere kahlen Mansardenstübchen und welche Entbehrungen wir ertragen und wie wir gearbeitet haben.“

„O Mütterchen, weißt Du nicht mehr, wie vergnügt wir oft bei der Arbeit gewesen sind?“ rief Magdalene, „und wie stolz wir waren, wenn wir für das verdiente Geld etwas Nothwendiges kaufen konnten?“

Frau von Wiebrecht seufzte.

„Mir sind das traurige Erinnerungen,“ sagte sie; „ich wünschte, daß Du nicht immer darauf zurückkämst. Sei vernünftig, Kind, laß endlich das Vergangene vergangen sein und zeige Dich der günstigen Wendung werth, die unser Geschick so plötzlich genommen hat.“

„Wenn ich das nur finden könnte,“ antwortete das junge Mädchen. „Was habe ich von Sammettapeten und Atlasvorhängen und hohen, weiten Zimmern, wenn es rings umher nichts giebt, als Haide und Wald, und wenn es dazu wochenlang so schauderhaft

regnet, daß auch diese Haiden und Wälder unerreichbar sind!"

Frau von Wiebrecht wurde ungeduldig.

„Hast Du etwa in Hannover Zerstreuungen gehabt?" fragte sie in scharfem Tone. „Besinne Dich! „Mehr als das tägliche Brod konnten wir nie erschwingen; zum Verkehr mit unseren Standesgenossen waren wir zu arm; zu keinem Menschen sind wir gegangen, kein Mensch hat uns besucht ..."

„O, Vetter Hans kam fast jeden Abend," fiel Magdalene ein; „und Vetter Moritz auch zuweilen, bis er nach Berlin ging."

„Sei nicht kindisch!" rief die Mutter. „Die beiden Jungen können Dir unmöglich so viel werth sein, daß Du um ihretwillen zu den alten Sorgen zurückkehren möchtest."

Wie Mama noch immer von „Jungen" sprechen konnte, war unbegreiflich. Moritz war im Ministerium angestellt, und Hans, der als Fähnrich in den französischen Krieg gezogen, war nach der Schlacht von Gravelotte Lieutenant geworden. Aber in der Beziehung blieb Mama unverbesserlich. Magdalene verlor denn auch kein Wort über dies Thema, sondern fragte nach kurzer Pause:

„Mama, warum hat Onkel Helgendorf Deinen Sorgen wohl nicht früher ein Ende gemacht, uns nicht früher hierher kommen lassen? ... Ist es wahr,

wie Mamsell Minette behauptet, daß Ihr mit einander verfeindet gewesen seid?"

Frau von Wiebrecht zögerte mit der Antwort. Sie hatte das Zerwürfniß mit den Ihrigen so tief beklagt und bereut, daß sie — um sich in den Augen der Tochter den Nimbus mütterlicher Unfehlbarkeit zu wahren — nie davon gesprochen. Aber Magdalene war jetzt siebenzehn Jahre alt; wie die Dinge lagen, konnten ihr die Familienverhältnisse der Mutter nicht verborgen bleiben, und jedenfalls war es besser, wenn sie darüber durch die Mutter selbst, als durch Andere unterrichtet wurde. Frau von Wiebrecht erwiderte daher nach kurzer Pause, in der sie scheinbar ihre Maschen gezählt hatte:

„Verfeindet ist ein zu starkes Wort. Wir waren durch die Verhältnisse auseinander gekommen. Als ich ein junges, unerfahrenes Mädchen war, wollte mich Vetter Helgendorf heirathen; ich schlug ihn aber aus, weil ich heimlich mit Deinem Vater verlobt war ... Tante Helgendorf, bei der ich seit dem Tode meiner Eltern lebte, war natürlich erzürnt darüber, und ich habe sie und Vetter Hubert nicht wiedergesehen."

Magdalene hatte die Arbeit in den Schooß sinken lassen und sah die Mutter mit leuchtenden Augen an.

„Bitte, das mußt Du mir ausführlich erzählen," sagte sie, als Frau von Wiebrecht schwieg. „Heimliche

Verlobung, eine unzufriedene Tante, ein reicher Vetter, der um eines armen Lieutenants willen einen Korb bekommt. Das ist ja eine wirkliche, wahrhaftige Liebesgeschichte! ... wie glücklich Du bist, daß Du so etwas erlebt hast!"

Frau von Wiebrecht erschrak; das war nicht der Eindruck, den sie beabsichtigt hatte.

„Glücklich!" wiederholte sie in klagendem Ton. „Ach, Kind, dergleichen pflegt in Wirklichkeit viel weniger schön zu sein, als in den Büchern."

„Aber bist Du denn nicht mit Papa sehr glücklich gewesen?" rief Magdalene. „Ich war noch klein, kann mich aber deutlich besinnen, wie Du jammertest und auch sterben wolltest, als er plötzlich an der Cholera starb ... Und wie gut und freundlich und immer vergnügt er war, weiß ich auch noch."

„Ja, er war der beste Mann der Welt," antwortete die Mutter; „und doch habe ich unsere Heirath tausendmal bereut, um seinetwillen und um Deinetwillen, Kind! ... Er ist aus den Sorgen nicht herausgekommen, und welche traurige Jugend hast Du gehabt!"

Bei diesen Worten wendete sie sich ab, um ihre Thränen zu verbergen, aber Magdalene hatte sie schon gesehen.

„Mama, Du darfst nicht über Dinge weinen, die nicht sind!" rief sie, indem sie aufsprang, sich neben die

Mutter setzte und sich zärtlich an sie schmiegte. „Traurige Jugend sagst Du ... was hat mir denn gefehlt? Erst habt Ihr Beide, Papa und Du, mich lieb gehabt und verzogen; dann hast Du es allein gethan, und immer gab es etwas, worauf ich mich freuen konnte."

Die Mutter strich liebkosend über das lockige Haar des jungen Mädchens.

„Ja, Du bist immer mein gutes, bescheidenes Kind gewesen," flüsterte sie, noch immer weinend; „um Deinetwillen hat uns der Himmel jetzt dies Glück beschert."

Magdalene war der Rührung müde.

„Wenn das Glück nur nicht so langweilig wäre!" rief sie. „Da sitzen wir wie in einem Zauberschloß, haben ein Tischchen-decke-dich, Dienerschaft, Wagen und Pferde, nicht das Mindeste zu thun; aber, laß uns aufrichtig sein, Mama — die Stunden gähnen uns an und unsere Tage sind auf ein Haar der schönen Pappelallee ähnlich, die sich dort drüben auf beiden Seiten unabsehbar hinzieht, und auf der nie etwas ankommt ... aber was ist das!" unterbrach sie sich selbst; „ich glaube wahrhaftig, jetzt kommt etwas!"

Sie eilte an's Fenster, sah in den grauen Novemberregen hinaus und fuhr jubelnd fort:

„Eine Kutsche, Mama, eine wirkliche Kutsche mit zwei Schimmeln ... wie lange habe ich keine Schimmel gesehen! ... Wenn sie nur nicht vorbeilaufen ...

Nein, sie biegen ab von der Straße ... hierher kommen die wackeren Thiere ... wen sie wohl bringen mögen?“

Mit diesen Worten wendete sie das freudestrahlende Gesichtchen der Mutter zu; Frau von Wiebrecht schüttelte jedoch melancholisch den Kopf.

„Kind, Kind, das Glück hast Du geschmäht!“ sagte sie; „wer weiß, ob da nicht das Unglück gefahren kommt!“

„Mama, das klingt ja schauerlich! Ich werde gleich einmal nachsehen, wie das Unglück etwa aussieht!“ rief das junge Mädchen und war im Begriff hinauszueilen: aber die Mutter hielt sie zurück.

„Durchaus nicht, Magdalene,“ sagte sie in ungewöhnlich strengem Ton. „Es wird endlich Zeit, daß Du Dich wie eine Dame benehmen lernst. Ist es ein Besuch für uns, so wird er uns gemeldet; sind es Gäste für den Verwalter oder Mamsell Minette, so hast Du Dich nicht darum zu kümmern.“

Gehorsam setzte sich Magdalene wieder an die Arbeit, aber es wurde ihr schwer. Wie hatte sie sich darnach gesehnt, erwachsen zu sein, um nicht mehr „kommandirt“ zu werden, und nun war es schlimmer als je! ... Wie eine Dame sollte sie sich benehmen. Ob Damen wohl niemals neugierig sind?

Eine halbe Stunde verging. Mutter und Tochter schwiegen. Der Regen rieselte eintönig weiter, hüllte die Ferne in eintöniges Grau und ließ den Garten,

der sich mit seinen viereckigen Beeten und geradlinigen Wegen vor den Fenstern hinzog, noch öder erscheinen als gewöhnlich. Eine Krähenschaar flog krächzend vorüber.

„Ihr habt es gut!“ dachte das junge Mädchen. „Könnt fliegen, wohin ihr wollt ... ich sitze hier wie festgebannt, abgetrennt von Menschen und Leben.“ Sie kam sich sehr unglücklich vor.

Plötzlich wurde sie durch Schritte und Stimmen im Gange ihren düsteren Gedanken entrissen. War doch vielleicht ein Glück oder Unglück gefahren gekommen? Gespannt blickte sie nach der Thür, jetzt wurde angeklopft, Mama sagte „Herein!“, der alte Friedrich erschien, „Herrn Moritz von Helgendorf“ zu melden, und im nächsten Augenblick trat der Vetter in's Zimmer, blaß und schlank, in nachlässiger Haltung, nachlässig elegant gekleidet, wie ihn Magdalene in der Erinnerung trug, und mit demselben sarkastischen Zug um Augen und Lippen, der ihr von jeher unangenehm gewesen war.

„Liebe Tante!“ sagte er, auf Frau von Wiebrecht zueilend, und küßte ihr die Hand. „Liebe Magdalene!“ fuhr er mit derselben konventionellen Freundlichkeit fort, indem er sich dem Fenster zuwendete, an dem das junge Mädchen saß. Es sah aus, als ob er sie umarmen wollte, sie bog sich jedoch zurück und reichte ihm nur die Hand.

„Kleines Mädchen, kennst mich wohl nicht mehr?“ fragte er, indem er die zuckenden Finger festhielt und die widerstrebende Gestalt an sich zu ziehen suchte; aber mit einem Ruck machte sie sich los.

„Du irrst, ich bin kein kleines Mädchen mehr!“ sagte sie und beugte sich mit hochrothem Gesicht wieder auf die Arbeit.

„Magdalene!“ rief die Mutter vorwurfsvoll.

„Laß es gut sein, liebe Tante, das wilde Kätzchen wird bald zahm werden,“ sagte der junge Mann. „Jetzt habe ich vor Allem mit Dir zu sprechen.“

„Du kommst in Erbschaftsangelegenheiten? . . . Bitte, setze Dich,“ sagte sie in gepreßtem Tone. Er warf sich in den Sessel neben dem Sopha.

„Ganz recht; gestern wurde das Testament eröffnet,“ erwiederte er, schwieg dann und betrachtete seine Nägel.

„Nun?“ fragte Frau von Wiebrecht nach einer Pause.

„Es ist das unsinnigste Machwerk, das je erdacht wurde,“ gab er mit seinem gewöhnlichen spöttischen Lächeln zur Antwort; „eine Tyrannei über das Grab hinaus, die alle Begriffe übersteigt. So zum Beispiel bleiben der Verwalter Klaasen und Mamsell Minette auf ihren Posten und führen die innere und äußere Bewirthschaftung des Gutes in der alten Weise fort, so lang es ihnen gefällt; wollen sie sich aber endlich

zur Ruhe setzen, so bleibt ihnen der volle Gehalt nebst freier Station auf Helgendorf. Gehen sie fort, so wird ihr Gehalt verdoppelt. Dasselbe gilt für das Gesinde; Helgendorf wird das reine Versorghaus."

„Und wer ist Erbe?" fragte Frau von Wiebrecht, als der Neffe abermals schwieg.

„Ich bin's, unter der Bedingung, daß ich das Mädchen heirathe, welches mir vom Onkel bestimmt ist."

Er strich das dunkle, glatte Haar von der Stirn zurück und starrte vor sich nieder. Frau von Wiebrecht war erbleichend im Sopha zurückgesunken; eine Weile rang sie vergebens nach Athem, dann fragte sie kaum hörbar:

„Weißt Du nichts von anderen Bestimmungen? Hat Vetter Helgendorf nichts für uns gethan?"

Moritz schien sich zu besinnen.

„Für Dich persönlich nichts, so viel ich mich erinnere, oder doch nur eine Kleinigkeit," antwortete er; „Magdalene erbt, wie es im Testamente heißt, mit mir zu gleichen Theilen, vorausgesetzt, daß wir uns heirathen."

„Und wenn ich das nicht will?" rief das junge Mädchen.

„Deine Zustimmung wird als selbstverständlich vorausgesetzt," antwortete Moritz. „Wenn ich Dich ausschlage, erhältst Du als Entschädigung eine namhafte Summe und das Uebrige fällt an die öster-

reichischen Helgendorfs ... aber ich schlage Dich nicht aus," fügte er mit seinem spöttischen Lächeln hinzu.

„Brauchst Du auch nicht . . . ich heirathe Dich nicht ... für nichts in der Welt!" versicherte Magdalene mit zitternder Stimme.

„Magdalene, besinne Dich . . . welch' unweibliches Benehmen!" rief die Mutter. „Kein Wort mehr!" fügte sie, die sonst immer Sanfte, beinahe heftig hinzu, als das junge Mädchen etwas entgegnen wollte. Magdalene brach in Thränen aus und verließ das Zimmer, Moritz sah ihr achselzuckend nach.

„Beurtheile sie nicht zu streng," bat Frau von Wiebrecht. „Die Einsamkeit, in der sie gelebt hat . . ."

„Laß es gut sein, liebe Tante!" fiel ihr der Neffe in's Wort. „Das kindische Wesen wird sich schon verlieren. Ich hätte vielleicht klüger gethan, die Sache erst mit Dir allein zu besprechen, so daß Du Magdalene vorbereiten konntest . . . Aber Umwege machen (er hätte sagen sollen: Rücksichten nehmen) ist so unbequem, und je schneller wir eine Nothwendigkeit als solche erkennen, um so leichter fügen wir uns."

„Nothwendigkeit!" wiederholte Frau von Wiebrecht. „Du meinst doch nicht, daß die Testamentsbestimmungen erfüllt werden müssen?"

„Leider müssen sie's!" antwortete Moritz. „So viel ich hin und her gedacht habe, ich finde keinen Ausweg. Alles hat der Verstorbene vorgesehen. Erhebe

ich den mindesten Einspruch gegen das Testament, so gehe ich aller Ansprüche zu Gunsten der österreichischen Vettern verlustig. Eine Scheintrauung würde dieselben Folgen haben, denn sobald wir uns scheiden lassen, verlieren wir Beide jedes Anrecht an das Vermögen. In den vollen Genuß desselben treten wir überhaupt erst nach der Geburt eines Kindes, und volles Dispositionsrecht erhalten wir niemals, das wird erst unseren Erben zu Theil."

„Was mag nur der Vetter mit all' diesen Bestimmungen beabsichtigt haben?" fragte Frau von Wiebrecht.

„Mich zu quälen — das liegt auf der Hand," antwortete der Neffe. „Er hat mich niemals leiden können, unsere Naturen waren sich antipathisch, und ich habe nie versucht, das zu bemänteln. Unglücklicherweise hatte ich erfahren, daß Onkel Hubert, als ich noch in der Wiege lag, meinem sterbenden Vater — seinem Vetter und Jugendfreunde, gelobt hat, ich solle sein Erbe sein. Darauf habe ich mich zu fest verlassen! ... Ich wußte, daß Onkel Hubert ein gegebenes Wort nicht brechen würde, hielt mich aller erbschleicherischen Komödianterie überhoben, ging dem unangenehmen alten Hagestolz so viel als möglich aus dem Wege, fand immer Entschuldigungen, um nicht herzukommen, und muß nun doch einsehen, daß ich mich dumm benommen habe."

„Aber wir ... was haben wir damit zu thun?“ rief Frau von Wiebrecht erregt. „Als ich nach Vetter Huberts Tode die Aufforderung erhielt, hieher zu übersiedeln, durfte ich doch wohl annehmen, daß er mir vergeben hätte, daß er für Magdalenens Zukunft sorgen würde.“ Sie verstummte und drückte das Taschentuch an die Augen.

Moritz lachte kurz auf.

„Vergeben kann kein Helgendorf,“ sagte er; „sieh' doch nur, welche raffinirte Rache unter der scheinbaren Großmuth des Verstorbenen verborgen liegt. Deiner Tochter wird, was Du für sie ersehnst, nur durch die Heirath mit einem Helgendorf zu Theil, während ich mich durch diese Verbindung gezwungen sehe, auf die ehrgeizigen Pläne zu verzichten, die ich — wie dem Onkel bekannt war — auf meine Verheirathung baute. Für Magdalene hat Onkel Hubert noch am Besten gesorgt ... andere Mütter wären glückselig, sich einen Schwiegersohn vermacht zu sehen.“

„Wie Du über dergleichen so frivol scherzen kannst ...“ begann Frau von Wiebrecht. Moritz fiel ihr in's Wort.

„Ich scherze durchaus nicht, liebe Tante,“ sagte er; „vielmehr bitte ich Dich, so sehr ich nur kann, Deine Kleine zur Raison zu bringen und uns Deinen Segen zu geben. Uebrigens wird Präsident Almhausen

in den nächsten Tagen hier erscheinen und seinen vormundschaftlichen Einfluß für mich geltend machen."

„Wie, Almhausen ist mit der Heirath einverstanden?" fragte Frau von Wiebrecht.

„Aber, liebe Tante, warum sollte er es nicht sein!" sagte Moritz pikirt. „Magdalene bekommt einen Mann von guter Familie, dessen Persönlichkeit doch auch nicht zu unterschätzen ist. Sie wird eine reiche, beneidete Frau . . . was kannst Du mehr für sie verlangen?"

„Aber Ihr liebt Euch nicht!" wendete Frau von Wiebrecht schüchtern ein.

Moritz zuckte die Achseln.

„Beste Tante, was auf Liebe in der Ehe ankommt, solltest Du zur Genüge wissen," sagte er in sarkastischem Tone. „So jung ich war, als Dein Mann starb . . . daß Du Dich, schon während er noch lebte, nach den Fleischtöpfen Egyptens zurückgesehnt hast, habe ich deutlich erkannt."

„Schäme Dich, Moritz, wie darfst Du das sagen . . . mir sagen!" unterbrach ihn die Tante, und ihre Stimme bebte vor Unwillen.

„Warum denn nicht?" fragte er ruhig. „Es ist die Wahrheit, und es ist gut, nothwendig sogar um Magdalenens willen, daß Du Dich darauf besinnst. Uebrigens solltest Du gerade in meiner rücksichtslosen Wahrheitsliebe eine Garantie für die Zukunft Deiner

Tochter sehen. Andere Männer an meiner Stelle würden Dir und der Kleinen eine Liebeskomödie vorspielen, bis sie erreicht hätten, was sie beabsichtigen . . . nachher läßt man solche Masken fallen. Ich dagegen gestehe offenherzig, daß ich Magdalene nur der Erbschaft wegen heirathe . . . sage selbst was ehrenhafter ist."

Frau von Wiebrecht sah rathlos vor sich nieder. Ihrem Gefühl nach hätte Moritz auf die Bedingungen des Onkels nicht eingehen, die Erbschaft nicht antreten dürfen; aber sie sträubte sich gegen diese Empfindung. Wie oft hatte das Gefühl sie schon irregeleitet! Sicher that sie gut, that ihre Pflicht, wenn sie diesmal der Klugheit Gehör gab. Und hatte Moritz denn nicht Recht? Sie hatte ihre Kraft überschätzt, als sie eine reiche Zukunft aufgegeben, um in das Haus des armen Mannes zu gehen . . . Und was konnte sie thun, wenn Präsident Almhausen mit seinem eisernen Willen für die Heirath war? — Besser, auch sie stimmte von vornherein zu; das mußte Magdalene das Unvermeidliche leichter machen.

Moritz, der sie während dieser Ueberlegungen beobachtet hatte, schloß aus dem verlegenen Lächeln, mit dem sie zu ihm aufsah, daß sie bereit war einzulenken, und kam ihr zu Hülfe.

„Ich lasse Dich jetzt allein," sagte er, indem er sich erhob, „Dein klarer Sinn und Deine Erfahrung

werden meine besten Bundesgenossen sein. Bitte, sprich mit der Kleinen, bringe sie zur Vernunft, und Du sollst den besten Schwiegersohn an mir haben."

Mit diesen Worten küßte er der Tante die Hand und ging — während sie ihn in Gedanken für einen gescheidten, liebenswürdigen jungen Mann erklärte — mit einer stillen Verwünschung aller albernen Frauenzimmer zur Thür hinaus.

II.

Magdalene hatte sich mit ihren Thränen in das Schlafzimmer geflüchtet, das sie mit der Mutter theilte, hatte sich auf ihr Bett geworfen, sich satt geweint, dann wieder aufgerichtet, die Augen getrocknet, und fragte sich nun mit einiger Verwunderung, warum sie plötzlich so in Verzweiflung gerathen sei?

„Das widerwärtige Gesicht des Vetter Moritz ist schuld," sagte sie zu sich selbst, „der Gedanke ihn heirathen zu müssen . . . müssen? Dazu zwingen kann man mich nicht. Dumm war's aber, daß ich mich so kindisch benommen habe . . . Moritz wird sich einbilden, daß er mir imponirt, daß ich mich vor ihm fürchte . . . ich werde ihm beweisen, daß es nicht so ist."

Sie trat an den Spiegel, das zerdrückte Haar zu ordnen, da hörte sie, daß Moritz in der Nebenstube den Stuhl rückte.

„Jetzt geht er fort," dachte sie; „dann kommt Mama mit Vorwürfen und Thränen, das halte ich nicht aus — lieber unten in den kalten Zimmern frieren oder im Regen spazieren laufen!"

Leise öffnete sie die Thür nach dem Gange und huschte hinaus, vorbei am Wohnzimmer der Mutter, lief den Korridor entlang und sprang schon die Treppe hinunter, als oben die Thür knarrte und Moritz mit lässigem Schritt seinem Zimmer zuging, das am Ende das Ganges lag.

Er war tief in Gedanken, aber als er an der Treppe vorbeikam, wurde er seinen Grübeleien durch Magdalenens Stimme entrissen, die jubelnd vom Flur heraufklang. Moritz beugte sich über das Geländer; hinuntersehen konnte er nicht, aber deutlich hörte er Magdalenens Ausruf: „Wie kommst Du hierher?" und die Antwort einer klangvollen Männerstimme: „Ich bin auf dem Wege nach meiner neuen Garnison und wollte Dich und Tante wenigstens begrüßen, kleine Magdalis."

Diese Stimme, dieser Name ... das konnte nur Hans Wiebrecht sein.

„Der fehlte gerade noch!" brummte Moritz vor sich hin, während er langsam die Treppe hinunterstieg — langsam, weil er sich über sein Benehmen noch nicht klar war. Er hörte Mamsell Minette's schrille Stimme über den durchnäßten Mantel des Herrn

Lieutenants jammern und ihn auffordern, sich umzukleiden; hörte Hans zur Antwort geben, daß er kein Gepäck mit habe, da er morgen bei Tagesanbruch wieder fort müsse; hörte Magdalene versichern, sie ließe ihn nicht gehen, und des Vetters neckische Frage, wie eine Soldatentochter und künftige Soldatenfrau so wenig Appell haben könne? Dann gingen sie in das Speisezimmer und Moritz ging ihnen nach.

Als er eintrat, sagte Magdalene, die mit Hans an den großen braunen Kachelofen getreten war:

„Wie gut, daß Moritz zu Ehren hier geheizt ist!"

„Moritz hier!" rief Hans nicht im freudigsten Tone; dieser aber kam mit ausgestreckter Hand und freundlichem Lächeln auf ihn zu. Bis zum nächsten Morgengrauen mochte er bleiben — Moritz wollte schon sorgen, daß ihm bis dahin kein ungestörtes Beisammensein mit Magdalene zu Theil wurde.

Während sich die Vettern begrüßten und die üblichen Erkundigungen austauschten, flogen Magdalenens Blicke von Einem zum Andern. Nie war ihr die Verschiedenheit der Beiden so aufgefallen. Der blonde Hans mit seinem üppigen Haar- und Bartwuchs, der hohen, breitschulterigen Gestalt, den festblickenden blauen Augen, dem energischen und doch gütigen Munde — das Bild ruhiger Kraft; eine Erscheinung, die man sich ebenso gut in Ritterhelm und Rüstung, als in der Uniform unserer Tage denken konnte.

Moritz dagegen schwächlich, feingliedrig, blaß, von schlaffer Haltung und müdem, freudlosem Gesichtsausdruck; trotz seiner Jugend schon wie abgebraucht vom Leben. — Und den sollte sie heirathen! . . . Was wohl Hans dazu sagen würde? — Sie glühte vor Ungeduld, ihm Alles zu erzählen. Wenn nur Moritz gegangen wäre! — Aber er blieb und nahm Hans mit gleichgültigen Gesprächen in Anspruch, und als der alte Friedrich, unter Mamsell Minette's Aufsicht, ein Frühstück für den neuen Gast servirt hatte, setzte er sich mit an den Tisch, obwohl er, seinem eigenen Geständniß nach, schon einmal, gleich nach seiner Ankunft in Helgendorf, gefrühstückt hatte.

Magdalene hielt es nicht mehr aus, von unbekannten Offizieren, Avancements und Ordensverleihungen zu hören.

„Bist Du gar nicht neugierig zu wissen, was Vetter Moritz hergeführt hat?“ fragte sie, und ohne den abmahnenden Blick zu beachten, den dieser auf Mamsell Minette warf, die, mit der Kaffeemaschine beschäftigt, am untern Ende des Tisches saß, fuhr sie neckisch fort: „Onkel Helgendorf hat mich ihm vermacht, und ihn mir; nun ist er gekommen, sein Erbtheil in Besitz zu nehmen und mir meines zu zeigen.“

„Was soll das heißen?“ fragte Hans, indem er Messer und Gabel sinken ließ und Magdalene mit den sonst so freundlichen Augen anblitzte.

„Onkel Hubert hat bestimmt, daß wir uns heirathen sollen,“ antwortete Moritz an ihrer Statt.

„Aber wir thun es nicht!“ schaltete Magdalene ein, als sie Hans die Farbe wechseln sah.

„Das wird sich finden,“ sagte Moritz in einem Tone, der es zweifelhaft ließ, ob er im Ernst oder im Scherz redete.

„Bitte, sprecht vernünftig!“ rief Hans; Moritz, der ihm antworten wollte, wurde daran durch den Eintritt des Dieners verhindert, der das gnädige Fräulein ersuchte, sogleich zu der gnädigen Frau zu kommen. Magdalene stand auf.

„Ich gehe mit Dir,“ sagte Hans, der sich gleichfalls erhob, aber Moritz legte die Hand auf seinen Arm.

„Frühstücke nur erst fertig!“ sagte er, und Mamsell Minette, die in demselben Augenblick mit einer dampfenden Tasse Kaffee herankam, bat ihn, nach seiner nassen Wanderung erst etwas Warmes zu genießen.

„Ja, das mußt Du!“ rief auch Magdalene. „Ich melde Dich unterdessen bei Mama.“ Mit diesen Worten eilte sie aus dem Zimmer; sie hielt es für gerathen, die Mutter vor dem Zusammentreffen mit Hans in bessere Stimmung zu bringen.

Hans setzte sich wieder und begann mit verdüsterter Miene seinen Kaffee umzurühren; Moritz sah ihm schweigend zu; Mamsell Minette machte sich,

scheinbar unbekümmert um die jungen Männer, am Büffet zu thun.

Plötzlich erhob Hans den Kopf.

„Hast Du wirklich die Absicht, Magdalis zu heirathen?“ fragte er, indem er dem Vetter gerade in die Augen sah.

„Ich muß wohl!“ antwortete Moritz und begann seine Nägel zu besehen, wie immer, wenn ihm die Blicke Anderer lästig wurden. „Die Verfügungen des Onkels sind derart, daß wir uns ihnen nicht entziehen können. Was mich betrifft, so habe ich auf die helgendorfer Erbschaft bereits so viele Schulden gemacht, daß ich sie unter jeder Bedingung antreten muß ... Aber auch Tante Wiebrecht würde sich schwer dazu verstehen, in das alte Elend zurückzukehren.“

„Und solchen Berechnungen soll Magdalis geopfert werden!“ rief Hans. „Das dulde ich nicht ... Ihr dürft ihr keinen Zwang anthun ...“

„Ereifere Dich nur nicht, mein Junge!“ fiel ihm Moritz in's Wort. „Meinst Du, wir wollten die Kleine mit Gewalt zum Altare schleppen? Mutter und Vormund werden ihr vorstellen, wie die Verhältnisse liegen; kindisch, wie sie ist, wird sie sich eine Weile sträuben, wird endlich nachgeben, und wenn ich sie hin und wieder nach Berlin bringe und in die Welt führe, wird sie sich himmlisch amüsiren.“

„Und damit, meinst Du, soll sie sich begnügen? Wie wenig kennst Du sie!“ rief Hans. „Amüsement ist kein Glück, und glücklich machen kannst Du sie nie, denn Du liebst sie nicht, weißt sie nicht zu schätzen ...“

„Vielleicht doch ... als Bild auf Goldgrund,“ sagte Moritz in seiner spöttischen Weise. Hans sprang auf.

„Schäme Dich!“ rief er. „Um des Goldes willen heirathen, ist erbärmlich, aber es so schamlos eingestehen ...“

„Nicht weiter Hans!“ fiel ihm Moritz in's Wort; Mamsell Minette sagte ängstlich:

„Herr Lieutenant, ich glaube, das gnädige Fräulein haben gerufen,“ und Hans ging zornglühend hinaus.

Moritz überlegte einen Augenblick.

„Nein, ich darf ihm jetzt nichts übel nehmen, ich verliere sonst die Möglichkeit, ihn und Magdalene im Auge zu behalten,“ sagte er zu sich selbst und ging dem Vetter mit lächelnder Miene nach.

Die kleine Wirthschafterin schüttelte die geballte Faust hinter ihm her.

„So ein ... so ein ...“ murmelte sie, aber sie fand keinen Ausdruck, der ihre Meinung erschöpfend ausgesprochen hätte. „Und Der sollte dies gute, liebe, hübsche Mädchen heirathen, das ihn gar nicht mag,“ dachte sie, während sie den Tisch abzuräumen begann; „und mein lieber gnädiger Herr — Gott hab' ihn selig — der es mit der Kleinen so gut im Sinn

gehabt hat, sollte Schuld daran sein! ... Es ist unmöglich ... Was sie da vor Gericht gelesen haben, ist das erste Testament, das der gnädige Herr in einer von seinen bösen Stunden aufgesetzt haben muß ... aber das zweite, wo ist das zweite Testament geblieben?"

Sie sank in den nächsten Stuhl und überlegte — wie sie schon hundertmal gethan — wo sie etwa noch nach dem Papier suchen könnte; aber es gab kein Winkelchen und kein Möbel im Hause, das sie nicht, nachdem die Gerichtssiegel abgenommen waren, gereinigt und durchstöbert hätte.

Der Duft der vollen Kaffeetasse, die Hans im Stich gelassen hatte, lenkte Mamsell Minette's Gedanken in andere Bahnen.

„Schade um die edle Gottesgabe," sagte sie zu sich selbst, indem sie die Tasse in die Hand nahm und auszuschlürfen begann. „Nicht gekostet hat er sie ... Uebrigens ist dieser Lieutenant ein reizender Mensch, und welch' ein Paar, er und Fräulein Magdalenchen! Wie für einander geschaffen sind die Beiden, und daß sie sich lieb haben, steht ihnen in den Augen geschrieben ... Das hat auch der gnädige Herr gesehen und darum hat er ein zweites Testament gemacht, denn gemacht hat er's, so steif und fest Peter Klaasen auch behaupten mag, ich hätte das nur geträumt."

Mit nachdenklicher Miene stand das kleine Fräulein auf und räumte weiter, aber die Tasse Kaffee hatte sie so angeregt, daß sie, sobald ihre Aufgabe im Speisezimmer vollbracht war, entschlossenen Schrittes zu Peter Klaasen hinüberging, um noch einmal mit ihm zu berathen.

Peter Klaasen, der Verwalter, der sein Amt noch einige Jahre länger bekleidete, als Mamsell Minette das ihrige, saß in Schlafrock und Pantoffeln, einen dicken Shawl um den Hals und eine Pelzmütze auf dem kahlen Kopf, am Ofen und zog mit verdrießlichem Gesicht eine Rauchwolke nach der andern aus seiner langen Pfeife.

„Schlecht geht's ... langweile mich zu Tode ... wollte, daß mich der Teufel holte!" antwortete er auf Mamsell Minette's Erkundigung.

„Schäme Er sich, so zu sprechen, Peter Klaasen!" gab sie unwillig zur Antwort; „und noch mehr so zu rauchen bei Seinem Husten ... und wahrhaftig, da steht auch die Kümmelflasche ... auf die Manier kann Er freilich nicht gesund werden."

„Was weiß denn ein Frauenzimmer ... ein Frauenzimmer weiß gar nichts!" fiel Klaasen verdrießlich ein; „und wenn Sie nur gekommen ist, um mich zu ärgern, Mamsell ..."

„So kann ich wieder gehen, will Er sagen, Er Grobian," antwortete Mamsell Minette, indem sie

einen Stuhl herbeizog und sich setzte. „Eine Weile muß Er mich schon da behalten,“ fuhr sie fort, „denn ich habe Ihm was zu sagen: das Testament des gnädigen Herrn ist eröffnet.“

„Hab' ich mir gedacht, als ich Herrn Moritz ankommen sah,“ brummte der Alte.

„Aber es ist das falsche,“ fuhr die Wirthschafterin eifrig fort. „Der Herr hat also nicht, wie ich mir endlich eingeredet hatte, das richtige an das Gerichtsamt geschickt, und so muß es noch hier sein.“

„Ja, wenn es jemals dagewesen wäre,“ fing der Alte an, während sich über sein gelbes, knochiges Bauerngesicht ein höhnisches Grinsen verbreitete. Mamsell Minette ließ ihn nicht weiter sprechen.

„Laß Er doch den Unsinn, Peter Klaasen!“ sagte sie. „Er ist doch sonst ein Schlaukopf . . . So zähle Er doch auch hier 'mal das Eine zum Andern: im Zorn auf seine Cousine macht der gnädige Herr sein Testament und legt's beim Gerichtsamt nieder; als er aber zum letzten Male nach Hannover reist, bringt ihn — wie Er es ja auch gehört hat — der Zufall mit Fräulein Magdalenchen zusammen, und da wird ihm das Herz so warm, daß er auf andere Gedanken kommt . . . Wie verändert der gnädige Herr damals nach Haus kam, muß Er doch noch wissen, Peter Klaasen.“

Der Alte begnügte sich, die Achseln zu zucken und noch dichtere Rauchwolken um sich zu verbreiten. Mamsell Minette fuhr fort:

„Nun gut — acht Tage nach seiner Rückkehr, als ich um elf Uhr Morgens, wach, wie ich jetzt bin, in das Zimmer meines gnädigen Herrn komme, ihm seine Bouillon zu bringen, sitzt er am Schreibtisch und legt eben das Petschaft aus der Hand, mit dem er einen großen Brief mit fünf blauen Siegeln petschirt hat. „Der Postbote wird gleich fortgehen, gnädiger Herr," sage ich und strecke die Hand nach dem Briefe aus. „Der kommt nicht zur Post," giebt der Gnädige zur Antwort und mit dem Auflachen, das mir immer so unheimlich gewesen ist, sagt er noch, wie zu sich selbst: „Was da geschrieben steht, wird gewissen Leuten einen Strich durch die Rechnung machen . . . der kleinen Hexe zulieb . . . den Kinderaugen." So hat der selige Herr aber immer von Fräulein Magdalenchen gesprochen, und so will ich jeden Eid darauf schwören, daß ihr in dem Briefe was Gutes zugeschrieben war."

„Warum muß ich denn das Alles nochmal anhören? . . . Das hat Sie mir oft genug erzählt," brummte Klaasen.

„Weil in dem Testament, von dem Herr Moritz Nachricht gebracht hat, nur Böses für Fräulein Magdalenchen steht," antwortete die Wirthschafterin, „und weil ich Ihm, Peter Klaasen, durch die eigenen

Worte des Gnädigen beweisen will, daß er es anders im Sinne gehabt hat ... der Brief mit den blauen Siegeln muß und muß geschafft werden."

Peter Klaasen sprang auf.

„Herr Gott im hohen Throne, geht die Plackerei wieder los!" schrie er. „Das ganze Haus hat Sie ja schon durchstöbert — was will Sie denn noch mehr?"

„Soll ich es etwa auf mein Gewissen nehmen, wenn Alles anders wird, als der gnädige Herr gewollt hat?" fragte Mamsell Minette in großer Aufregung. „In dem Testament, das beim Gericht gelegen hat, steht, daß sich Herr Moritz und Magdalenchen heirathen sollen. Sie mag ihn aber nicht, und er sie eigentlich auch nicht ... aber um des leidigen Geldes willen, das sagt er geradezu, wird er sie trotzdem heirathen."

„Da hat er Recht ... ist der einzige vernünftige Grund!" fiel Klaasen ein, der unwirsch im Zimmer hin und her lief.

Die kleine Wirthschafterin warf ihm einen verächtlichen Blick zu.

„Ueber solche Dinge streite ich nicht mit Ihm, Peter Klaasen," sagte sie würdevoll. „Ich will nur, daß Fräulein Madalenchen ihr Recht geschieht. Wenn wir das bewußte Schriftstück nicht finden können, müssen wir wenigstens sagen, daß es dagewesen ist,

dann mögen es die Gerichtsherren suchen ... Wie es sich damit verhält, habe ich ihm denselben Tag gesagt, als ich's gesehen hatte; Er kann also mit darauf schwören ..."

„Das werd' ich wohl bleiben lassen!" rief der Alte, indem er vor Mamsell Minette stehen blieb. „Geh' Sie mir doch mit dem Schriftstück! ... Als ob sich der Herr von Ende Oktober, wo Sie den Brief gesehen haben will, bis zum 20. November, wo er gestorben ist, nicht zehnmal anders besonnen und das Papier zerissen haben könnte ... Vielleicht hat sich der Gnädige auch nur einen Spaß mit Ihr gemacht, hat Sie in Unruhe bringen wollen ... die Leute chikaniren war ja stets sein Pläsir."

„Peter Klaasen!" rief Mamsell Minette mit aufgehobenen Händen. „Unser guter gnädiger Herr!"

„Ja, ich will endlich 'mal sprechen, wie mir um's Herz ist!" fuhr der Verwalter fort, indem er hin und her lief. „Habe lange genug geduckt und scherwenzelt! ... Gnädiger Herr ... war was Rechts mit der Gnädigkeit! ... Und von dem, wie der Herr bei Lebzeiten gewesen ist, will ich noch gar nichts sagen; da ist man 'mal grillig; die Galle läuft über; man hat Herzeleid oder Aerger und giebts weiter ... aber wenn man selbst seine Ruhe gefunden hat, soll man sie auch Anderen lassen."

Mamsell Minette schüttelte den Kopf.

„Peter Klaasen, jetzt verstehe ich Ihn nicht,“ sagte sie.

„Sie versteht mich nicht? Nun ja Weiberkopf — lange Haare, kurzer Verstand!“ antwortete der Verwalter; und indem er sich wieder setzte, fuhr er, beide Hände auf die Kniee stemmend, fort: „Ueberlege Sie doch einmal, ob nicht Alles, was der Herr angeordnet hat, die reine Chikane ist! Ein Anderer macht sein Testament und damit basta, hier aber hat's kein Ende. In dem Schriftstück, das gleich nach dem Tode des Herrn geöffnet wird, giebt er nur seine Befehle über das Begräbniß. Das eigentliche Testament soll erst nach Jahr und Tag eröffnet und inzwischen hier in Helgendorf die Wirthschaft in alter Weise fortgeführt werden ... in alter Weise! Und acht Tage darauf schickt er uns diese Einquartierung über den Hals, diese hochmüthigen Bettelprinzessinnen!“

„Pfui, Peter Klaasen!“ rief Mamsell Minette, roth vor Zorn und sprang von ihrem Stuhle auf. „So etwas will ich nicht mit anhören ... die leibliche Cousine des gnädigen Herrn, seine Pflegeschwester, die er sogar heirathen wollte ...“

„Und die ihn dafür nach Weiberart unglücklich gemacht hat!“ fiel Klaasen ein. „Durch Weiber ist einmal alles Unglück, wie in die Welt, so auch über dies Haus gekommen. Mit der bösen Frau von

Helgendorf hat's angefangen und diese Cousine und Pflegeschwester setzt das Geschäft fort."

„Das geht uns nichts an," sagte Mamsell Minette. „Wir haben nur unsere Schuldigkeit zu thun, das heißt, wenn wir wissen, daß ein zweites Testament gemacht ist, so müssen wir es sagen, und wenn Er nicht mitthut, so thu' ich's allein."

„So, und was meint Sie wohl, das Sie damit ausrichtet?" fragte er höhnisch. „Und wem will Sie's denn sagen? Dem Herrn Justizrath? Der wird Ihr zur Antwort geben, daß er dazumal, als die Siegel abgenommen worden sind, wieder auf besonderen Befehl des Verstorbenen alle Papiere des gnädigen Herrn genau durchgesehen hat. Wer weiß ... vielleicht ist dazumal bei all' dem Verbrennen auch der blaugesiegelte Brief zu Grunde gegangen."

In ihrem Eifer überhörte Mamsell Minette den Spott des Alten.

„Unmöglich!" gab sie treuherzig zur Antwort. „Jedes Blatt ist aus den Händen des Justizraths durch meine Hände gegangen, ehe es in den Ofen kam. Aber freilich, der Herr Justizrath wird nicht mehr suchen wollen ..."

„Würde auch nichts nützen!" fiel Klaasen ein. „Ueberhaupt kann die Geschichte keiner Menschenseele Vortheil bringen, dafür aber Jedem, der sich damit befaßt, allerlei Böses zuziehen. Sie, Mamsell, macht

sich damit die neue Herrschaft, will sagen Herrn Moritz, von vornherein zum Feind, und mit dem ist so nicht gut Kirschen essen. Sagt Sie es aber Ihrem Herzblatt, dem Fräulein Sausewind, so haben wir Feuer auf dem Dach, das Oberste wird zu unterst gekehrt, und das Ende vom Liede ist doch, daß man sich dem Testament, wie es einmal da ist, unterwerfen muß . . . Habe ich Recht oder nicht?“ fügte er nach einer Pause hinzu, als Mamsell Minette schweigend vor sich nieder sah.

„Ja, es klingt so, aber ich kann mich doch nicht damit zufrieden geben!“ rief die kleine Wirthschafterin, indem sie den Kopf erhob. Ihr tapferes Herz konnte sich nicht dazu verstehen, die Interessen ihres Lieblings fallen zu lassen, und ohne sich an das Achselzucken zu kehren, mit dem ihr der Verwalter den Rücken gewendet hatte, bat sie: „Thu' Er mir den einzigen Gefallen, laß Er uns noch einmal suchen.“

Aber die Geduld des Alten war erschöpft.

„Himmel-Kreuz!“ schrie er sie an, indem er mit wüthender Miene herumfuhr. „Das ist ja wie das Lied von dem versoffenen Pfannenschmied, das immer wieder von vorn anfängt! Kein Wort mehr will ich davon hören, und wenn wir gute Freunde bleiben sollen, so rührt auch Sie in der Sache weder Hand noch Fuß. Schließlich bringt Sie unsereins durch Ihre blaugesiegelten Hirngespinnste noch in den Verdacht,

man hätte irgend ein wichtiges Schriftstück über die Seite geschafft!"

Mit diesen Worten ging Peter Klaasen in sein Schlafzimmer und schlug krachend die Thüre hinter sich zu.

III.

Tief niedergeschlagen kehrte Mamsell Minette zu ihren Tagesaufgaben zurück, die heute, durch die unerwartete Ankunft der beiden Gäste vergrößert, ihre Gedanken und Hände in ungewöhnlicher Weise in Anspruch nahmen. Aber während sie ein zweites Logirzimmer herrichten ließ, dem Mittagessen ein paar Gerichte zufügte, Damast und Silber herausgab, Dessertschalen ordnete und darüber nachdachte, welche Weinsorten sie spenden sollte, trug sie unabläßig die wichtigere Frage mit sich herum: was sie in Bezug auf das zweite Testament, von dessen Dasein sie fest überzeugt war, zu thun vermöchte. Daß Peter Klaasen in vielen Dingen Recht hatte, konnte sie nicht leugnen. Er hatte sie überzeugt, daß es nicht allein nutzlos, sondern schädlich sein würde, wenn sie dem Justizrath oder Moritz von dem blaugesiegelten Briefe sagte, und in Magdalenen Hoffnungen zu erwecken, die vielleicht nie erfüllt wurden, brachte sie nicht über's Herz. Hätte sie nur zu Frau von Wiebrecht Vertrauen fassen können! Aber die war immer so kühl-abweisend, so von oben herunter. Wenn Klaasen von ihr behauptete,

sie wäre hochmüthig, so hatte er nicht Unrecht. Aber das auch von Magdalenen zu sagen! ... Von der ersten Stunde an war sie anschmieglich gewesen wie ein Kind, einfach und unbefangen, — war so geblieben, und mit ihrer Frische, ihrer Heiterkeit, ihrer anmuthigen Erscheinung für die alternde, einsame Wirthschafterin im vollen Sinne des Wortes ein Augen- und Herzenstrost geworden. Dafür legte Mamsell Minette alle ungehobenen Liebesschätze ihres Herzens auf Magdalenens lockiges Haupt, und für dies gute, junge, schöne, jetzt vom Schicksal hart bedrohte Wesen etwas thun zu können, war vielleicht der leidenschaftlichste Wunsch, den sie je gehegt hatte — aber was sollte sie thun?

Das fragte sie sich eben zum soundsovielten Male, ohne Antwort zu finden, als sie sich eine halbe Stunde vor der Essenszeit noch einmal nach dem Speisezimmer begab, um nachzusehen, ob Friedrich, der etwas altersschwach wurde, beim Tischdecken nichts vergessen hatte. Eilig wie immer, huschte sie durch Gang und Flur, da hörte sie feste Schritte, die von oben kamen, und aufblickend, sah sie Hans von Wiebrecht die Treppe herunter kommen. Wie gut und ernst war dies Gesicht! Mamsell Minette fiel es wie Schuppen von den Augen. Da war ein Bundesgenosse für sie, zur rechten Stunde vom Himmel gesendet.

„Herr Lieutenant,“ sagte sie, indem sie mit einem kleinen altmodischen Knix am Fuße der Treppe stehen

blieb, „würden Sie die Güte haben, mir eine Viertelstunde Gehör zu schenken?“

„Mit Vergnügen, mein Fräulein,“ gab er höflich zur Antwort, indem er zu ihr hinunter eilte; seine Gedanken waren jedoch so sehr in Anspruch genommen, daß die Entschuldigungen, mit denen ihn die kleine Wirthschafterin empfing, unverstanden an seinen Ohren vorübergingen, und er ihr ganz mechanisch folgte, als sie ihn einlud, in das Speisezimmer zu treten.

Es war aber auch zu arg! Seit dritthalb Stunden hatte er vergebens Gelegenheit gesucht, ein ungestörtes Wort mit Magdalenen zu sprechen, immer war Moritz oder die Tante dazwischen getreten, und jetzt hatte diese die beiden jungen Männer fortgeschickt, weil sie und Magdalene zum Diner Toilette machen müßten. Magdalenens verwunderten Ausruf: „Das thun wir doch sonst nicht!“ hatte sie mit einem Blick beantwortet, den Hans empörend fand. Magdalene war doch nicht ihre Sklavin! Aber freilich, sie sollte dazu gemacht werden. Um des Geldes willen wollte Tante Wiebrecht ihr Kind mit diesem Moritz, diesem Menschen ohne Herz und Gewissen, verheirathen. „Ehe es dazu kommt, schieße ich ihn nieder wie einen Hund!“ sagte Hans zu sich selbst, und außer Stande, mit diesen Vorsätzen die Einladung des Vetters anzunehmen, der ihn aufgefordert hatte, in seinem Zimmer eine Cigarre zu rauchen, war er davongelaufen.

Das Alles ging ihm durch den Sinn, während ihn Mamsell Minette in das Speisezimmer führte und zum Sitzen nöthigte; aber dann nannte sie den Namen Magdalene; er wurde aufmerksam und hörte nun mit steigender Verwunderung, daß die Wirthschafterin von dem Dasein eines zweiten, für Magdalene günstigen Testamentes überzeugt war.

„Fräulein Magdalenchen hatte des Gnädigen ganzes Herz gewonnen,“ fügte sie hinzu; „nie habe ich ihn von irgend Jemand so freundlich sprechen hören wie von ihr.“

„Aber, liebes Fräulein, ich habe nie gehört, daß sich meine Cousine und Herr von Helgendorf gesehen hätten,“ sagte Hans.

„Fräulein Magdalenchen weiß es auch bis zu dieser Stunde nicht,“ antwortete Mamsell Minette, „und ich habe nichts verrathen, weil ich glaubte, der gnädige Herr hätte sie damit in seinem Testament überraschen wollen ... Vergangenes Jahr, im Oktober ist's gewesen, während der letzten Geschäftsreise, die der Gnädige nach Hannover gemacht hat. Eines Tages geht er in Wind und Regen durch eine abgelegene Vorstadtstraße. Es ist vier Uhr, die Schulen sind eben aus; ein Trupp wilder Knaben kommt gelaufen; da reißt ein Windstoß dem gnädigen Herrn den Hut ab. Die Schulbuben lachen und jauchzen, während der alte, steife Herr sich vergebens bemüht,

den Flüchtling wieder einzufangen. Endlich kommt ein junges Mädchen des Weges, läuft trotz des strömenden Regens dem Hute nach, bis sie ihn einholt, und bittet den Herrn — der in seinem alten grauen Regenmantel mit den triefenden weißen Haaren kläglich genug ausgesehen haben mag — das Ende des Unwetters in ihrer Mutter Wohnung, die nur wenige Häuser entfernt war, abzuwarten. Der Gnädige nimmt die Einladung an und kommt — zu Frau von Wiebrecht."

„Und die sollte den Vetter nicht erkannt haben?" rief Hans; „unmöglich!"

„Sie hat ihn nicht gesehen," antwortete die Wirthschafterin. „Kurz vor der Heimkehr der Tochter war sie von ihrer Migräne befallen worden und hatte sich niedergelegt. Fräulein Magdalenchen aber hat auf's Beste die Wirthin gemacht; hat dem alten Herrn, den sie ohne Weiteres ‚Großpapa' genannt, den nassen Mantel abgenommen, ihm eine Tasse Kaffee, die für sie selbst bereit stand, aufgenöthigt und ihm unbefangen auf alle Fragen Bescheid gegeben. Sie hat ihm erzählt, daß Mama oft sorgenvoll wäre, daß sie fleißig arbeiten müßten um durchzukommen, daß sie selbst aber immer vergnügt dabei sei und sich den ganzen Tag auf den Abend freue, weil Sie dann kämen, Herr Lieutenant. Als der Gnädige aber nach Herrn Moritz gefragt, dessen Photographie im Zimmer gehangen, hatte sie gestanden, daß sie diesen zweiten

Vetter, einen spöttischen, kaltherzigen Menschen, nicht leiden möge ... kurz, der Gnädige und Fräulein Magdalenchen haben als die besten Freunde Abschied genommen, und vielleicht hätte ihn das Verlangen nach den Kinderaugen, von denen er nicht aufhören konnte zu sprechen, dazu gebracht, sich mit der Mutter zu versöhnen — vielleicht auch nicht, denn was er sich heute vornahm, schien ihm morgen wieder unmöglich ... Aber daß er in dem blaugesiegelten Briefe seine früheren Bestimmungen geändert hatte, möchte ich eben so fest behaupten, als daß ich jenen Brief gesehen habe."

„Wenn wir ihn nur hätten!" sagte Hans. „So lange wir nichts Anderes nachweisen können, bleibt das erste Testament in Kraft."

„Und Fräulein Magdalenchen muß diesen Vetter Moritz heirathen!" rief Mamsell Minette.

Hans warf den Kopf zurück.

„Das thut sie nicht!" gab er zuversichtlich zur Antwort. „Ich glaube nun und nimmer, daß sie es thut." Aber dann fiel ihm ein, mit welchem Entzücken die Tante von dem Aufenthalt in Helgendorf gesprochen hatte, von dem Wiederfinden des gewohnten Behagens, dem Erlöstsein von Arbeit und Sorgen. Er sagte sich selbst, daß sie Alles aufbieten würde, um in diesen Verhältnissen zu bleiben, und daß Magdalenen ein

Kampf bevorstand, dem ihre junge, ungeübte Kraft vielleicht nicht gewachsen war.

„Ich muß ihr beistehen," sagte er zu sich selbst, „darf nicht schweigen, wie meine Absicht war, bis ich ihr Haus und Heerd zu bieten habe. Sie muß wissen, daß ich auf sie zähle, wie sie auf mich zählen kann ... Man wird mir aber nicht gestatten, ihr das zu sagen, wird uns keine Viertelstunde ungestört lassen ... vielleicht weiß das gute alte Fräulein einen Rath."

Aber ehe er sein Anliegen vortragen konnte, erklang die Tischglocke und der alte Friedrich kam mit der Suppe. Gleich darauf erschien Frau von Wiebrecht am Arme des Neffen Moritz; Magdalene folgte in eleganter Halbtrauer, mit langer Schleppe und hochfrisirtem Haar, „als Dame verkleidet," wie Hans ihr zuflüsterte, und den Beschluß machte Peter Klaasen, der die Pelzmütze mit einem Sammetkäppchen, den Schlafrock mit einem Flaus vertauscht hatte. Mit verlegener Miene eilte Mamsell Minette auf ihn zu.

„Aber Peter Klaasen, mit Seinem Husten kommt Er hierher?" fing sie an. „Ich meinte, wir Beiden sollten später essen ... ich habe gar nicht für uns gedeckt."

„Dann thu' Sie's nur gleich!" fiel er ihr in's Wort. „Wenn die Gnädige auf ihrem Zimmer speist, lass' ich sie ungeschoren; aber aus diesem Saale, wo

wir über dreißig Jahre mit dem seligen Herrn gegessen haben, soll uns Niemand vertreiben ... deck' Sie nur gleich für uns auf!"

Mamsell Minette gehorchte mit bittendem Blick auf Frau von Wiebrecht, deren Achselzucken verrieth, daß sie die Worte des Alten gehört.

Man setzte sich zur unbehaglichen Tafelrunde. Moritz, der den Verwalter, eingedenk der Testamentsbestimmungen, noch frostiger begrüßt hatte als gewöhnlich, und ihm von vornherein zeigen wollte, daß seine Gesellschaft unerwünscht sei, ignorirte ihn vollständig. Hans, der sich ärgerte, zwischen der Tante und Klaasen, anstatt, wie er gehofft, neben Magdalenen zu sitzen, aß schweigend, mit finsterer Miene, und das junge Mädchen wurde von wachsender Ungeduld gepeinigt, während sie bald die beobachtenden, hämisch funkelnden Augen Peter Klaasen's, bald die unwilligen Blicke der Mutter auf sich gerichtet fühlte, die sich ebenso beharrlich als vergeblich Mühe gab, die Tochter und Moritz in ein Gespräch zu verstricken.

In einer der immer häufiger und länger werdenden Pausen wagte Mamsell Minette die Bemerkung, daß heute Vollmond sei und nun vielleicht das Wetter eine Wendung zum Bessern nehmen würde.

„Es wäre endlich Zeit dazu!" rief Magdalene. „Hier nicht aus dem Hause kommen, ist zum Verzweifeln. Seit drei Wochen ist mein einziger Spazier-

gang im Korridor auf und ab, auf und ab! Fünf Thüren rechts, fünf Thüren links, Treppe, und wieder fünf Thüren rechts, fünf Thüren links ... schrecklich langweilig!"

„Hm, wenn man die rechte Courage hätte und zur rechten Stunde ginge, würde man schon 'was Anderes sehen," sagte Peter Klaasen.

„Was denn? zu welcher Stunde?" fragte Magdalene eifrig; Mamsell Minette, die dem Alten zur Linken saß, stieß ihn warnend mit dem Ellenbogen an, er ließ sich jedoch nicht stören.

„Zwischen elf und ein Uhr Nachts, da geht die böse Frau von Helgendorf um," gab er zur Antwort.

„Die böse Frau von Helgendorf?" rief Magdalene, „o bitte, Herr Klaasen, was ist's mit ihr?"

„Laß es gut sein, Kind, alberne Spinnstubengeschichten," sagte Frau von Wiebrecht.

Klaasen zuckte die Achseln.

„Natürlich nennen es die Herrschaften so — das Sprüchwort von den Krähen kennt man ja!" sagte er in seiner plumpen Weise. „Aber was seit mehr als hundert Jahren die glaubhaftesten Leute gesehen haben, läßt sich nicht abstreiten: die böse Frau von Helgendorf geht um und hat es verdient."

„Womit?" — Lieber Herr Klaasen, erzählen Sie," bat Magdalene; „was hat die böse Frau von Helgendorf verbrochen?"

„Verbrochen!“ wiederholte er; „so werden es die wenigsten Leute nennen,“ und mit einem boshaften Seitenblick auf Frau von Wiebrecht fuhr er fort: „Sie ist nur, wie die meisten Frauenzimmer, herrschsüchtig und eigenwillig gewesen, hat ihren Mann todt geärgert, ihre Dienstboten mißhandelt, jeden Pfennig, den sie der Armuth gegeben, mit scharfen Worten begleitet, und hat nichts auf der Welt hochgehalten, als Geld und Gut und vornehme Verwandtschaft. Bei der Verheirathung ihrer Kinder — einen Sohn und zwei Töchter hat sie gehabt — ist's ihr auch nur um Rang und Reichthum zu thun gewesen. Die älteste Tochter hat sie an einen Grafen, einen alten, reichen Geizhals, verheirathet; die hat aber einen Andern lieb gehabt, ist vor Gram tiefsinnig geworden und hat sich ertränkt. Die Zweite, die gegen ihren Willen einen Vetter, den sogenannten ‚wüsten Helgendorf,‘ einen Säufer und Spieler, nehmen mußte, ist eines Tages von ihrem betrunkenen Manne mit einem Schüreisen erschlagen worden. Der Sohn aber, ein schwacher, furchtsamer Mensch, der sich mit einem schönen, blutarmen Mädchen heimlich hatte trauen lassen und dann von der Mutter gezwungen wurde, sich mit einer vornehmen Erbtochter zu verheirathen, hat sich, als die Geschichte ruchbar wurde, erschossen. Das Stammschloß mit Allem, was dazu gehört, ist damals an die jüngere Linie gefallen, und die ‚böse

Frau von Helgendorf,' wie sie von den Leuten genannt wurde, ist — wie Einige sagen — aus Gram darüber gestorben oder hat sich — wie Andere behaupten — ertränkt. Gewiß ist, daß sie seitdem hier im Schloß umgeht und verdammt ist, das zu thun, bis sie eine glückliche Ehe zu Stande gebracht hat — wird wohl bis zum jüngsten Tag wandern müssen!"

„Aber sie ist nur Auserwählten sichtbar, alten Weibern männlichen und weiblichen Geschlechts," spottete Moritz. „Brauchst Dich nicht zu fürchten, Magdalene."

„Oho! mit den alten Weibern ist es nichts!" rief Klaasen, dunkelroth vor Zorn. „Erzähle Sie 'mal, Mamsell, was unsere Knechte und Mägde, und die Näh-Kathrine und Jäger Witte und Schulmeisters Martin gesehen haben ... lauter junge Leute, die ihre fünf Sinne besser zu gebrauchen wußten, als mancher bebrillte Stadtherr."

Moritz nahm seine Binocle zur Hand und starrte den Alten an. Frau von Wiebrecht war empört.

„Genug des Unsinn's!" sagte sie, indem sie sich erhob. „Komm', Hans ... Moritz, gieb Magdalenen den Arm. Den Kaffee, liebe Mamsell Minette, trinken wir in meinem Zimmer." Und mit unwilligem Blick rauschte sie an Peter Klaasen vorüber, zur Thüre hinaus.

Der Nachmittag nahm, wie Hans vorausgesehen hatte, denselben Verlauf wie der Morgen. Der gleichmäßig fortrauschende Regen machte jeden Spaziergang unmöglich. Als Magdalene nach dem Kaffee vorschlug, Vetter Hans das Schloß zu zeigen — ein langweiliges, von zwei Thürmen flankirtes Bauwerk, das nichts Sehenswerthes enthielt — schloß sich Moritz an und ließ die Beiden keinen Moment aus den Augen. Und dann saßen sie wieder mit Mama und Moritz zusammen und sprachen von gleichgiltigen Dingen und Menschen, während sie sich so viel Wichtiges zu sagen hatten — es war zum Verzweifeln!

Endlich, als Mamsell Minette den Theetisch ordnete — um nicht mit dem unausstehlichen Peter Klaasen zusammen sein zu müssen, hatte Frau von Wiebrecht angeordnet, daß es in ihrem Zimmer geschah — faßte sich Hans ein Herz. Während die Tante und Moritz die Frage erörterten, was für eine Geborene die Großmutter eines gemeinsamen Bekannten gewesen sei, und der alte Friedrich mit Porzellan und Silber klapperte, erfaßte er das Ende der Tapisserie, an der Magdalene arbeitete, und darauf niedergebeugt, als ob er die bunten Blumen betrachtete, sagte er in gedämpftem Tone:

„Ich muß Dich ungestört sprechen, Magdalis — der Erbschaft wegen — unserer Zukunft wegen. Ueberlege schnell, wann und wo!“ Dann richtete er sich

auf und sah sie mit dem treuherzig bittenden Blick an, dem sie noch nie widerstanden hatte. Auch jetzt konnte sie es nicht. Nach kurzem Bedenken gab sie zur Antwort:

„Sobald Mama schläft, in der Bibliothek — Du weißt wohl noch ... an unserer Seite die letzte Thür diesseits der Treppe.“

Nach diesen Worten lachte sie auf, wie Kinder lachen, die sich fürchten, und sah Mama und Moritz an. Sie schienen jedoch nichts bemerkt zu haben; die Frage; ob die bewußte Großmutter eine Ilten oder Alten gewesen, war noch nicht gelöst.

Aber ob Mamsell Minette nicht Verdacht geschöpft hatte? In unbewußter Schlauheit nickte ihr das Mädchen zu und fragte, als sie herantrat, in demselben gedämpften Ton, in dem sie mit Hans gesprochen hatte:

„Liebe Mamsell, wie war es denn mit der bösen Frau von Helgendorf? ... Haben Sie sie wirklich gesehen?“

„Ich nicht,“ antwortete die kleine Wirthschafterin, „aber unsere Knechte und Mägde, und allerlei Leute aus dem Dorfe sind ihr begegnet und haben sie mir beschrieben.“

„Wie sah sie denn aus?“ fragte Hans, indem er näher rückte.

„Eine kleine graue Gestalt soll es sein,“ antwortete Mamsell Minette, „sie hat ein schwarzes Tuch über dem Kopfe, so daß man ihr Gesicht nicht sehen kann, ein Licht in der Hand und huscht geräuschlos vorüber, ohne sich jemals rechts oder links zu wenden.“

„Und wo . . . wo geht sie um?“ fragte Magdalene mit weitgeöffneten Augen.

„Aus dem zweiten Stock, wo gerade hier über uns ihr Schlafzimmer war, kommt sie herunter,“ berichtete die Wirthschafterin, „geht in die Bibliothek, wo ihr Sohn sich erschossen hat, steht eine Weile — ein Vaterunser lang, sagen die Leute — mitten im Zimmer still, seufzt und geht weiter nach dem großen Saale, wo sein Katafalk gestanden hat; da steht sie wieder still und seufzt, und begiebt sich endlich über den Hof und durch den Garten nach der Gruft, wo er beigesetzt ist. Dort steht sie am längsten, und Schulmeisters Martin will sie gesehen haben, wie sie weinend an ihre Brust geschlagen hat.“

„Und dann geht sie in's Schloß zurück?“ fragte Magdalene wieder.

„Nein, wenigstens hat das Niemand gesehen,“ antwortete Mamsell Minette. Sie verschwindet plötzlich, als ob die Erde sie verschluckt hätte, wie unsere Großmagd Röse zu sagen pflegte, die ihr mehr als ein Mal nachgegangen ist.“

„Könnte die Röse nicht Jemand anders nachgegangen sein?“ spottete Moritz, der seit einer Weile zugehört hatte. Magdalene warf ihm einen bösen Blick zu. Sie fand es unerträglich, daß er sich in jedes Gespräch einmischte. Mamsell Minette kehrte stumm an ihre Theemaschine zurück.

Und dann wurde Thee getrunken und abermals von gleichgültigen Dingen und Menschen gesprochen, und endlich wurde Mama müde; die Vettern standen auf und wünschten gute Nacht.

„Schade, daß Du so früh aufbrechen mußt, lieber Hans,“ sagte Frau von Wiebrecht. „Ich und Magdalene werden Dich nicht mehr sehen.“

„Mama, laß mich aufstehen, Hans beim Frühstück Gesellschaft zu leisten,“ bat das junge Mädchen; aber Mama schüttelte den Kopf.

„Du weißt, ich kann es nicht ertragen, früh gestört zu werden,“ sagte sie, und Moritz versicherte, daß er dem Vetter die Honneurs des Abschieds machen würde ... Da es so gut gelungen war, Magdalenen und Hans auseinander zu halten, fühlte er sich freundlich gestimmt.

Magdalene hatte sich abgewendet, um die aufquellenden Thränen zu verbergen; Hans trat zu ihr und zog sie noch um einen Schritt tiefer in den Schatten.

„So müssen wir Abschied nehmen, kleine Magdalis ... auf Wiedersehen!“ sagte er, und indem er

sie in gewohnter Weise umarmte, fügte er leise hinzu: „In der Bibliothek — vergiß es nicht!“

„Auf Wiedersehen!“ wiederholte sie wie im Traume — und wie im Traume ließ sie es geschehen, daß ihr Moritz die Hand küßte. Erst als die Thür hinter den Beiden zugefallen war, kam sie zum vollen Bewußtsein zurück und zu der Erkenntniß, daß sie Etwas Unerhörtes, beinahe Unmögliches versprochen hatte: sich von der schlafenden Mutter fortstehlen, in dunkler Nacht in die Bibliothek gehen, wo sich der arme junge Helgendorf erschossen hatte und der Geist seiner Mutter umging ... Nein, das konnte sie nicht!

Aber dann klang ihr der seltsam bewegte Ton, in welchem Hans seine Bitte ausgesprochen hatte, im Ohr nach; seine guten, ernsten Augen sahen sie flehend an, und das Verlangen, dem „guten alten Jungen“ etwas zuliebe zu thun, besiegte die Gespensterfurcht, den kindlichen Gehorsam und alle unverstandenen Schicklichkeitsregeln.

IV.

Länger als je hatte Magdalene heut aufzuräumen und das Haar für die Nacht zu ordnen. Mama ermahnte wiederholt, sich zu beeilen und endlich niederzulegen, aber ehe es dazu kam, war sie eingeschlafen.

Eine Weile stand Magdalene am Bette der Mutter, dann hüllte sie sich geräuschlos in ihr graues Morgenkleid, nahm ein schwarzes Tuch über Kopf und Schultern, löschte die Lampe, schlich leise in das Wohnzimmer zurück, wo sie ein Licht anzündete, öffnete vorsichtig die Thür nach dem Gange und trat mit klopfendem Herzen ihre Wanderung an.

Es war doch zu viel gewagt ... und von Hans war es unverzeihlicher Leichtsinn oder unverzeihliche Grausamkeit, ihr so etwas aufzubürden. Wenn Mama erwachte und sie vermißte ... oder wenn die Thür am Ende des Korridors aufging und Moritz herauskam!

„Er würde mich für die böse Frau von Helgendorf halten, die spuken geht," dachte sie mit plötzlich aufflackerndem Uebermuth und lachte über das Spiel des Zufalls: das graue Kleid, das schwarze Kopftuch, das Licht in der Hand — nur etwas zu groß mochte sie sein, sonst war die Gespensterfrau fertig.

Aber wenn das wirkliche Gespenst diese Nachahmung übel nahm? Ein Schauer ging ihr durch Mark und Bein ... Im obern Stockwerk rührte sich's; vielleicht trat eben jetzt die böse Frau von Helgendorf ihre Wanderung an! Aber nun war's, als hörte sie Schritte hinter sich, und als sie voll Entsetzen vorwärts eilte, schlug ihr die naßkalte Nachtluft wie Geisterhauch entgegen.

Ein Glück, daß sie in diesem Augenblick die Bibliothek erreicht hatte; tastend suchte sie die Klinke, die Thür war nur angelehnt, leise knarrend drehte sie sich in den Angeln und sobald Magdalene die Schwelle überschritt, stürzte Hans auf sie zu und schloß sie so ungestüm in die Arme, daß der Leuchter klirrend zu Boden fiel und das Licht verlöschte.

„O Magdalis, wie gut von Dir, daß Du gekommen bist!“ flüsterte er, „aber wie Du zitterst und wie kalt Deine Hände sind! ... Ich hätte nie geglaubt, daß Du Dich fürchten könntest. Komm', komm', mein Herz, sei ruhig, weine nicht!“

Aber sie konnte nicht anders. Krampfhaft schluchzend legte sie den Kopf an seine Brust, und er hielt sie an sich gepreßt und sprach ihr zu, wie in der Kinderzeit, wenn sie von Mama gescholten oder von Moritz geärgert war.

„Hätte ich ahnen können, wie schwer es Dir wird, wär's mir nicht eingefallen, Dich herzubitten,“ sagte er endlich. „Aber ich mußte Dich sprechen, mußte Dich fragen, was Du über die Erbschaft und Vetter Moritz beschlossen hast. Magdalis, ich will's nicht ausdenken, daß Du diesen Menschen heirathen könntest ... Du bist *meine* Magdalis, meine *Braut*, weißt Du's nicht mehr? Schon als kleines Kind hab' ich Dich so genannt, und ehe ich Dich einem Andern lasse, bringe ich ihn und Dich und mich um's Leben.“

Sie richtete sich aus seinen Armen auf.

„Das thu' lieber nicht!“ sagte sie und ihre Augen glänzten ihm aus der grauen Dämmerung der bewölkten Mondscheinnacht entgegen. „Verlasse Dich darauf, daß ich den Vetter nicht heirathe. Zwingen kann man mich doch nicht.“

„Aber überreden, kleine Magdalis. Mama wird jammern und weinen und Dir vorstellen, wie gut Ihr es haben könntet, wenn Du ‚ja‘ sagst und Vetter Moritz heirathest . . . während ich . . . O Magdalis, es ist zum Verzweifeln, wie lang ich noch nicht an's Heirathen denken kann!“

„Sei ruhig, ich warte auf Dich und wenn ich darüber dreißig Jahr alt werden sollte,“ tröstete sie und lachte über den komischen Gedanken, jemals so alt zu sein. „Laß mich nur machen,“ fuhr sie fort. „Wenn Mama weint, weine ich noch mehr; und Vetter Moritz werde ich so lange sagen, daß er mir unausstehlich ist, bis er es übel nimmt und mich in Ruhe läßt.“

Er preßte sie wieder an sich.

„Du bist gut, ich danke Dir!“ flüsterte er mit einem Ton, der sie durchschauerte. „Aber Du nimmst es so leicht, kannst immer lachen ... ob Du wohl weißt, was ernsthaft lieben ist?“

Er zog sie an's Fenster und sah ihr in die Augen. Eben trat der Mond aus den Wolken hervor und überstrahlte das rosige Gesicht, das aus der dunklen

Umhüllung mit hellen Kinderaugen zu ihm aufsah. Aber jetzt legte sich's wie ein Nebel darüber; dann brach ein warmer Strahl aus der Trübung hervor; das Lächeln wurde zum Weinen, und als sie aufschluchzend die Arme um seinen Hals schlang, fühlte er mit seligem Erbeben, daß sich ihr junges Herz dem Ernst der Liebe erschlossen hatte.

Ein Geräusch im Gange entriß die Beiden ihrer Versunkenheit. Unwillkürlich trat Magdalene aus der mondhellen Fensternische in den Schatten zurück und zog Hans mit sich fort. Jetzt fiel ein Lichtschimmer durch die Thürritzen.

„Um Gottes willen, was fangen wir an?“ flüsterte Magdalene.

„Ruhig, mein Herz; es schadet nichts, wenn ich hier gefunden werde,“ antwortete er, „Du aber ...“ Er sah sich um und erblickte am Ende des langen, schmalen, in diesem Augenblick wieder vom Mondschein erfüllten Zimmers einen Vorhang, der wahrscheinlich die Verbindungsthür mit einem Nebengemache verhüllte. Sonst waren rings an den Wänden nur hohe, dicht nebeneinanderstehende Bücherborte und mitten im Zimmer ein teppichloser Tisch mit einigen Sesseln zu sehen.

„Dorthin!“ flüsterte er, auf den Vorhang deutend. Sie folgte der Weisung, während sich Hans in einen im Schatten stehenden Sessel niederließ, und kaum war sie an das Ende des Zimmers gelangt, als langsam,

mit leisem Knarren die Thüre nach dem Korridor aufging und eine kleine, graue Gestalt, mit schwarzem Kopftuch, ein Licht in der Hand, über die Schwelle trat und geräuschlos vorschritt.

„Die böse Frau von Helgendorf!" dachte Magdalene und ihr Herz schlug, daß sie es hören konnte, während sie hinter dem Vorhange Schutz suchte.

Die Thürnische war jedoch durch ein Bücherbrett ausgefüllt, das — wie sich das junge Mädchen jetzt erinnerte — zum Aufstapeln alter Zeitungen benützt wurde. Wenn sie davor stehen bieb, mußte sich ihre Gestalt unter dem Vorhange deutlich abzeichnen. Zum Glück war der Mond eben wieder in den Wolken verhüllt, sonst hätte das Gespenst, das näher und näher kam, sie schon sehen müssen.

In wachsender Angst versuchte sie, sich zwischen Regal und Thürgewände einzuklemmen — und es gelang; sie war geborgen.

Aber während sie sich aufathmend in ihre Ecke drückte, bemerkte sie, daß der Vorhang in verrätherischer Weise verschoben war. Vorsichtig streckte sie die Hand aus, ihn zu ordnen; da glitschte ihr Fuß, sie fühlte sich zu Boden gerissen; ein Krachen, ein schwerer Fall, der Aufschrei einer Frauenstimme folgten sich mit Blitzesschnelligkeit, dann kam ein Augenblick der Betäubung, und als er vorüber war, kniete Hans an ihrer Seite und bemühte sich, sie aufzurichten, während

Mamsell Minette, die sich mit dem Licht in der Hand über sie beugte, mit den angstvollen, verwunderten, weitgeöffneten Augen so unwiderstehlich komisch aussah, daß Magdalene, trotz Schrecken und Beschämung lachen mußte.

Im nächsten Moment aber warf sie sich der kleinen Wirthschafterin um den Hals und bat:

„Liebe Mamsell Minette, verrathen Sie uns nicht ... helfen Sie uns!"

„Ja, helfen Sie uns!" bat auch Hans, und das gute alte Fräulein drückte Beiden die Hände und versicherte, daß sie zu Allem bereit sei — sie wisse nur nicht, was sie thun könne.

Und schon war es zu spät zum Ueberlegen. Thüren knarrten, Stimmen und Schritte wurden im Gange laut, und gleichzeitig traten, mit Lichtern in den Händen und verstörten Mienen Frau von Wiebrecht und Moritz ins Zimmer.

„Magdalene, was muß ich erleben!" rief die Mutter, indeß sich Moritz mit einem Auflachen begnügte, das die blutigste Beleidigung war und Hans veranlaßte mit drohender Geberde vorzutreten. Aber schnell stellte sich ihm Mamsell Minette in den Weg.

„Gnädige Frau ... Herr von Helgendorf!" rief sie in höchster Aufregung, „ich bin an Allem schuld ... Ich habe Fräulein Magdalenchen und dem Herrn Lieutenant von dem zweiten Testament des seligen

Herrn erzählt . . . habe sie gebeten, den blaugesiegelten Brief mit mir zu suchen, und dabei ist das Malheur passirt . . ."

„Ein zweites Testament?!" riefen Moritz und Frau von Wiebrecht wie aus einem Munde. Magdalene sah fragend von der Wirthschafterin zu Hans hinüber, und Peter Klaasen, der bei den letzten Worten eingetreten war, zuckte die Achseln und deutete mit verächtlichem Grinsen auf seine Stirn — eine Pantomine, die sagen wollte: „Mamsell ist verrückt."

Inzwischen hatte die kleine Wirthschafterin den Vorhang zurückgeschlagen; die Flügelthür, die er verbarg, war aufgesprungen, das Regal, neben dem sich Magdalene versteckt hatte, lag zertrümmert im Nebenzimmer, die Zeitungen waren weit umher verstreut.

Mit erhobener Lampe überschaute Mamsell Minette die Verwüstung; plötzlich stieß sie einen Schrei aus, stürzte über Bretter und Papiere in die Nebenstube, bückte sich und kam im nächsten Moment blaß und zitternd, aber mit freudestrahlenden Augen zurück.

„Der Brief . . . der blaugesiegelte!" stieß sie hervor, indem sie in der Linken ein großes Couvert emporhielt.

„Der Brief! . . . o du lieber Gott! . . . der Brief, den ich verlegt habe!" klang es aus dem Hintergrunde des Zimmers, und ebenso blaß und zitternd, wie Mamsell Minette, trat der alte Friedrich näher.

Moritz hatte sich des Schreibens bemächtigt.

„Des Onkels Hand und an Fräulein Magdalene von Wiebrecht adressirt," sagte er mit schlecht verhehltem Mißbehagen. „Ich weiß nicht, ob wir die Papiere nicht erst dem Vormunde vorlegen müßten ..."

„Dem Vormunde?" fiel ihm Hans in's Wort. „Aber es handelt sich ja einfach um einen Brief, der wahrscheinlich nur aus Versehen liegen geblieben ist ..."

„Ja, Herr Lieutenant, ja, so ist's ... ein Versehen von mir ... das gnädige Fräulein wird mir's altem Manne vergeben," sagte Friedrich. „Denselben Morgen, als der Herr krank geworden ist, hat er mir den Brief für den Postboten gegeben. Dazumal hab' ich ihn aus der Hand gelegt — wohin, weiß ich nicht mehr ... und als der Gnädige den Schlaganfall bekommen hat, hab' ich den Brief vergessen ... und als er mir wieder in den Sinn gekommen ist, hab' ich ihn nirgends finden können."

„Schon gut, schon gut, Friedrich, der Brief ist ja nun da!" sagte Frau von Wiebrecht ungeduldig.

„Und es wird nicht viel darauf ankommen," fügte Moritz hinzu. Mamsell Minette aber stellte diensteifrig ihren Leuchter auf den Tisch, schob einen Sessel herbei und forderte das junge Mädchen auf, das Schreiben zu lesen.

„Es steht sicher nur Gutes für Sie darin," fügte die kleine Wirthschafterin hinzu, „denn der Gnädige

hat Sie so lieb gehabt, wie sonst Niemand — noch auf dem Sterbebette hat er von Ihnen gesprochen."

Magdalene hörte kaum, was das alte Fräulein sagte. Sie hatte sich niedergesetzt, aber den Brief hielt sie noch immer uneröffnet in der Hand und sah wie traumverloren umher, bis ihre Mutter, nachdem sie sich mit Moritz berathen, ebenfalls am Tische Platz nahm und fragte:

„Nun, Kind, willst Du nicht lesen? Lies laut, das wird am besten thörichten Einbildungen und falschen Gerüchten ein Ende machen."

Magdalene zerriß den Umschlag mit zitternden Händen. Ein Briefblatt und ein versiegeltes, an des Onkels Sachwalter in Hamburg adressirtes Couvert fielen ihr entgegen.

„Mein liebes Kind!" begann sie zu lesen; aber die Buchstaben flimmerten ihr vor den Augen und ihre Stimme versagte.

„Lies Du für mich!" bat sie und reichte Hans das Blatt. Er las:

„,Mein liebes Kind!

„,Ich, Hubert von Helgendorf, der nächste Verwandte Deiner Mutter, darf Dich so nennen und ich will es thun, weil Du mir für meine letzten Lebenstage eine freundliche Erinnerung gegeben hast. Ich war es, den Du junges, schwaches Wesen vor acht Tagen gegen eine Rotte böser Buben in Schutz

genommen, den Du, des Unwetters wegen, in die Wohnung Deiner Mutter geführt und dem Du kindlich-unbefangen Dein Herz erschlossen hast.

„‚Wie wohl mir Dein Freimuth gethan, kann nur ermessen, wer, wie ich, durch jahrelange Heuchelei um sein Lebensglück gebracht, bitter und menschenscheu geworden ist. Jahrelang hat mich das Mädchen, das ich liebte, in dem Wahn gelassen, daß meine Neigung erwiedert würde, indeß sie heimlich mit einem Andern verlobt war.‘“

Unbefangen hatte Hans gelesen; plötzlich hielt er inne; Magdalene legte die Hand auf seinen Arm. Aber Frau von Wiebrecht sagte ungeduldig:

„Lies weiter! ... die Anklagen dieses Mannes treffen nicht.“

Hans fuhr fort:

„‚Was Deine Mutter und mich auseinander gebracht hat, mag sie Dir selbst erzählen, wenn sie will. Daß ich längst vergeben habe, wird mein Testament beweisen, aber vergessen konnte ich nicht und konnte sie nicht wiedersehen. Nach meinem Tode mag sie in die alte Heimat zurückkehren, nach der sie sich, wie ich weiß, vom ersten Tag ihrer Ehe schmerzlich zurückgesehnt hat. Auch eine Rente sichert ihr mein Testament und so wird sie möglicherweise mein Andenken segnen.‘“

„Ganz Onkel Helgendorf . . . ich sehe sein boshaftes Lächeln!“ flüsterte Moritz der Tante zu. Hans las weiter:

„„Viel mehr aber liegt mir daran, daß Du Dich freundlich meiner erinnerst, liebe Magdalene! Da ich nun aus Deinen Mittheilungen die Ueberzeugung gewonnen habe, daß Dir Vetter Hans ebenso lieb, als Vetter Moritz unsympathisch ist, und da ich Dir die Herzenskraft zutraue, Deine Liebe lebenslang höher zu halten, als Reichthum, hebe ich hiemit die Dich betreffenden Bestimmungen meines Testamentes auf.

„„Aus sicherer Quelle habe ich so viel Gutes über Hans von Wiebrecht gehört, daß ich ihm Deine Zukunft ohne Besorgniß anvertrauen kann. Aus derselben Quelle, das heißt von meinem Anwalt, der Wiebrecht's Vormund war, weiß ich, daß Deine Neigung von dem jungen Mann erwiedert wird. So sende ich Dir denn einliegend unter der Adresse meines Anwalts die Schenkungsurkunde eines kleinen Kapitals, das Hans von Wiebrecht sowohl die Möglichkeit giebt, fortzudienen, wenn er Dich heirathet, als auch — falls er Lust zur Landwirthschaft hätte — eine Pachtung zu übernehmen.

„„Als ich diesen Brief begann, war meine Absicht, ihn Dir zum ersten November, Deinem Geburtstage, zu schicken. Jetzt fehlt mir plötzlich der Muth dazu — der Muth, von gewisser Seite einen Dank

zu hören. Vielleicht gelingt es mir, diese Scheu zu überwinden; jedenfalls wirst Du nicht lange über meine Absichten im Dunkeln bleiben, denn meine Tage sind gezählt.

„‚Lebe wohl! Bleibe wie Du bist, reinen Herzens und voll heitern Muthes, und denke zuweilen an den „Großpapa“ Deiner Wahl, Deinen Onkel

Hubert von Helgendorf.‘“

Aber dieser plötzlichen Schicksalswendung schien der „heitere Muth“ nicht gewachsen.

„Du weinst, Magdalis!“ rief Hans, als er nach beendigter Lektüre sich zu ihr niederbeugte und ihr Gesicht von Thränen überströmt sah. „Nun sind wir ja glücklich,“ fuhr er fort. „Mama wird ihren Segen nicht versagen . . . komm!“

Sie gingen zu ihr und Frau von Wiebrecht gab ihren Segen. Nach ihrem Herzen war die Verlobung nicht — aber was hätte sie dagegen thun können? — Hans umarmte seine Braut, wie er Magdalene freudestrahlend nannte; Moritz gratulirte und verschwand; Klaasen und Friedrich hatten sich schon früher entfernt, zuletzt trat Mamsell Minette zu den Verlobten und stammelte weinend ihren Glückwunsch.

„Sehen Sie wohl, Herr Lieutenant, daß ich mit dem Blaugesiegelten Recht hatte?“ sagte sie dann und trocknete die Augen. „Ein Glück nur, daß ihn

der Zufall noch zur rechten Zeit an's Licht gebracht hat."

„Der Zufall?" wiederholte Magdalene, auf deren Gesicht der Ernst der Braut mit dem alten Kinderlächeln kämpfte. „Wie können Sie von Zufall sprechen!" und indem sie der alten Wirthschafterin um den Hals fiel, fügte sie hinzu:

„Die böse Frau von Helgendorf hat's gethan ... zum Danke werden wir sie erlösen."

Cenſi.

I.

Es war ein heller, frischer Sommermorgen; die Wände und Zacken des Hochgebirges standen im blauen Duft, während die Wald- und Wiesenabhänge der Vorberge im Sonnenschein lagen und Millionen Lichtfunken sich auf der leichtbewegten, blaugrauen Fläche des Walchensees wiegten.

Aber in die Unterstube des Zwergerhofes drang der Glanz nicht ein und düster wie das große Zimmer mit seiner niedrigen Balkendecke, seiner schwärzlichen Holzvertäfelung, seinen kleinen Fenstern sah auch das Gesicht des Hausherrn aus, der den Kopf in die Hand stützend an dem großen Eßtische saß.

Er war jung, kaum sechsundzwanzig Jahre alt; sein blasses, ernstes Gesicht ließ ihn jedoch älter erscheinen, und als ihn das Aufstoßen der Thüre aus seinen Grübeleien weckte, sahen seine hellblauen Augen

mit dem träumerischen Blick eines Menschen, der mehr in sich selbst als mit Andern lebt, der Eintretenden entgegen.

Daß sie seine Schwester war, ließ sich, trotz mancher Verschiedenheiten zwischen ihnen, nicht verkennen. Sie hatte dieselbe große, etwas eckige Gestalt, dieselben feingeschnittenen Züge, denselben ernsten Gesichtsausdruck. Aber bei ihr kam etwas Hartes, Finsteres dazu und ihre Augen waren anders als die seinen: groß, grau, rasch wechselnd im Ausdruck, voll Entschlossenheit und Energie. Eben so energisch waren ihre Bewegungen und der Ton, in dem sie sprach.

„Hast lange auf die Morgensuppe warten müssen, Joseph,“ sagte sie, indem sie eine dampfende Schüssel auf den Tisch stellte und aus dem Wandschrank Löffel, Brod und Salz herzuholte. „Meine Schuld war's nicht; die Nandl hat mal wieder das Reißen, da hab' ich ihre Arbeit mitthun und ihr auch noch aufwarten müssen . . .“

„Laß es gut sein, Gundl,“ gab Joseph begütigend zur Antwort, „ich warte schon.“

„Du! ja, das weiß ich, Du wartest bis zum Nimmermehrstage,“ fiel Gundl ungeduldig ein, „aber das kann die rechte Ordnung nicht schaffen . . . Ein Kreuz ist's mit der Schwester.“

Sie setzte sich, murmelte das Tischgebet, in das zum Schluß Joseph's Baßstimme einfiel, und dann

aßen sie, ernst, stumm, ohne die Blicke von der Schüssel zu erheben, aus der sie Eins um's Andere schöpften.

Plötzlich legte Gundl den Löffel nieder.

„Jesus, Maria! da läutet's zum zweiten Mal," rief sie aus, „und noch ist nichts hergerichtet, wie sich's zum Feiertag schickt."

„Willst nicht lieber daheim bleiben?" fragte der Bruder.

„Was fällt Dir ein!" unterbrach sie ihn. „Die Messe versäumen, noch dazu am Marientag! . . . und wer soll denn vorsingen, wenn ich nicht da bin?"

Während sie dies sagte, hatte sie die hohe Pelzmütze zurecht gerückt, Schürze und Halstuch glattgestrichen und den Rosenkranz zur Hand genommen.

„Nun, Joseph, so komm doch!" sagte sie dann, indem sie sich ungeduldig nach dem Bruder umsah, der am Fenster stand und ihr den Rücken zukehrte.

„Ich bleib' da, von wegen der kranken Nandl," gab er mit etwas unsicherer Stimme zur Antwort.

„Was geht Dich die Nandl an!" rief Gundl. „Gleich nimmst' Deinen Hut und kommst. Hast lange genug auf der Alm wie das liebe Vieh gelebt, ohne Sonntag und Feiertag . . . Was soll denn der Herr Pfarrer von Dir denken?"

Mit finsterm Blick nahm Joseph den Hut vom Thürnagel, drückte ihn auf den Kopf und stolperte der Schwester nach über die Schwelle.

Sie war stehen geblieben, so daß er an ihr vorbeigehen mußte; aber als er es that, hielt sie ihn am Arme fest:

„Joseph, wie siehst' nun wieder aus!“ sagte sie vorwurfsvoll. „Das Halstuch muß besser gebunden sein, die Jacke abgestäubt und auf den Hut gehört sich ein Blumenstrauß.“

Sie brach rasch ein paar rothe Blüthen von den Geranientöpfen, die vor den Fenstern standen und steckte sie dem Bruder auf den Hut. „Im Uebrigen mußt' nun schon bleiben wie Du bist,“ fuhr sie fort, und schlug den Wiesenpfad ein, der um die Waldecke zum Klösterle führt, wo heute Gottesdienst war. „Aber ein Kreuz ist's und ein Elend! . . . ganz verwildert bist' auf Deiner Alm, und was sich für einen Bauern schickt, noch dazu für den vom Zwergerhof, weißt Du so wenig, wie ein neugeborenes Kind . . . Hast' nichts zu sagen?“ fügte sie nach einer Pause ungeduldig hinzu.

Joseph zuckte die Achseln.

„Was kann das Reden nützen?“ antwortete er. „Recht hast'! sechs Sommer auf der Alm und sechs Winter Knecht im Einödhofe, beim alten Martin, da verlernt sich's, was hier unten Brauch ist. Muß es wieder lernen . . . sag's mir nur.“

„Und wenn ich's sag', was nützt es?“ fragte Gundl, indem sie dem Bruder einen halb zornigen,

halb verächtlichen Seitenblick zuwarf. „In's eine Ohr herein, aus dem andern heraus, das ist Deine Art ... Was hab' ich nicht geredet und geredet seit Du wieder daheim bist und was hat's geholfen? ... Aber das muß ein End' nehmen!" fuhr sie nach einer Pause fort, „heirathen mußt', eine Frau, die Dich in Ordnung hält, und ein paar fleißige Händ' und ein paar tausend Gulden in's Haus bringt."

Das „Grüß Gott!" einiger Kirchengänger, die vom See herauf kamen und sich den Geschwistern anschlossen, machte Gundl's Rede ein Ende. Von allen Seiten strömten die Andächtigen herbei, zu Fuß vom obern Ende des Sees, in Kähnen von der „Post" und den umliegenden Höfen herüber, auch von weiter her, von Niedernach, von Altlach, vom Urfeld zogen dicht besetzte Boote ihre Furchen durch die Wasserfläche dem Klösterle zu. Die Landenden tauschten Grüße und Tagesneuigkeiten aus, und während sie den schmalen Wiesenabhang zum Gotteshause hinaufstiegen, glänzten ihre bunten Gewänder, ihre Blumensträuße und goldenen Hutschnüre im Sonnenschein.

Aber nun verhallten die letzten Glockenklänge und Alle drängten sich in die Kirche. Nur Joseph blieb noch vor der Thüre stehen. Bei dem Plaudern und Lachen der Menschen, die ihm Alle bekannt waren und doch fremd, war eine tiefe Traurigkeit über ihn gekommen, eine Art Heimweh nach dem einsamen

Leben seiner letzten Jahre, und wie gebannt folgten seine Augen den Wolkenschatten, die über den sonnigen Gipfel der Jocheralm flogen. Da oben schimmerte der Thau noch ganz anders als hier, bunter blühten die Blumen, frischer wehte der Wind. Joseph sah und fühlte das Alles, als ob er oben wäre, aber nicht auf der Jocheralm, sondern tief im wilden Karwendel. Er hörte den Röhrbrunnen hinter seiner Almhütte rauschen, hörte die Glocke der Leitkuh und den jodelnden Zuruf eines Wurzners vom fernen Abhang . . . Aber jetzt erklang die Orgel und eine nur zu wohlbekannte Stimme weckte ihn aus dem wachen Traum. Schwester Gundl erfüllte ihre Aufgabe als Vorsängerin in gellendem Discant und der Frauenchor fiel mehr eifrig als kunstgerecht ein.

Joseph nahm den Hut ab und trat in die Kirche. Sie war überfüllt, dem Marientag zu Ehren; im Mittelgange knieten, gegen allen Brauch, Männer und Frauen durcheinander. Auch Joseph's Platz in der vordern Kirchstuhlreihe war besetzt, und um keine Störung zu verursachen, blieb er, wo er war. Eben war er niedergekniet und hatte sich bekreuzt, als hastige Schritte vor der Kirchthür hörbar wurden. Joseph blickte auf: ein junges Mädchen trat über die Schwelle und sah wie suchend umher; er rückte etwas zur Seite, ihr Platz zu machen und als sie mit dankendem Kopfneigen an ihm vorüberging, traf ihn ein Blick, der

ihn erinnerte . . . an wen? an was? . . . Wo hatte er die glänzenden braunen Augen, die zugleich stolz und traurig waren, schon gesehen? . . . Nein, er mußte sich irren! wenn ihm die schlanke Gestalt, die jetzt dicht vor ihm niederkniete, jemals begegnet wäre, hätte er es nicht vergessen. Sie war so ganz anders als Andere . . . Aber warum? ihr Anzug war um nichts besser, als der der anderen Mädchen, im Gegentheil! Schürze und Halstuch waren verblichen, das schwarze Röckchen abgetragen, das Mieder ohne Stickerei, die schweren Lederschuhe viel geflickt. Nur der spitzige Tyrolerhut mit der breiten Goldtresse war neu und saß ihr keck auf dem krausen, braunen Haar, das sich an Stirn und Nacken in kleinen Löckchen vordrängte.

Die Messe begann, Joseph suchte sich zu sammeln — vergebens! Immer wieder wendeten sich seine Augen auf die anmuthige Gestalt, die runde, bräunliche Wange, das krause Nackenhaar des jungen Mädchens und seine Gedanken gingen wie im Kreise.

Wo hatte er die braunen Augen schon gesehen? — sonderbar, daß er sich nicht darauf besinnen konnte! Aber freilich, er hatte in der letzten Zeit so viel erlebt, daß es kein Wunder war, wenn er sich nicht zurecht fand! . . . Wie seit sechs Jahren war er auch dies Frühjahr mit dem Vieh des Einödbauern auf die Alm gezogen, und hatte nicht anders gewußt, als daß es immer so fort gehen würde. Der alte Martin

war mit ihm zufrieden und ihm war's recht, daß der Bauer tagelang umher gehen konnte, ohne ein Wort zu sprechen; und noch wohler war ihm auf der Alm, wo er Niemand Rede und Antwort zu geben hatte. Das Vieh, sein Hund und sein Waldhorn waren ihm Gesellschaft genug. Hin und wieder kamen wohl ein Jäger oder ein Wurzner und rasteten bei ihm und alle drei Wochen brachte der krumme Jochen frischen Brodvorrath ... aber das Mädchen mit den braunen Augen war nie auf der Alm gewesen und im Einödhofe auch nicht.

Und doch, je länger er sich besann, um so sicherer wurde er seiner Sache, daß er sie schon gesehen. Zu Haus vielleicht? ... Nein, an zu Haus hatte er nur trübe Erinnerungen: Die Mutter war früh gestorben, aus Kummer über den Mann, der sein Hab und Gut verspielte. Nie, und wenn er hundert Jahre alt wurde, konnte Joseph vergessen, was für ein Herzeleid es war, wenn ein Stück Wiese und Wald nach dem andern verkauft werden mußte, und nach und nach das beste Vieh aus den Ställen verschwand. Endlich wurde der Vater krank und nun nahm die Gundl die ganze Wirthschaft in die Hand. Sie war erst vierundzwanzig Jahre alt — vier Jahre älter als Joseph — aber kommandiren konnte sie, wie eine Alte und that es so, daß Nandl und Joseph aus dem Hause gingen. Gundl nahm einen Knecht und arbeitete

für Zwei, und da sich der kranke Vater um nichts mehr kümmerte, wurde sie immer eigenwilliger und Joseph fürchtete sich immer mehr vor ihr. Das letzte Mal war er nach Hause gekommen, als der Vater starb, aber er hatte allen Heiligen gedankt, als er der Heimat wieder den Rücken kehren konnte. Hatte er das junge Mädchen etwa damals gesehen? ... Nein, es war tief im Winter, die Wege waren verschneit, Jeder blieb in seinen vier Pfählen, selbst zum Begräbniß waren nur die nächsten Nachbarn und Freunde gekommen. Nachher, das heißt im Lauf der letzten zwei Jahre, war Joseph nicht im Zwergerhof gewesen. Michel, der ältere Bruder, der seine Militairzeit abgemacht — einen Stellvertreter hatte er sich nicht kaufen können — war nach Hause gekommen und hatte sein Erbe angetreten. Er war ein hübscher, munterer, fleißiger Bursche, hatte sich mit der Gundl zu stellen gewußt, und war eben im Begriff gewesen, eine Reiche aus der Jachenau zu heirathen, als er krank wurde und starb. An der Lungenentzündung, sagte Schwester Gundl, aber Nandl, die seit Jahresfrist durch Krankheit gezwungen war, wieder zu Hause zu sein, hatte Joseph vertraut, daß Michel an einem Messerstich gestorben war, den er bei einer Schlägerei in der Jachenau von seinem Nebenbuhler erhalten.

Dieser Todesfall hatte Joseph's friedlichem Leben ein Ende gemacht; seit sechs Wochen lebte er wieder

auf dem Zwergerhofe, sollte Bauer sein — und verstand sich nur auf seine Knechtsarbeit, sollte Hausherr sein — und fürchtete sich vor den Augen und der Stimme seiner Schwester. Aber Gott und die Heiligen hatten es so gewollt ... er mußte sich fügen ... ob es ihm leicht oder schwer wurde, war nicht seine Sache ... Darauf kam es jetzt übrigens nicht an ... er wollte nur wissen, wo er das Mädchen mit den braunen Augen schon gesehen haben könnte.

Die Messe war zu Ende gegangen, ohne daß ihr Joseph auch nur einen Augenblick gefolgt wäre. Der Frauenchor stimmte das alte Marienlied an:

„Mutter der Barmherzigkeit,
Trost der Waisen,
Alles Lob der Menschlichkeit
Soll Dich preisen!“

Auch das braunäugige Mädchen fiel ein und wie vorhin ihr Blick, so weckte jetzt ihre Stimme eine unklare Erinnerung in Joseph's Seele. Mit beinahe schmerzhafter Anstrengung hielt er sie fest ... er wußte, daß er von diesem vollen, weichen Alt dieselbe Melodie, dieselben Worte gehört hatte ... aber wann und wo?

„Himmlische, beseele mich,
Kann ein Leben ohne Dich
Leben, Liebe heißen?“

sang das Mädchen und plötzlich war es, als ob sich ein Nebel vor Joseph's Augen zertheilte.

„Censi!" flüsterte er unwillkürlich, indem er sich vorbeugte. Sie sah sich flüchtig um, und streifte ihn mit einem Blick, von dem Joseph nicht wußte, ob er Erstaunen oder Unwillen über die Störung ausdrückte. Dann senkte sie wieder den Kopf auf ihr Buch und sang weiter.

Joseph erschrak. Was mußte sie von ihm denken? Gundl hatte Recht — das hatte sie ja immer! — er war verwildert auf der Alm, wußte nicht mehr, was sich gehört, redete, wo er schweigen, und schwieg, wo er reden sollte. Nicht einmal zuhören konnte er, wie es in der Kirche Brauch ist! Aber er wollte sich jetzt zwingen und stimmte leise ein in das Lied, das heißt, er brummte die Worte vor sich hin ... es half ihm jedoch nichts! die Gedanken und Erinnerungen ließen sich nicht verjagen ... sie waren zu lange Zeit seine einzige Gesellschaft gewesen.

Jetzt erzählten sie ihm von seinem ersten Zusammentreffen mit Censi, das auf einmal so deutlich vor ihm stand, als ob es erst gestern gewesen wäre; und doch waren seitdem beinahe fünf Jahre verflossen und das blasse, hagere Kind, das er damals gesehen, hatte sich in das schöne Geschöpf verwandelt, welches hier vor ihm kniete.

Es war im Herbst. Joseph, der schon mit dem Vieh von der Alm zurückgekommen, ging eines Tages für den Einödbauer nach Walgau. Das Wetter war

schlecht und wurde immer schlechter. Es regnete, schneite, stürmte, und die Wolken, die sich von den Bergen niederwälzten, hüllten Alles in tiefe Dämmerung. Wer heut' irgend konnte, blieb gewiß unter Dach und Fach, selbst Joseph war froh, als er von dem steil abfallenden, schlüpfrigen Waldwege auf die Fahrstraße einbog, die von Walchensee heraufführt.

Zu seiner Verwunderung sah er hier eine zierliche Frauengestalt vor sich hergehen, die sich mühsam gegen Wind und Regen anstemmte. Als er näher kam, bemerkte er, daß ihr Kopftuch zurückgefallen war; ihr Haar und ihre Gewänder flatterten. Plötzlich schrie sie auf und fiel zu Boden. Mit zwei Sprüngen war Joseph an ihrer Seite, hob sie auf und fand, daß sie ein halbes Kind war, höchstens fünfzehn Jahre alt. Die kleine Gestalt zitterte wie im Fieber.

„Mein Fuß! ... ich kann nicht auftreten," sagte sie mehr unwillig als klagend, indem sie sich auf den nassen Steinhaufen sinken ließ, der neben ihr lag, und ihre großen braunen Augen sahen Joseph halb scheu, halb trotzig an.

Auf seine Fragen erfuhr er, daß sie einen Brief des Waldbauern in Walchensee zum Förster in Walgau zu bringen habe, und als er sich wunderte, daß sie bei solchem Malefizwetter unterwegs sei, antwortete sie:

„Meine Mutter ist arm, wir müssen verdienen, was wir können ... Jetzt kann ich freilich nicht fort!"

fügte sie kleinlaut hinzu. Von ihrer Armuth hatte sie mit einem gewissen Stolz gesprochen.

„Deinen Brief will ich schon besorgen, ich gehe nach Walgau," sagte Joseph, „aber was wird derweilen mit Dir?"

„Ich bleib' hier sitzen und wart' auf Euch, bis Ihr wieder kommt, und mir Bescheid bringt," antwortete sie.

Joseph schüttelte den Kopf.

„Das geht nicht!" sagte er. „Ich hab' eine Weile in Walgau zu thun ... Du holst Dir den Tod, wenn Du so naß hier sitzen bleibst. Nein, ich trag' Dich in die Sägemühle hinauf, die ist kaum eine Viertelstunde von hier, da kannst' Dich trocknen und in Ruh' auf mich warten."

Einen Augenblick sah ihn das Mädchen prüfend an, dann ließ sie's geschehen, daß er sie in die Höhe hob und schlang den Arm um seinen Nacken. Sie zitterte noch immer.

„Hast' arge Schmerzen?" fragte er.

„'s wird schon vergehen!" antwortete sie in ihrer trotzigen Weise.

„Von Walchensee bist'?" fing er nach einer Pause wieder an, „wie kommt's, daß ich Dich nicht kenne? ... ich bin vom Zwergerhof, der Joseph."

„Da bist schon fortgewesen, als meine Mutter wieder hingezogen ist ... Meine Mutter wirst' schon kennen, die Holder Nanny."

„Freilich, die kenn' ich!“ antwortete er, dann schwiegen Beide, bis die Sägemühle erreicht war.

Der Sägemüller lag krank und ließ sich von Niemand sehen, aber der Knecht und die alte Magd versprachen für die Kleine zu sorgen, deren Knöchel dick angeschwollen war, und Joseph setzte seinen Weg fort.

Es war spät am Nachmittag, als er zurückkam; der Regen hatte aufgehört, der Wind jagte die Wolken über das Gebirge, aber auch bei diesem bessern Wetter schien ihm der Weg nach Walchensee zu anstrengend für seinen Schützling und mit einem wohlüberlegten Plan, wie dem Mädchen geholfen werden könnte, trat er in die Sägemühle ein.

Hier war Alles wie ausgestorben, Flur, Stube und Küche leer; endlich fand er die alte Magd im Hofe, wo sie auf Holzschuhen umherklapperte und allerhand Geräth wie im Zorn durcheinander warf. Auf seine Frage nach dem Mädchen brach dieser Zorn denn auch in lichten Flammen aus.

„Die Censi, die wilde Katz'?“ rief die Alte, „fortgelaufen ist sie . . . will draußen auf Dich warten.“

„Fortgelaufen, mit dem Fuß . . . und draußen warten, naß wie es ist! . . . was habt Ihr denn dem Kind gethan?“ fragte Joseph.

„Gethan!“ wiederholte die Alte, „wer soll ihr denn was thun? Ein hochmüthiges Ding ist's, das keinen Spaß versteht . . . und Spaß müssen sich doch

ganz andere Leute gefallen lassen! Mir kommt sie nicht wieder und dem Michele auch nicht ... das kannst' ihr sagen ..."

Mehr hörte Joseph nicht. Er war kein Hasenherz, aber eine keifende Frauenstimme trieb ihn in die Flucht. So schnell er konnte, ging er die Fahrstraße nach Walchensee hinunter. Je tiefer er kam, um so stiller wurde die Luft, nur durch die Baumkronen zog noch ein leises Rauschen, und deutlich hörte man das Tropfen der Zweige und das Rieseln zahlloser, vom Regen gespeister Wasserrinnen.

Nach einer Weile mischte sich noch ein anderer Klang in dies Getön. Joseph stutzte — aber er hatte sich nicht geirrt, es war Gesang. Bald hörte er die Melodie und dann die Worte des Marienliedes: „Mutter der Barmherzigkeit," von einer schönen Altstimme gesungen. Jetzt bog der Weg um ein Gebüsch, da saß die Sängerin, eine kleine, graue Gestalt, auf dem Baumstamm zur Seite der Straße. Sie verstummte, als er näher kam, stand auf und hinkte ihm entgegen ... die Censi war's.

„Ich hab's gewußt, daß Ihr mir Bescheid bringt!" rief sie ihm entgegen.

„Ja, warum denn nicht, wenn ich's versprochen hab'!" antwortete Joseph. „Du freilich hast Dein Wort nicht gehalten, hast in der Mühle auf mich warten wollen ... ich hab' sogar gemeint, Du sollst

die Nacht dort bleiben, wegen Deinem Fuß. Die Antwort vom Förster hätt' ich schon nach Walchensee gebracht und auch Deiner Mutter Bescheid gesagt."

„Ich dank' Euch, Joseph, Ihr seid gut!" sagte Censi, „aber in der Sägemühle wär' ich nicht geblieben ... lieber draußen im Wald! ... wenn Ihr wüßtet ..."

„Ich weiß schon," fiel Joseph ein. „Der Michele hat sich einen Spaß gemacht, das ist so seine Art und Jeder muß es hinnehmen."

„Den Spaß nicht!" rief Censi und ihre Augen blitzten. „Ich sollt' nicht auf Euch warten, hat er gesagt, mir brauchte Keiner sein Wort zu halten; ich hätt' nichts zu verlangen und zu suchen, hier nicht und nirgend ... mein Vater wär' ein Tyrolerlump gewesen, ein Wilderer und Pascher, den man erschossen hätt', wie ein böses Thier ..." Sie wendete sich ab, ihre Stimme wurde von Thränen erstickt, und Joseph schob verlegen den Hut hin und her und wußte nicht, was er sagen sollte. Es war so, wie der Michele gesagt hatte ... davon zu reden wäre freilich nicht nöthig gewesen. Nach einer Pause, in der sich Censi verstohlen die Augen getrocknet hatte, sagte sie:

„Gebt mir den Brief, Joseph, ich muß machen, daß ich heim komme."

„Aber kannst' denn bis Walchensee laufen mit dem Fuß?" fragte er mitleidig, indem er ihr den

Brief übergab. „Weißt' was, ich trag' Dich wieder."

„Nein, nein, ich komm' schon hin," sagte sie hastig. „Ihr habt Mühe genug um mich gehabt ... jetzt geht Euren Weg da hinauf ... Ihr habt's weiter als ich. Vergelt's Gott, Joseph!" Mit diesen Worten gab sie ihm die Hand und hinkte fort.

Einen Augenblick sah er ihr nach, dann war er mit wenigen Schritten wieder an ihrer Seite.

„Ich kann's nicht mit ansehen," sagte er „Komm, Censi, komm, ich halt' Dich gut."

Dabei wollte er sie in die Arme nehmen, aber sie riß sich los.

„Nein ich mag nicht! wenn's die Leute sehen, lachen sie mich aus," rief sie. Joseph fühlte sich gekränkt.

„Ich hab's gut mit Dir im Sinn gehabt," sagte er, drückte den Hut fester in die Stirn und kehrte ihr den Rücken. Sie blieb stehen.

„Vergelt's Gott, Joseph, vergelt's Gott!" rief sie ihm nach, aber er sah sich nicht nach ihr um. Dann hörte er ihren ungleichen Schritt auf dem durchweichten Wege und nach einer Weile — als ob sie ihm beweisen wollte, daß der Fuß ihr nicht wehe that — fing sie wieder an das Marienlied zu singen, und seinem Aerger zum Trotz lauschte Joseph auf jeden Ton der schönen, frischen Stimme, bis sie in der Ferne verklungen war.

Seitdem hatte er Censi nicht wieder gesehen, hatte seit Jahren nicht an sie gedacht, aber nun sie hier vor ihm kniete, war ihm zu Muthe, als wären sie Beide alte, gute Freunde und als läge ihm daran, zu wissen, ob sie noch immer so trotzig und hochmüthig wäre, wie dazumal.

Jedenfalls war Joseph noch eben so ungeschickt. Statt sich ihr anzuschließen, als sie die Kirche verließ, und sie auf die alte Bekanntschaft anzureden, begnügte er sich, sie mit einem Kopfnicken zu grüßen, als sie an ihm vorüber ging. Vor der Kirchthür wurde er bald von Diesem, bald von Jenem angeredet, und als er sich endlich nach Censi umsehen konnte, entdeckte er sie in einem der Kähne, die nach der „Post“ hinüberfuhren.

„Komm mit, Joseph, es wird frisch angesteckt!“ rief ihm der Posthalter zu, der eben im Begriff war, vom Ufer abzustoßen, und zur unaussprechlichen Verwunderung Gundl's, die, auf den Bruder wartend, mit einigen Gevatterinnen an der Kirche stand, folgte Joseph der Lockung und stieg in den Kahn.

II.

In der „Post“ war die Nachfeier des Kirchenfestes im vollen Gange. Die beiden Gaststuben, der Flur, die Treppe waren gedrängt voll Menschen, welche große Schüsseln „Vorkost“ verzehrten und einen

Krug Bier nach dem andern leerten. Dazu qualmten die Pfeifen und es wurde geschwatzt, gelacht, gesungen, gejodelt. Hin und wieder kreischte eine Frauenstimme auf, oder eine schwere Faust fiel auf den Tisch, daß die Krüge klirrten.

Joseph hatte keinen Sinn für diese Art von Vergnügen und die heiße, dumpfe Stubenluft nahm ihm den Athem. Sobald er konnte, machte er sich von den Nachbarn los, sah sich nochmals, aber vergeblich, im Flur und im zweiten Schänkzimmer nach Censi um und trat mit dem Bierkrug in der Hand vor das Haus auf die Freitreppe.

Da saß, die er suchte, unter der Bretterlaube drüben am See, sah gerade vor sich hin in's Wasser und aß ein Stück Schwarzbrod. Wenn er jetzt zu ihr ging, ihr zu trinken brachte, das konnte sie nicht abschlagen . . . Wenn er nur erst über den Weg hinüber gewesen wäre und nicht so viele Augen hinter sich gewußt hätte, die verwundert zusehen würden. Und dann das Fragen, was er, der Zwerger-Joseph, mit der Holder Censi zu thun hätte . . . und die Augen der Gundl, wenn sie davon hörte.

Und warum saß wohl das Mädchen so allein, als ob ihr Alles aus dem Wege gegangen wäre? Aber war sie nicht vielleicht fortgegangen aus dem wüsten Lärm, so gut wie er es gethan? Er schämte sich seiner Bedenklichkeiten, faßte sich ein Herz und

war im Begriff zu ihr zu gehen, als ein unbekannter Jäger in der landesüblichen Joppe, kurzer, schwarzer Hose und grünen Wadenstrümpfen unter den nackten Knieen, ein junger strammer Bursche, der den Weg von Krün herunterkam, mit schallendem „Grüß Gott!“ an sie herantrat.

Sie fuhr zusammen und sah ihn finster an.

„Nun, kannst' nicht Antwort geben?“ fügte er hinzu, indem er sein Gewehr von der Schulter nahm, an die Wand stellte und sich neben sie setzte.

Sie rückte an das Ende der Bank.

„Was willst von mir?“ fragte sie. „Ich kenne Dich so wenig, wie Du mich.“

„Das ist gefehlt,“ gab er ruhig zur Antwort, „ich kenne Dich gut genug. Du bist die Holder Censi und dienst, seit Deine Mutter gestorben ist, in Altlach beim Förster ... aber ich weiß noch mehr ...“

„Möcht' wissen was!“ rief sie mit einem Lachen, das ihre weißen, schönen Zähne zeigte, und ihre Augen, die so traurig aussehen konnten, blitzten vor Uebermuth.

„Hör' nur zu,“ fuhr der Jäger fort, „ich weiß, daß Du's nicht gut hast ... der Förster hält freilich 'was auf Dich, weil Du fleißig und brav bist; aber die Försterin ist eine böse Sieben und plagt Dich so gut wie alle Anderen ... aber Du hast nicht so viel Geduld, wie die, bist hochmüthig, trotzig und gleich oben 'naus.“

„Was Du Alles weißt!“ spottete Censi. „Wer hat Dich denn geschickt, mich zu vermahnen?“

„Dich vermahnen!“ fiel er lachend ein, „das wär' vergeb'ne Müh', Dich muß man gehen lassen, oder zwingen.“

„Das hat noch Keiner gekonnt,“ sagte sie und warf den Kopf zurück.

„Es hat's wohl noch Keiner versucht,“ meinte der Jäger, „aber komm jetzt! mich verdrießt es, daß Du das trockene Brod kauest. Komm mit herein, da giebt's was Besseres zu essen und ein Bier.“

„Wenn ich das haben will, brauch' ich Dich nicht,“ antwortete Censi.

„Höflich bist grad' nicht!“ rief er gut gelaunt. „Aber sei jetzt gescheidt und komm . . . kannst doch mit mir trinken.“

Sie stand auf und schüttelte die Brosamen von der Schürze.

„Wenn ich Dir aber sag', daß ich nicht mag . . .“

„So sag' ich Dir, daß Du mußt!“ fiel er ihr in's Wort, sprang auf, nahm sie ohne Weiteres in die Arme und schickte sich an, sie in's Haus zu tragen.

Sie wehrte sich stumm und im nächsten Augenblick stand sie wieder auf den Füßen. Joseph war zugesprungen.

„Daß Du sie gehen läßt . . . ich rath' es Dir!“ schrie er mit donnernder Stimme und packte den

Jäger mit seinen Eisenfäusten, daß dieser überrascht die Arme sinken ließ. Joseph war wie verwandelt; seine Augen sprühten, sein Gesicht glühte und wer weiß, was es gegeben hätte, wäre nicht in diesem Augenblick von der einen Seite das Boot des Pfarrers mit dem geistlichen Herrn an's Ufer gestoßen und von der andern die Mittenwalder Post herangerasselt. Die Gegner bezwangen ihre Heftigkeit, der Jäger nahm sein Gewehr wieder auf die Schulter, sagte spöttisch: „Nichts für ungut, Censi, ich hab' nicht gewußt, daß Du einen Schatz hast," und ging den Weg nach dem Urfeld hinunter.

Censi stand da wie mit Blut übergossen und Joseph war nicht besser zu Muth als ihr. Aber noch einmal kam eine ritterliche Regung über ihn, die seine Schüchternheit besiegte.

„Komm, Censi, mit mir willst' doch trinken ..." fing er an. Sie schüttelte den Kopf.

„Nehmt's nicht für ungut, ich kann nicht," sagte sie, „ich hab' nur auf die Post gewartet ... seht, da ist schon der Sepp mit der Medizin für die Försterin, nun muß ich mich eilen, daß ich heim komme."

Wenige Minuten später fuhr ihr Boot über den See, pfeilschnell, in gerader Richtung dem Försterhause von Altlach zu, dessen weiße Mauern vom Waldrand herüber glänzten.

Joseph sah ihr nach, er wußte jetzt, daß sie noch eben so trotzig und hochmüthig war als vor fünf Jahren, aber sie gefiel ihm darum nur noch besser. Wie hatte sie den hübschen, kecken Burschen zurückgewiesen, der sicher gewöhnt war, daß sich die Mädchen viel von ihm gefallen ließen ... und wie begnügt hatte sie dagesessen und ihr trockenes Brod verzehrt, als ob es nichts Besseres gäbe . . . und nun fuhr sie fort, um einer bösen Frau, die sie plagte, gefällig zu sein, während ihre Altersgenossen lachten und scherzten . . . Und wie sie die Ruder führte! kräftig und sicher wie ein Mann, und dabei jede Bewegung leicht und zierlich. Sie war eben anders, als alle Anderen. Warum, hätte Joseph nicht zu sagen gewußt, aber es that ihm wohl sie anzusehen, ihre Stimme zu hören, ihr Thun und Lassen zu beobachten. Als sie in der Ferne verschwand, trat auch er den Heimweg an. Er hätte jetzt mit Niemand sprechen mögen; nicht einmal ein Boot mochte er sich leihen, lieber machte er den Umweg um die kleine Bucht, an deren jenseitigem Ufer das Klösterle und weiterhin, in einer zweiten Bucht, sein Heimwesen lag.

Wie im Traum ging er dahin; plötzlich fiel ihm eine Mahnung der Schwester wieder ein, daß er heirathen müsse, um ein paar fleißige Hände in's Haus zu bringen. Sein Athem stockte. Censi! sagte

ein Etwas in seiner Seele, und ein Schauer ging ihm durch Blut und Nerven.

In welcher Weise er den Rest dieses Tages verlebte, hätte er nie zu sagen gewußt. Er war und blieb wie im Traume; aber nicht wie auf der Alm, wo seine Seele unfaßbaren Schemen nachzog, die gleich den Wolkengebilden aufstiegen und entschwanden. Heute war es immer nur Censi's Gestalt, die vor seinen geistigen Augen lebte und webte. Sie saß ihm gegenüber am Eßtisch und machte das dunkle Zimmer hell; sie schlüpfte vor ihm die Treppe hinauf, als er zu der kranken Schwester ging; sie stand am Brunnen; sie wandelte zwischen den Bäumen des kleinen Gemüsegartens, und während er sie beobachtete, ihr nachsann und nachging, hörte er kaum, was Gundl sagte, gab verkehrte Antworten, oder lächelte stumm vor sich hin.

„Wer weiß, wie viel er getrunken hat!" sagte Gundl zornig zu der kranken Schwester, und als er Abends, außer Stande seine Unruhe zu verbergen, auf den See hinausfuhr und Waldhorn blies, wälzte sie sich voll Unwillen auf ihrem Lager. Sie hatte das „Musikmachen", das ihr immer, wenn es nicht zu kirchlichen Zwecken geschah, ein Dorn im Auge war, für unpassend erklärt, so lange sie um den Bruder Trauer trugen; aber Joseph gehorchte ihr

nicht mehr . . . es blieb nichts Anderes übrig, er mußte heirathen!

Gundl war übrigens nicht die Einzige, der Joseph's Waldhorn den Schlaf raubte. Auch Censi, die nach schwerem Tagewerk eben eingeschlummert war, erwachte und lauschte, als die Klänge erst von Weitem über den See zitterten und dann näher und näher kamen. Der Blasende konnte, ihrer Meinung nach, nur der fremde Jägerbursche sein; von den Einheimischen, das wußte sie, verstand sich Niemand darauf. Wer war nur dieser Mensch, den sie nie zuvor gesehen hatte, und der um sie so gut Bescheid wußte? Den ganzen Tag hatte sie sich mit ihm beschäftigt, hatte — so sehr sie sich dagegen gewehrt — immer und immer das schöngeschnittene Gesicht mit der Adlernase, den frischen vollen Lippen und den hellen, kecken Augen gesehen; hatte immer wieder jedes Wort, jeden Ton seiner Stimme gehört, und war dabei mit sich selbst eben so unzufrieden gewesen, als mit ihm. Daß sie ihn zurückgewiesen, war in der Ordnung; sie sagte sich selbst, daß sie das genau so wieder thun würde. Aber daß sie kein Wort gefunden, ihm seinen Irrthum in Bezug auf den Zwerger-Joseph zu nehmen, sie verstand es nicht, vergab sich's nicht! Was mußte Joseph von ihr denken . . . und der Jäger, der sicher wußte, daß es nicht so war, und nur versucht hatte sie zu reizen! Aber was wollte

er damit? was wollte er überhaupt von ihr? was sollte jetzt das Blasen bedeuten? . . . Seine Worte waren ihr mehr feindlich als freundlich vorgekommen, allein sein Horn sprach nur von Liebe und Sehnsucht, und wie eine Lästerung kam es ihr vor, daß es aus jeder weltlichen Melodie mit kühnen Uebergängen zu den Schlußsätzen des Marienliedes zurückkehrte, das heute in der Kirche gesungen worden war.

„Kann ein Leben ohne Dich
Leben, Liebe heißen?"

klang es ihr im Ohr und mehr als einmal fühlte sie wieder das süße Erschrecken, das sie empfunden hatte, als der Jäger sie an sich riß und sein Athem ihre Wange streifte.

Wer war er nur? Er sah aus wie guter Leute Kind; wie Einer, der gewöhnt ist, auf sich zu halten. Aber nicht nur, daß Alles an ihm von gutem Stoff, neu und sauber war, machte, daß er so stattlich aussah. So groß wie der Zwerger-Joseph war er freilich nicht, aber er hatte breitere Schultern, kräftigere Glieder, elastischere Bewegungen. Censi konnte nicht aufhören sich vorzustellen, wie stolz er den Kopf trug, und wie sich die ganze Gestalt im Behagen der Kraft zu wiegen schien, als er mit festen und doch leichten Schritten am See hinunter ging, während sie nach Altlach hinüber fuhr. Sie war ihm, so lange sie konnte, mit den Augen gefolgt, er aber hatte sich

nicht einmal umgesehen und sie hatte sich gesagt, daß er nichts mehr von ihr wissen wolle.

Nun war er doch wieder da! „Was will er damit? Was bild't er sich ein?" fragte sie sich ein Mal über das andere, und das unruhig klopfende Herz wollte sich mit der Antwort: „was geht's mich an!" nicht zufrieden geben; es fragte weiter: „Ob er ihr wieder begegnen und was sie antworten würde."

Der schöne Jäger saß unterdessen im Wirthshaus zu Urfeld, wo er sich mit seinem Freunde Balthasar, einem jungen Holzhändler, ein Stelldichein gegeben; erzählte, daß er sich in Krün, wo er seit acht Tagen stationirt war, recht wohl befände; schilderte sein Zusammentreffen mit Censi, die es ihm, wie er sagte, mit ihren glänzigen, schwarzen Augen und ihrer wilden Art „angethan" hätte; versicherte lachend: „Ich zwing' sie noch!" und schlief schon längst so fest wie immer, als das Waldhorn verstummte, und endlich auch Censi zur Ruhe kam.

Beim Erwachen war ihr erster Gedanke, ob sie den Jäger heute sehen würde. Jedem Boot, das über den See kam, blickte sie erwartungsvoll entgegen und ertappte sich immer wieder dabei, daß sie den Waldweg entlang spähte, denn auch zu Fuß über Obernach konnte er kommen.

Aber der Tag verging in der gewöhnlichen Abwechslung von Arbeit und Verdruß ... der Jäger

ließ sich nicht sehen. Die Abenddämmerung brach herein; Censi hatte gemolken und trat mit den vollen Milcheimern aus der Stallthür, als eben ein Kahn am Boothause von Altlach landete. Ihr Herz klopfte schneller ... aber es war nur der Zwerger-Joseph, der ausstieg. Mit seinen langen, schwankenden Schritten kam er den Wiesenabhang herauf. Trotz der Abendfrische sah er erhitzt aus, trocknete sich die Stirn und athmete schwer.

„Ist der Förster daheim?“ fragte er nach der ersten Begrüßung.

„Nein, er ist nach Walchensee gefahren,“ antwortete Censi; „ist Euch denn sein Boot nicht begegnet?“

Er gab keine Antwort, sah wie verlegen umher, schien etwas sagen zu wollen und fand die Worte nicht.

„Habt Ihr etwas auszurichten?“ fragte Censi. „Oder wollt Ihr die Försterin sprechen? sie sitzt hinter'm Hause in der Laube.“

„Nein, nein, ich hab' Zeit“, sagte Joseph, „aber da Du von der Försterin sprichst ... ist's wahr, daß sie immer so gar böse ist, Dich plagt und Dir das Leben verleidet?“

„Ich hab' mich noch nicht darüber beklagt,“ antwortete Censi.

„Aber die Leute erzählen davon ... ein Messer soll sie Dir an den Kopf geworfen haben ... und schlagen soll sie auch.“

„Mich nicht!“ rief Censi und wurde dunkelroth. „Und damals mit dem Messer . . . ja, seht, sie ist krank und grillig, und ich bin keine von den Geduldigen. Es hat ein Wort das andere gegeben . . . und das Unglück war, daß der Jägerbursche, der dabei saß, gelacht hat. Da hat sie, die nicht aufstehen und kaum die Hand rühren konnte, ein Messer genommen und mir nachgeworfen.“

„Und hat's Dich getroffen?“

„Ja, ich hab' mich gerad' umgesehen . . . da ist's mir hier an's Kinn geflogen. Die kleine Narbe ist davon.“

„Und Du bist dageblieben . . . Deine Freunde haben's zugegeben . . .?“

„Ich hab' keine Freunde und meine Mutter ist todt,“ sagte Censi mit einem Ton, der Joseph weh that. „Ueberdem bin ich gern in Altlach, die Arbeit kann ich verrichten und bin die meiste Zeit allein . . . mir thut's leid, daß ich nicht mehr lange hier bin . . .“

„Hast' Dich anderwärts verdingt?“ fragte Joseph mit stockendem Athem. Censi schüttelte den Kopf.

„Nein, dazu hab' ich noch nicht das Herz gehabt,“ sagte sie. „Hierher bin ich einmal gewöhnt — drei Jahre bin ich da — und mag nicht gehen bis ich muß. Die Sach' ist nämlich so: der Försterin ihre Schwester liegt an der Auszehrung; seit dem Frühjahr warten sie alle Tag' auf ihren Tod; im letzten

Brief stand, es ging' jetzt schnell zu Ende. Wenn sie stirbt, kommt ihre Tochter, die Theres, hierher und für mich ist dann kein Platz mehr . . . aber ich werd' schon einen finden."

Wieder sah Joseph wie in Verlegenheit von einer Seite zur andern. Endlich faßte er sich ein Herz und sagte:

„Höre, Censi, wenn's so weit ist, daß Du von Altlach fort mußt, komm zu mir auf den Zwergerhof, da sind ein paar fleißige Händ' groß nöthig. Die Nandl ist immer krank und die Gundl kann mit der Arbeit nicht fertig werden. Leicht ist mit der Gundl auch nicht auskommen, aber daran bist' ja gewöhnt ... und der Zwergerhof ist so still wie Altlach ... und ich mein's gut mit Dir, Du kommst, ich verlaß mich d'rauf."

Er streckte ihr die Hand entgegen; sie zauderte. Was sie von Gundl gehört hatte, war nicht lockend, und noch vorgestern hätte sie entschieden Nein gesagt. Aber jetzt aus der Gegend fortgehen, wer weiß wie bald, und wer weiß wie weit ... sie legte ihre Hand in Joseph's Rechte.

„Ich weiß, daß Ihr's gut meint," antwortete sie; „wir wollen's mit einander versuchen."

„Censi! Censi!" rief in diesem Augenblick die Stimme der Försterin; Joseph ließ die Hand des Mädchens fallen.

„Geh', ich will Dich nicht länger aufhalten," sagte er. „Zum Förster komm' ich schon 'mal wieder .... morgen vielleicht. Und noch Eins: von dem, was wir miteinander ausgemacht haben, red'st noch nicht ... ich muß die Zeit abpassen, daß ich's der Gundl beibring'."

Joseph ging. Er sah nicht mehr, wie Censi die Achseln zuckte und die Brauen zusammenzog.

„Der Gundl beibringen ... die Zeit abpassen ... so wenig ist er Herr im Haus!" sagte sie in Gedanken zu sich selbst; „nun, es muß ja nicht sein ... meinethalben braucht er's der Gundl gar nicht zu sagen."

Aber als ein paar Stunden später — Censi war eben in ihr Kämmerchen hinaufgestiegen — das Waldhorn wieder vom Wasser herüber klang, sagte sie sich selbst, daß es doch nirgend in der Welt so schön sein könnte, als am Walchensee, und die Aussicht, im Zwergerhofe zu bleiben, erschien ihr wie ein Glück.

III.

Bis zu Ende der Woche — das Marienfest war Dienstag gewesen — gingen die Tage in derselben Weise hin. Der Jäger ließ sich nicht sehen, aber jeden Abend klang das Waldhorn über den See und tagtäglich fand der Zwerger-Joseph einen Vorwand, in Altlach

vorzusprechen. Donnerstag wollte er wissen, wo ein ehemaliger Jägerbursche des Försters geblieben sei; Freitag brauchte er Rath bei einem Holzkauf; Sonnabend fuhr er zum Fischfang in die Obernacher Bucht, an deren Eingang das Försterhaus liegt, und hatte die Steine vergessen, mit denen die Fische in's Netz getrieben werden, und jedesmal blieb er so lange, bis er Censi wenigstens gesehen hatte. Ihr Anblick war ihm so unentbehrlich wie die Luft, die er athmete.

Am Sonnabend hatte er Glück; der Förster trug Censi auf, Joseph beim Einsammeln der Steine zu helfen. So ging sie denn zu ihm an's Bootshaus hinunter, wo er schon emsig die größten Kiesel auflas.

Sie war freundlich, aber er glaubte in ihrem Wesen etwas Gedrücktes zu bemerken, das ihr sonst fremd war.

„Was ist Dir?“ fragte er, nachdem er sie eine Weile beobachtet. „Hat's wieder 'mal was mit der Frau gegeben?“

Sie schüttelte den Kopf und wendete sich hastig ab. Bei seinem theilnehmenden Ton stiegen ihr Thränen in die Augen.

„Ich bin nur rechtschaffen müde,“ sagte sie dann; „heute früh haben wir gemeint, es würde Regen geben und haben uns geeilt, das Grummet herein zu bringen.“

„Dann plag' Dich jetzt nicht weiter . . . setz' Dich auf den Bootsrand und ruh' aus," meinte Joseph.

„So arg ist's nicht!" antwortete sie; „laßt mich nur . . . ich schlaf' dann um so besser." Sie mußte sich wieder abwenden, und es zuckte um ihre Lippen wie verhaltenes Weinen. Die letzte Nacht hatte sie fast kein Auge zugethan, hatte unablässig darüber nachgedacht, warum der Jäger sich nicht sehen ließ, und wie sie's anfangen sollte, etwas von ihm zu erfahren. Wenn sein Blasen nicht gewesen wäre, hätte sie gewiß nicht mehr an ihn gedacht; aber sobald sie das Waldhorn hörte, war ihr, als ob es seine Stimme wäre, die sie anredete, fragte, Antwort haben wollte . . . Vielleicht wußte Joseph etwas von ihm. Mit unsicherer Stimme fügte sie hinzu:

„Die letzten Nächte hat Einer auf dem See so viel Waldhorn geblasen . . . wißt Ihr vielleicht, wer's gewesen ist?"

Jetzt war's Joseph, der in Verlegenheit kam und sich abwendete.

„Du hast's wohl nicht gern?" fragte er.

„Freilich hör' ich's gern . . . es war gar schön, aber ich möcht' auch wissen, wer bläst."

Joseph schwankte, ob er die Wahrheit gestehen sollte.

„Kannst' Dir Keinen denken?" fragte er, um Zeit zu gewinnen.

„Von hier kann's Niemand sein," antwortete Censi; „auch der Martin von Kochel ist's nicht, der bläst nichts als lustige Stücken und nur, wenn Jeder sieht, daß er es thut ... Ich kann mir nur denken, daß es der Narr, der fremde Jäger ist, der vom Dienstag ... wißt Ihr was von dem Menschen?"

„Was soll ich von ihm wissen?" fragte Joseph, „ich hab' gemeint, daß Du mit ihm bekannt bist."

„Ich hab' ihn nur das einzige Mal gesehen," sagte Censi, „aber wenn er jeden Abend auf dem See fährt, muß er doch hier in der Umgegend sein?"

Joseph schüttelte den Kopf.

„Ich glaub's nicht!" antwortete er, „wenn der Bursche noch hier wäre, hätt' ich ihn 'mal gesehen oder was von ihm gehört. Wenn Dir aber d'ran liegt, zu wissen, wer das Waldhorn bläst ..."

„Nein, Joseph, Mühe geben sollt Ihr Euch darum nicht;" fiel ihm Censi in's Wort. „Im Grunde ist's mir einerlei.

Joseph schwieg; nachdem sie erklärt, es wäre ihr einerlei, hatte er nichts mehr zu sagen, der rechte Augenblick für sein Geständniß war verpaßt. Gleich darauf fand er, daß er Steine genug hätte, dankte Censi und fuhr gekränkt davon, während sie mit dem Gefühl, etwas verloren zu haben, woran ihr Herz hing, zu ihrer gewöhnlichen Arbeit zurückkehrte.

Gegen Abend kam der Regen, der Morgens ausgeblieben war — ein feines Geriesel, das Berge, Vorland und See in graue Schleier hüllte. Dies Wetter war Grund genug für das Stummbleiben des Waldhorns, aber Censi konnte sich lange nicht damit zufrieden geben; Stunden vergingen, ehe das gleichmäßige Rauschen von Wind und Regen sie in den Schlaf sang.

Wind und Regen rauschten fort, als sie am Sonntag Morgen erwachte, aber am Kirchenbesuch ließ sie sich so leicht nicht hindern. Als die nothwendigste Hausarbeit gethan war, hüllte sie Kopf und Schultern in ein großes Tuch und ging nach dem Boothause hinunter. Von ihren Hausgenossen wollte Niemand mitfahren.

Sie löste den kleineren Kahn, stieg ein und wollte eben abstoßen, als sie von einer Stimme angerufen wurde, bei deren Klang ihr Herzschlag stockte. Hastig sah sie sich um . . . sie hatte sich nicht getäuscht; der Jäger trat in das Boothaus und stieg ohne Weiteres ihr nach in den Kahn.

„Grüß Gott, Censi! ich fahr mit,“ rief er in seiner zuversichtlichen Weise, legte — als ob er hier zu Hause wäre — sein Gewehr unter die Bank, setzte sich, nahm die Ruder zur Hand und hatte das Boot, ehe sich Censi nur besinnen konnte, mit kräftigen Schlägen weit hinausgetrieben.

„Ruh' Dich heut' aus, ich bring' Dich schon zur rechten Zeit hinüber," fügte er hinzu.

Es war ihr peinlich so da zu sitzen, aber sie hatte nur das eine Paar Ruder im Boot; so zog sie denn das Tuch zusammen, das ihren Kopf verhüllte, und sah stumm vor sich nieder.

„Ich hab' Dich neulich über den See fahren sehen und muß zugeben, daß Du Dich d'rauf verstehst," fing er nach einer Weile wieder an. „Du scheinst Dich überhaupt auf Alles zu verstehen, nur nicht auf's Freundlichsein."

„Es kommt d'rauf an, wer's verlangt," antwortete sie.

„Bin ich Dir nicht gut genug?" fragte der Jäger.

„Weiß ich, ob Du gut oder schlecht bist!" rief Censi und zuckte die Achseln. „Ich kenn' Dich nicht."

„Hast Recht!" sagte der junge Mann, „aber das soll gleich ein End' haben; hör' zu und merk's Dir: ich heiße Anton Moser, bin gebürtig aus Mittenwald, wo ich ein Häuschen hab' und ein Stück Feld ... um die Jägerei weiß ich Bescheid und bin jetzt beim Förster in Krün. Ich hab' auf dem Hochkopf im Forsthaus übernachtet, geh' nun wieder heim und mach' den Umweg über Walchensee nur Dir zu lieb ... denn Du gefällst mir, wie keine Andere ... und ich geb' keine Ruh', bis Du mein Schatz bist."

Sie wurde roth, aber mehr aus Unwillen, als aus Verlegenheit.

„Wirst schon Ruh' geben müssen!“ rief sie und ihre Augen blitzten ihn an, „denn mir gefällst Du nicht ... nicht ein bischen!“

Er lachte laut auf, aber dann nahmen seine Augen einen weichen, bittenden Ausdruck an, und eben so weich war der Ton, in dem er sagte:

„Censi, red' doch nicht so! Meinst', ich wüßt' nicht Bescheid? So gewiß ich Tag und Nacht an Dich gedacht hab', so gewiß hast Du an mich gedacht.“

Das war zu viel! Und wenn er tausend Mal Recht hatte, zugeben wollte sie's doch nicht.

„Das muß wahr sein, eingebildet bist wie kein Anderer!“ rief sie aus und sah ihn spöttisch an, aber in dem Blick, dem sie begegnete, lag ein so leidenschaftliches Verlangen, daß sie den ihrigen senken mußte.

„Sag' nichts mehr! sag' nichts mehr!“ flüsterte der junge Mann. „Deinem Ableugnen glaub' ich nicht und zugeben wirst mir nichts ... jetzt noch nicht! aber ich warte schon.“

Er beugte sich vor, indem er die tropfenden Ruder still hielt; sie hörte seinen Athem, fühlte seinen Blick und eine seltsame Empfindung, die zugleich süß und herzbeklemmend war, kam über sie. Aber sie wehrte sich noch immer.

„Wenn Du müd' bist, will ich die Ruder nehmen," sagte sie nach einer Weile.

Statt aller Antwort trieb er den Kahn wieder vorwärts. Ein paar Mal hob Censi die Augen auf, ließ sie aber vor seinem fest auf sie gerichteten Blicke gleich wieder sinken. Stumm kamen sie an's Ufer; der Jäger sprang aus dem Boot und wollte Censi die Hand reichen, aber sie verschmähte seine Hülfe und schlug nach flüchtigem Gruß den Kirchweg ein. Ob er ihr folgte? Umsehen wollte sie sich nicht, obwohl ihre Neugier groß war. Auch in der Kirche sah sie sich nicht um ... es war schlimm genug, daß sich der Gedanke an ihn in ihr Singen und Beten eindrängte.

Zum ersten Mal im Leben erschien ihr der Gottesdienst lang. Sie athmete auf, als sie die Kirche verlassen konnte; aber vergebens suchte sie in der kleinen Schaar, die sich dem Regen zum Trotz zur Messe eingefunden hatte, nach der einzigen Gestalt, die ihr im Sinne lag. Sie war so ganz in diesen Gedanken versunken, daß sie den Zwerger-Joseph erst erkannte, als er sie anredete.

„Grüß Gott!" sagte er, „nun, Du bist ja mit dem Jäger herüber gekommen ... hast vielleicht in Erfahrung gebracht, ob er es war, der das Waldhorn geblasen hat?"

Im Ton dieser Frage lag etwas, das Censi verletzte. Was fiel dem Joseph ein, daß er sie meistern wollte? Noch war sie nicht bei ihm im Dienst, und wenn er so mit ihr redete, ging sie ihm nicht über die Schwelle.

„Ich hab' nicht danach gefragt," antwortete sie und ließ ihn stehen.

„Sie hat nicht danach gefragt ... sie macht sich nichts d'raus ... so wenig als aus mir ... der fremde Jägerbursche ist ihr lieber," sagte Joseph zu sich selbst, indem er schweren Herzens den Heimweg antrat.

Am folgenden Morgen hatte der Regen aufgehört, Censi sah ein Boot mit Gundl und Joseph über den See fahren; sie erkannte die Insassen, aber was kümmerten sie die Beiden? Anton Moser, der Jäger, beschäftigte ihre Gedanken. Bald machte sie sich den Vorwurf, gar zu abweisend gegen ihn gewesen zu sein, bald trieb ihr die Erinnerung an seine kecke Art das Blut in die Wangen, und wenn sie sich eben gelobt hatte, den Uebermuth des jungen Mannes nicht zu dulden, hätte sie im nächsten Augenblick Alles darum gegeben, ihn wieder wie gestern sagen zu hören: „so gewiß ich Tag und Nacht an Dich gedacht hab', so gewiß hast Du an mich gedacht."

Im Hause war es heute noch schlimmer als gewöhnlich; die Försterin, von der Gicht an ihren Sessel gebannt, war in übelster Laune, jagte Censi

unablässig vom Keller bis zum Boden, und Censi war zerstreut und machte Alles verkehrt.

Endlich erhielt sie den Auftrag, Bier und Vesperbrod nach dem Schießstande zu tragen, wo der Förster mit einigen Bekannten nach der Scheibe schoß.

Censi machte sich auf; dicht hinter dem Garten führte ihr Weg in duftigen Tannenwald ... Hier war Frieden! Ihr Auge wurde heller, ihr Herz ruhiger je weiter sie ging.

Aber der Weg führte steil bergauf und ihre Last war schwer. Sie wollte einen Augenblick ausruhen, stellte Korb und Krug zu Boden und trocknete sich die Stirn. Da brach etwas durch die Büsche. „Censi!“ jauchzte eine wohlbekannte Stimme, und der Jäger stand vor ihr.

„Censi! Censi! ich halt’s nicht aus,“ fing er an, indem er ihre Hände faßte ... und im nächsten Moment hielt er sie in den Armen. Er zitterte, der starke, kecke Bursche, und zitternd ließ sie’s geschehen, daß er sie an sich preßte und ihr Gesicht mit Küssen bedeckte.

Und dann zog er sie an seine Seite auf den bemoosten Baumstamm, der seitwärts vom Wege lag; sie drückten sich die Hände, sahen sich in die Augen, tauschten jene irren Liebesworte, die Niemand nacherzählt; und die Tannen rauschten sich ihre Freude zu, neugierige Sonnenlichter schlüpften durch die Zweige

oder rieselten an den purpurnen Stämmen nieder; Vögel zwitscherten, Farnkraut und blaublühender Enzian neigten sich flüsternd einander zu und neckische Eichhörnchen warfen Tannäpfel und abgebissene Sprossen auf das glückliche Menschenpaar nieder.

Censi erwachte zuerst aus dem seligen Taumel.

„Weißt' aber auch, wer ich bin?" fragte sie und richtete sich aus seinen Armen auf.

„Freilich, mein schöner, herziger Schatz bist'!" antwortete Anton, während er sie wieder an sich zog und küßte. Sie machte sich sanft von ihm los.

„Laß das jetzt gut sein!" bat sie; „ich möcht' Dir erst Alles gesagt haben. Arm bin ich, wie eine Kirchenmaus, hab' keinen Kreuzer Geld, kein Haus, keinen Hausrath, nichts als die paar Kleider . . . Meine Mutter, die arme Seele, ist krank gewesen so lang ich denken kann und hat mit Nähen und Flicken nur so viel verdient, daß wir das Leben hatten . . ."

„Was frag' ich danach!" fiel ihr Anton in's Wort. „Viel hab' ich auch nicht . . . aber so lang ich arbeiten kann, soll's Dir an nichts fehlen . . . Also laß es gut sein, red' nicht von Dingen, die vergangen sind und Dich traurig machen."

Censi schmiegte sich an ihn; ihr Gesicht erhellte sich jedoch nicht.

„Eins muß ich Dir noch sagen", fing sie nach einer Pause in gepreßtem Tone an. „Mein Vater

ist ein Tyroler gewesen, ein schöner lustiger Bursche, immer voran, wo es was Gefährliches zu verrichten gab. Wildern und Paschen ist sein Liebstes gewesen, bis er sein Herz an meine Mutter gehängt hat. Die hat Alles mit ihm machen können; wenn sie ihn heirathen wollte, hat er versprochen, sich mit Holzhauen und Fremdenführen sein Brod zu verdienen, und sie sind schon beim Pfarrer gewesen, die Trauung zu bestellen ... Sie hat ihn lieb gehabt, wie ich Dich, und wäre mit ihm in seine Heimath gegangen, weil sie bei uns die Tyroler für nichts achten. Da ist er noch ein letztes einziges Mal — wie er gesagt hat — einer Gems nachgestiegen; aber der Jäger hat ihm nachgespürt und hat sein Gewehr verlangt; er hat's nicht geben wollen, hat den Jäger bedroht und der Jäger hat ihn in die Brust geschossen ... Nach zwei Stunden ist er gestorben."

Sie blickte nicht auf, sonst hätte sie wohl bemerkt, wie bleich Anton Moser geworden war.

„Laß es gut sein, Censi", bat er, indem er sie an sich preßte. „Ich hab' das Alles gewußt. Für Deine Mutter war's schlimm, aber unser Glück darf's nicht stören ..."

„Das sagst Du wohl!" fiel ihm Censi in's Wort. „Wenn Du mal hörst, wie sie mich ausspotten, weil mein Vater ein Tyroler gewesen ist ... ein Tyroler Lump, wie sie sagen ..."

Anton fuhr auf.

„Das soll sich Einer unterstehen, wenn ich dabei bin!“ rief er und schlug mit der geballten Rechten auf's Knie. „Jetzt aber denkst nicht mehr daran,“ fuhr er fort. „Jetzt weißt' nur noch, daß ich Dein Schatz bin und Du meiner, was willst' noch mehr?“

Aber der Zauber war gebrochen; Censi fand sich nicht zurück in die erste Liebesversunkenheit. Sie sah umher und ihr Blick fiel auf den Bierkrug.

„Heilige Mutter Gottes! der Förster . . . der wird einen Durst haben!“ rief sie, indem sie hastig aufstand und das Kopftuch zurechtschob. Vergebens suchte Anton sie zurückzuhalten.

„Nein, nein, ich muß gehen . . . hab' schon zu viel Zeit versäumt,“ versicherte sie und sah dabei so ängstlich aus, daß er sie losließ.

„Nun, so helf ich' Dir tragen,“ sagte er mit mühsam unterdrücktem Unmuth.

„Ich ging' lieber allein . . . was soll der Förster denken?“ antwortete Censi.

„Was er will und mag!“ rief Anton und bemächtigte sich des Bierkrugs. „Geh Du nur voran,“ fügte er hinzu; „soll ich Dich nicht im Arm haben, so will ich Dich wenigstens sehen.“

Sie stiegen aufwärts, waren aber noch nicht weit gekommen, als sich von oben Stimmen hören

ließen; es waren der Förster und seine Gäste, die vom Schießstande zurückkehrten.

„Ei Censi, Censi, wo bleibst' denn?“ rief er schon von weitem in vorwurfsvollem Tone. „Hab' gemeint, Du hast uns ganz vergessen!“

„Darfst sie nicht schelten; in solcher Gesellschaft vergeht die Zeit, man weiß nicht wie!“ sagte der Förster von Walchensee mit listigem Augenzwinkern.

„Ja, ja, der Anton Moser versteht's, jungen Mädchen den Kopf zu verrücken!“ rief der Jäger vom Herzogstand, ein lustiger alter Gesell, der gern seinen Spaß machte. „In Mittenwald soll mehr als Eine sein, die sich um ihn die Augen roth weint, und in Tölz und in Kochel ... Er braucht nur vierundzwanzig Stunden an einem Ort zu sein, so hat er alle Herzen am Bändel.“

Anton lachte in seiner übermüthigen Weise.

„Wenn's so wär', ich könnt' nichts dazu!“ gab er zur Antwort. „Hab' mir bis jetzt verdammt wenig aus den Mädels gemacht.“

„Aha, da hörst', Censi, wie er von Euch redet ... laß Dich mit dem nicht ein ...“

Gestern noch hätte sie auf solche Mahnung eine kecke Antwort gefunden; jetzt war sie verstummt und verdummt. Während der Bierkrug im Kreise ging, kniete sie neben ihrem Korbe, senkte das glühende Gesicht so tief sie konnte und packte ihre Vorräthe

aus. Dabei hörte sie, daß der Förster vom Hochkopf, ein alter Mann mit strengem Gesicht und durchdringenden Augen, halblaut zu Anton sagte:

„Wie kommst' eigentlich schon wieder daher? Bleib' Du in Deinem Revier, sonst ...“

„Bin ich bei Euch im Dienst?“ brauste Anton auf.

„Ich seh' gern, daß Jeder bleibt, wohin er gehört,“ sagte der Alte. „Willst' mir nicht folgen, so wirst' schon sehen!“

Anton zuckte ungeduldig die Achseln, schob den Gewehrriemen zurecht und trat auf Censi zu.

„Behüt Gott!“ sagte er und bot ihr die Hand; „laß Dich's nicht kümmern, was die Alten sagen; 's ist der pure Neid, weil sie keinem Mädel mehr gefallen!“ Und während auf diese Worte vielstimmiges Lachen und Protestiren erfolgte, beugte er sich näher zu ihr. „Heut' Abend, wenn's dunkel ist, in Eurem Garten ... daß Du kommst!“ flüsterte er und drückte ihr die Hand so fest, daß sie kaum einen Schrei zurückhalten konnte; dann sprang er in großen Sätzen durch Busch und Kraut den Abhang hinunter und war bald im Walde verschwunden.

„Ein hübscher Mensch, aber einer von Denen, die nur an sich selbst denken,“ fing der Jäger vom Herzogstand wieder an. „Gieb Acht, Censi! trau' dem nicht zu viel.“

„Nein, trau' dem nicht ... gieb Acht!“ riefen einige der Anderen.

Sie war kaum im Stande, sich der Thränen zu erwehren; aber ihr Herr, der Förster von Altlach, kam ihr zu Hülfe.

„Laßt die Censi gehen, die ist brav und gescheidt,“ sagte er; dann fing er ein Jagdgespräch an, und Censi wurde vergessen.

Als aber das Vesperbrod verzehrt war und Censi sich zum Heimgehen anschickte, während die Männer noch ihre Verabredungen für die nächste Zusammenkunft trafen, kam der Förster vom Hochkopf dicht an sie heran.

„Censi, hat Dir der Anton Moser über seinen Vater Bescheid gesagt?“ fragte er, indem er sie mit seinen strengen Augen fast durchbohrte. „Sein Vater, Lorenz Moser von Tölz, ist der Jäger, der Deinen Vater erschossen hat.“

IV.

Das war ein Heimweg! wie ein gejagtes Reh eilte Censi an der Stelle vorüber, wo sie vor kaum einer Stunde mit Anton Moser gesessen hatte, dem Sohne des Mannes, der ihre Mutter in's Elend gebracht und sie selbst, noch ehe sie das Licht erblickt, des Vaters beraubt hatte ... Sie wollte Anton nicht wieder sehen, sie durfte nicht! Denn wie sollte

sie fest bleiben, wenn er ihr in's Auge sah, wenn sie seine Stimme hörte, wenn er sie in seiner ungestümen Weise an sich riß? Bei jedem Geräusch im Dickicht fürchtete sie, ihn daraus hervortreten zu sehen, und lief schneller und schneller, obwohl ihre Kniee zitterten und ihr Athem fast versagte.

Aber sie erreichte das Försterhaus ohne ihm zu begegnen. Die Försterin schalt über Censi's langes Ausbleiben; die Kühe waren nach Hause gekommen und warteten brüllend auf die Melkerin; das Abendessen mußte bereitet, der Tisch gedeckt, der heimkehrende Förster und die Jägerburschen bedient werden. Mechanisch that sie, was ihres Amtes war, hörte sich anreden und gab Antwort, aber sie fühlte sich abgetrennt von dem, was sie umgab.

Endlich war das Tagewerk vollbracht; ihre Hausgenossen gingen schlafen; auch Censi stieg in ihre Kammer hinauf. Als sie die Thür öffnete, löschte der Windzug ihr Licht und sie stand in tiefer Finsterniß. „Heut' Abend, wenn's dunkel ist!" hatte Anton gesagt ... er wartete jetzt im Garten, sehnsüchtig, liebeglühend ... und sie, und sie!

Aufschluchzend warf sie sich auf's Bett und drückte den Kopf in die Kissen. Eine Stimme in ihrem Herzen wollte für Anton sprechen. Was konnte er für seines Vaters böse That? ... Die Heiligen hatten es zugelassen, daß Anton und Censi sich begegneten, daß sie

sich liebten ... vielleicht war's ihr Wille, daß der Haß der Eltern in dieser Weise Versöhnung fand?

Sie richtete sich auf und strich sich das Haar von der Stirne; einen Augenblick war sie in Versuchung dieser Stimme zu folgen, aber nur einen Augenblick. Dann fragte eine andere: „Hast Du vergessen?“ und das vergangene Unglück wurde wieder lebendig; ihre freudlose Kinderzeit, das Siechthum der Mutter, der bittere Mangel, mit dem sie unablässig zu kämpfen hatten, die Unfreundlichkeit der Menschen, die es der Holder-Nanny nicht verziehen, daß sie den „Tyroler“ geliebt hatte und sein Andenken hoch hielt, trotz der Armuth und Unehre, in die er sie gebracht.

Einen Tag vor allen konnte Censi nicht vergessen; den Tag, an dem ihr die Mutter zum ersten Mal ausführlich vom Tode des Vaters erzählt hatte. Die Mutter war kränker als gewöhnlich, glaubte zu sterben und wollte dem Kinde das Einzige hinterlassen, was sie besaß: den Haß gegen den Mörder des Geliebten. „Sie werden Dir einreden wollen, daß Dein Vater im Unrecht gewesen ist,“ hatte sie gesagt, indem sie die Hände der Kleinen in ihre fieberheißen Hände nahm und sie mit glühenden Augen anstarrte. „Glaub's nicht! glaub's nicht! Wäre Dein Vater nur ein Wildschütz gewesen, wie andere, der Lorenz hätt' ihm nicht so aufgelauert. Nur weil ich den Alois lieb gehabt hab', hat er sterben müssen ... der Lorenz hat mich

haben wollen, viele Jahre zuvor, und als ich Nein gesagt habe, hat er eine Andere genommen, eine aus Mittenwald, die ihm ein Haus und Geld zugebracht hat. So konnt' er doch zufrieden sein! Aber er hat uns — dem Alois und mir — unser Glück nicht gegönnt, hat sich vorher gerühmt, daß er noch etwas dazwischen bringen würde, und nachher hat er sich gerühmt, daß es ihm gelungen war ... das darfst' niemals vergessen, Kind! Und wenn ich todt bin, darfst' nicht aufhören zu beten — wie ich jetzt Tag für Tag gebetet hab' — daß die Heiligen den Mörder strafen. Es muß geschehen ... es muß geschehen, wenn's eine Gerechtigkeit im Himmel giebt ... ich hab' ihn verflucht mit Kind und Kindeskind!"

Die Kranke war damals nicht gestorben, aber von Stund' an hatte das Kind und das heranwachsende Mädchen tagtäglich mit der Mutter die himmlischen Mächte angefleht, daß Lorenz Moser's Unthat gerächt werden möge, bis in's dritte und vierte Glied ... Lorenz war todt, war in Wohlstand und Ansehen dahingegangen ... ihn hatte der Fluch nicht getroffen, nun traf er seinen Sohn. „Und mich mit ihm! mich mit ihm! ... o Mutter, Mutter!" rief das Mädchen und rang die Hände.

„Censi! Censi!" klang es in diesem Augenblick von unten herauf. Das war Anton's Stimme. Ohne sich zu besinnen, stürzte Censi an's Fenster und lehnte

sich hinaus; im blassen Mondlicht erkannte sie den Umriß seiner Gestalt.

„Warum bist' nicht im Garten? Das ist schlecht von Dir," flüsterte er; „gleich kommst' oder ich werd' fuchsteufelswild."

Was sollte sie thun? ihn fortgehen lassen, ohne Alles zu sagen? Dann kam er wieder, und das durfte nicht sein; eben so wenig konnte sie ihm das Schreckliche, was sie zu sagen hatte, aus dieser Höhe zurufen.

„Im Garten geht's nicht . . . bleib' wo Du bist . . . ich komm'!" flüsterte sie ihm zu, zog die Schuhe aus, schlich die Treppe hinunter, beschwichtigte den Hund, der im Hausflur bellte, und ging in die Vorrathskammer, die ein Fenster nach der Seeseite hatte. Anton stand da, dem Gitterthürchen zugewendet, durch das er sie erwartete; aber nun hörte er, daß sie hinter ihm das Fenster öffnete und stand ihr mit einer raschen Wendung gegenüber.

„Was soll das heißen? . . . willst' etwa hinter dem Gitter bleiben?" rief er vorwurfsvoll, indem er an den Eisenstäben rüttelte.

„Ach! Anton, wär' nichts als das Gitter zwischen uns!" sagte sie; „Dein Vater . . " Sie konnte nicht weiter sprechen und lehnte sich schluchzend an das Fenstersims. Auch Anton schien im ersten Augenblick vergeblich nach Athem zu ringen.

„Mein Vater!“ wiederholte er dann; „also weißt Du's ... ja, schlimm ist's ... aber wir müssen's vergessen.“

„Vergessen!“ schrie sie auf. „Können wir vergessen, daß mein Vater ermordet ist, und daß es Dein Vater gethan hat?“

„Was red'st' von ermordet sein ... es war wie im Krieg ... oder meinst', daß jeder Soldat, der trifft, ein Mörder ist?“

„So war's nicht, Anton, so nicht!“ klagte Censi. „Aus Bosheit und Eifersucht hat's Dein Vater gethan, er hat sich selbst damit gerühmt ... hundert und hundert Mal hat mir's die Mutter erzählt, und hat den Lorenz verflucht und Alles, was zu ihm gehört.“

Sie verhüllte das Gesicht und schluchzte laut. Anton griff durch die Stäbe, faßte Censi's Hände und zog die Widerstrebende näher an's Fenster.

„Was geht's uns an, wenn sich die Todten gehaßt und verflucht haben?“ fragte er; „wir Zwei haben uns lieb, das kannst' nicht abstreiten und nicht ändern ...“

„Aber ich darf's nicht mehr!“ rief Censi und fühlte zusammenschauernd seinen heißen Athem über ihr Gesicht streichen.

„Was red'st' von dürfen oder nicht dürfen, wo Keins seinen Willen hat?“ antwortete er, und es lag wieder etwas von der alten Zuversicht in seinem Tone.

„Als ich zum ersten Mal mit Dir gered't hab', war mir's nicht um's Lieben ... Die Tochter der Holder-Nanny, die so viel hochmüthig gewesen sein soll, hab' ich sehen und — wenn sie auch so hochmüthig war — mir einen Spaß mit ihr machen wollen. Aber wie Du dagesessen bist, mit Deinem Stück trocken Brod und Deinen glänzigen Augen und Deiner trotzigen Art, wie sie keine Andere hat, ist's ausgewesen mit mir ... Und Du!“ fuhr er nach einer Pause mit ausbrechender Leidenschaft fort, indem er ihre Hände zusammenpreßte, „Du hast mir gesagt — es sind erst wenige Stunden seitdem vergangen — daß Du mich lieb hast wie Deine Mutter den Alois, den Tyroler, der ihrer ganzen Freundschaft nicht recht war. Aber sie hat auf Keinen gehört, als auf ihn ... und so ist's immer mit der rechten Lieb' ... Du freilich ... die Todten rufst' aus den Gräbern und stellst sie zwischen uns!“

Sie machte sich von ihm los.

„Du bist schlecht zu mir!“ stöhnte sie kaum hörbar; aber er verstand sie doch.

„Ich schlecht zu Dir!“ rief er. „O, Censi, Censi, was kann ich für das, was mein Vater gethan hat, und wie läßt Du mich's büßen! ... Komm, Censi, komm heraus zu mir ... wenn ich Dich im Arm hab', wirst's schon merken, daß wir noch immer zusammengehören.“

„Ich darf's nicht, Anton, nie mehr, nie mehr!" rief sie mit einem solchen Ausdrucke der Qual, daß er Mitleid mit ihr fühlte.

„Ja was willst' denn? was soll ich thun?" fragte er sanft.

„Fortgehen, Anton, fortgehen und mich vergessen."

Er schwieg eine Weile, dann streckte er wieder beide Hände in das Gitter; aber sie wich so schnell zurück, daß er in die leere Luft griff.

„Fortgehen soll ich?" sagte er dann und es war ein Gemisch von Zorn, Trotz und Traurigkeit in seinem Tone. „Gut, ich geh' jetzt, aber mit dem Vergessen ist's nichts ... und von Dir lassen thu' ich auch nicht, so wahr ich auf meiner Seelen Seligkeit hoffe. Nur damit Du Dich besinnst und zur Ruh' kommst, geh' ich fort ... wenn Du damit fertig bist, komm' ich wieder. So, nun gieb mir die Hand und behüt' Dich Gott!"

„Behüt' Dich Gott!" wiederholte sie; der Klang der Stimme verrieth, daß sie tiefer in die Kammer zurückgewichen war und vergebens drückte Anton sein Gesicht an das Eisengitter, um die geliebte Gestalt noch einmal zu sehen; die Finsterniß war undurchdringlich. —

„Du bist schlecht zu mir!" flüsterte er; „aber von Dir lassen thu' ich darum doch nicht, das ist mein letztes Wort."

Damit ging er; Censi hörte seine Schritte ferner und ferner, dann wurde Alles still — still und öde,

wie fortan ihr ganzes Leben sein sollte. Andere konnten hoffen und wünschen, wenn sie im Unglück waren; Censi durfte auch das nicht, wenn sie die Grabesruhe der Mutter nicht stören wollte. Zusammenschaudernd, wie von Gespenstern verfolgt, schlich sie in ihr Kämmerchen zurück.

Die Nacht ging schlaflos für sie hin, erst gegen Morgen weinte sie sich in einen unruhigen Schlaf; aber kaum eine Stunde später wurde sie durch lautes Klopfen geweckt. Es war ein Bote, der den Förster zu seiner sterbenden Schwägerin holte. Nun war das Haus voller Unruhe; Jeder hatte zu viel mit sich selbst zu thun, um Censi's verweinte Augen zu beachten, und nachdem der Förster fortgegangen war und die Försterin in ihrer harten Weise dem Mädchen angekündigt hatte, daß sie nun in den nächsten Tagen ihr Bündel schnüren müsse, erschien ihre Niedergeschlagenheit natürlich.

Sie aber war kaum im Stande, über die neue Lebenswendung nachzudenken, sie begriff nur, daß sie fort müsse; wohin sie gehen sollte und ob sie die Entfernung als Heil oder Unheil anzusehen hätte, wurde ihr nicht klar. In diesem Augenblick sagte sie zu sich selbst, daß sie gehen müsse, so weit sie ihre Füße tragen könnten, um von Anton nichts mehr zu sehen und zu hören, und gleich darauf vertiefte sie sich in die Vorstellung, was er sagen würde, um sie zu überreden,

und wie sie ihm antworten müsse ... und dann war es wieder, als ob ihr das Denken verginge und eine dumpfe Qual drückte ihr das Herz zusammen.

Dabei ging sie mechanisch den Tagesgeschäften nach. Das Mittagessen war vorüber; die Försterin schlief; die Jägerburschen waren in den Wald gegangen und Censi räumte die Küche auf, als sie ein „Grüß Gott!“ aus ihrer Versunkenheit weckte und der Zwerger-Joseph zu ihr hereintrat.

„Ich hab' erfahren, daß der Förster an das Todtenbett seiner Schwägerin geholt ist,“ sagte er. „Nun wird er wohl die Theres mitbringen, und ich komme darum, Dir zu sagen, daß es bei unserer Verabredung bleibt.“

Censi starrte ihn an.

„Ach so, die Verabredung, daß ich zu Euch kommen soll,“ sagte sie dann. „Aber wie ist's mit Eurer Schwester Gundl?“

„Die ist's zufrieden;“ rief Joseph und Censi bemerkte, daß er fröhlicher aussah als je.

„Hör' zu, ich will Dir Alles erzählen ... Du red'st nicht weiter davon,“ fuhr er fort, indem er sich auf den Rand des Wassersteins setzte. „Gestern bin ich mit der Gundl in der Jachenau bei der Huber Resi gewesen, hab' ihr einen Heirathsantrag gemacht und bin heimgeschickt worden ... aber heimgeschickt ...“ Er lachte.

„Freut's Euch denn?“ fragte Censi.

„Freilich freut's mich!“ rief Joseph. „Was frag' ich nach der Resi? ... aber weil sie hat den Michel heirathen wollen und ich nun der Bauer bin, hat die Gundl gemeint, es muß sein, und ich bin gegangen. Aber der Resi war wie's scheint mehr am Michel gelegen, als am Zwergerbauer ... ich gefall' ihr nicht und das hat sie rund heraus gesagt ... das ist Eine! die red't wie ihr um's Herz ist.“

Censi antwortete nicht. Was gingen sie die Angelegenheiten anderer Leute an! Nach einer Pause fuhr Joseph fort:

„Daß meine Gundl fuchswild geworden ist, kannst wohl denken; sie ist gar stolz und meint, eine größere Ehr' als auf unsern Hof zu heirathen kann's nicht geben. Das hat sie der Resi vorgehalten, die hat gelacht und da hat die Gundl geschrieen, sie wüßt' wohl, was der Resi den Kopf verdreht hätte ... den Kaspar wollte sie heirathen, der doch mit seinem Messerstich am Tod des Michel Schuld gehabt.“

Censi wurde dunkelroth.

„Ist's wahr? Will das die Resi thun?“ fragte sie hastig.

Joseph zuckte die Achseln.

„Weiß nicht!“ gab er zur Antwort; „möglich ist's schon. So Eine thut was ihr gefällt und fragt nach keinem Menschen. Aber geärgert hat sie sich über

die Gundl, daß sie kreideweiß geworden ist, und hat gesagt: was ich will oder nicht will, geht Keinem 'was an — und Jedem kann's passiren, daß er einen Messerstich giebt ... Dir aber will ich rathen, aus dem Haus zu gehen, wenn Du d'rauf hältst, daß der Joseph heirathet. Mit einem Mann wie er und einer Schwägerin wie Du hätt' jede Frau verspielt, und Keine ist so dumm, daß sie sich da hinein setzt ... Das ist, wie's scheint, der Gundl auf's Herz gefallen. Als ich auf dem Heimweg erklärt hab', ich wollt' nun nichts mehr vom Heirathen wissen, hat sie kein Sterbenswort gesagt, und als ich heut' früh, nachdem ich erfahren, wie's hier steht, den Vorschlag gemacht hab', daß Du als Magd nach dem Zwergerhof kommen sollst, weil die Nandl gar so arg das Reißen hat, ist sie's zufrieden gewesen ... So ist's also abgemacht ... Du kommst."

Mit diesen Worten streckte er ihr die Hand entgegen. Censi schwankte. Durfte sie hier bleiben, wo Anton sie immer wieder zu erreichen vermochte? Aber wenn's ihm Ernst war sie zu finden, und daran konnte sie nicht zweifeln, so spürte er sie auch in der Ferne auf; und wie sollte sie jetzt mit ihrem zerschlagenen Herzen und ihrem gebrochenen Muth unter fremden Leuten für sich sorgen? War's nicht eine Fügung der Heiligen, daß sie in der Nähe bleiben konnte, wo ihr Weg und Steg bekannt und lieb war, und wo sie

in Joseph einen Freund besaß? Ja, Joseph hatte ihr schon zwei Mal wie ein Bruder zur Seite gestanden; ihm wollte sie jetzt ihr Herz erschließen und was er sagte, wollte sie thun.

„Ich dank' Euch, Joseph," fing sie in gepreßtem Tone an, „und weiß, daß Ihr's gut meint; aber ehe ich Ja sagen darf, muß ich Euch 'was offenbaren."

Sie athmete schwer und Joseph bemerkte jetzt, wie blaß sie war; in seiner Freude, sie für sein Haus zu gewinnen, hatte er nicht darauf geachtet.

„Herr Gott, Censi, . . ." fing er an, aber sie hob bittend die Hände auf.

„Fragt nicht, unterbrecht mich nicht!" rief sie. „Schnell muß ich's sagen, sonst bring' ich's nicht über die Lippen. Der Jäger von Krün, der Anton Moser, ist mir nachgegangen und mir hat er gefallen wie Keiner auf der Welt. So war Alles recht und gut, bis ich erfahren hab', daß es sein Vater, der Lorenz Moser, gewesen ist, der meinen Vater erschoßen hat. Ich hab' dem Anton gesagt, daß Alles zwischen uns aus sein muß . . . aber er will nicht von mir lassen . . . nun weiß ich nicht, ob ich im Zwergerhof bleiben darf oder weit fort muß, damit er mich nicht aufspürt . . ."

Censi hatte nicht aufgeblickt, während sie dies sagte, sonst müßte sie die Veränderung bemerkt haben, die mit Joseph vorging. Erst war er roth geworden;

dann legte sich eine erdfahle Blässe über sein Gesicht und der heitere Ausdruck der Augen und des Mundes verschwand, als ob ein Licht erlischt. Auch den veränderten Ton seiner Stimme bemerkte sie nicht, so sehr war sie mit sich selbst beschäftigt.

„Dich nicht aufspüren!“ sagte er, als Censi schwieg. „Der spürt Dich auf, und geht Dir nach, wenn's noch so weit ist . . . Nein, komm' nur auf den Zwergerhof, da will ich schon Acht geben, daß er Dich in Ruh' läßt . . . Du kommst, gelt, Du kommst, ich verlasse mich d'rauf.“

Er reichte ihr wieder die Hand und diesmal schlug sie ein.

„Gewiß, Joseph; sobald die Theres hier ist, komm' ich zu Euch,“ antwortete sie; „Ihr seid so gut . . . wenn ich Euch nur recht zu danken wüßt'!“

Einen Augenblick kam er in Versuchung, sie in die Arme zu nehmen und zu sagen: „Hab' mich lieb, das ist der beste Dank!“ Aber seine Schüchternheit bewahrte ihn vor der Uebereilung. „Jetzt nicht, sie muß sich erst besinnen, muß den Jäger erst vergessen!“ sagte er zu sich selbst und ließ nach kräftigem Druck ihre Hand wieder los. Bald darauf ging er. Die Heiterkeit, mit welcher er gekommen, war dahin; was er im Stillen gehofft, war in die Ferne gerückt; aber das Bewußtsein, die Geliebte trösten und beschützen zu können, half ihm den Schmerz der Täuschung be-

siegen — und überdies hatte er das Gefühl, als stände ihm die leidende, kämpfende Censi näher als die lebensfrohe, übermüthige, die er bisher gekannt.

Als der Abend kam, trieb es ihn wieder hinaus mit seinem Waldhorn. Censi lag schon, erschöpft und doch voll Unruhe in ihrem Bett, als die ernsten, langgezogenen Töne über den See schwebten. Mit einem Aufschrei fuhr sie in die Höhe — war's möglich, daß Anton heute schon wieder kam ... er hatte gelobt ihr Ruh' zu lassen, damit sie sich besinnen könne ... war das Ruhe lassen, wenn er in diesen sehnsüchtigen, herzbewegenden Tönen zu ihr sprach? Wenn sie wissen mußte, daß er da war, wenige hundert Schritte vom Ufer, mit wenigen Ruderschlägen zu erreichen? ... Sie wollte ihn nicht hören, drückte den Kopf in die Kissen und rief die todte Mutter und alle Heiligen zu Hülfe ... vergebens! sie hörte ihn doch!

„Kann mein Leben ohne Dich Leben, Liebe heißen," sagten die Töne. Sie hielt die Unbeweglichkeit nicht länger aus; die heiße dumpfe Luft der Kammer nahm ihr den Athem; wie von unsichtbaren Händen gezogen verließ sie das Lager, ging an's Fenster und stieß es auf. Nur einmal sehen wollte sie ihn!

Da lag der See im Mondlicht silberhell; da schwamm der Kahn sich selbst überlassen und deutlich zeichnete sich der Umriß des Mannes ab, der das Waldhorn in den Händen hielt. Aber Anton war

es nicht. Censi erstarrte das Herz ... auf den nächsten Blick hatte sie Joseph erkannt und die Ahnung, daß er mit seinen Melodien zu ihr sprechen wollte, stieg in ihr auf. Ach! was lag ihr an seinen Grüßen? ... Alle Lieder der Welt, allen Freundeszuspruch hätte sie dafür hingegeben, Anton zu sehen oder auch nur zu wissen, daß er da war ... um ihretwillen da war.

V.

Aber Anton hielt Wort: er ließ ihr Zeit sich zu besinnen. Die Woche verging; Freitag kam der Förster in Begleitung seiner Nichte zurück und Sonnabend übersiedelte Censi nach dem Zwergerhofe.

Joseph war mit seinem Kahn herübergekommen, sie abzuholen; er redete ihr freundlich zu, aber sie hörte ihn kaum. Obwohl sie in Altlach mehr böse als gute Tage verlebt hatte, war ihr zu Muth, als würde sie von einer lieben Heimath losgerissen, und als das Boot in die enge, kleine Zwergerbucht einlenkte, die von dem großen Wasserbecken wie abgetrennt ist, als sie am Ende des eingehegten Pfarrwaldes, zwischen Wiesen und schmalen Feldbreiten die drei einsamen Häuser liegen sah, an denen keine öffentliche Fahrstraße vorüberführt, hatte sie das Gefühl, als ob sie in einen Kerker käme. Diese Empfindung verstärkte sich noch, als sie das baufällige, vom Alter

geschwärzte Haus betrat und von Gundl in Empfang genommen wurde.

„Wie schaust' denn aus?" sagte diese in herbem Tone. „Wo hast' Deine rothen Backen und Deine glänzigen Augen und Dein keckes Lachen gelassen? Wenn's Dir so schwer fällt, hierher zu kommen, hätt'st lieber wegbleiben sollen."

Joseph wechselte die Farbe bei den Worten der Schwester, wußte ihr aber, wie gewöhnlich, nichts zu erwidern. Zu anderen Zeiten hätte sich Censi selbst gewehrt, aber jetzt war ihr Herz zu schwer bedrückt, ihr Sinnen und Denken zu sehr nach einer Richtung in Anspruch genommen, um auf diese und spätere Unfreundlichkeiten Gundl's Gewicht zu legen; was sie an Aufmerksamkeit und Thatkraft aufbieten konnte, nahm das Kennenlernen des neuen Pflichtenkreises in Anspruch.

Es war leicht zu übersehen und Censi war so anstellig, rasch und fleißig, daß Gundl zu ernsten Beschwerden kaum Anlaß fand; aber das ganze Wesen des jungen Mädchens war ihr unangenehm. Censi's Schweigen und Sprechen, ihr Gehen und Stehen, die Zierlichkeit, mit der sie ihre ärmliche Kleidung trug, selbst die Gelassenheit, mit der sie — gegen alle Erwartung — jeden Tadel hinnahm, brachten Gundl von der ersten Stunde an in beinahe feindselige Stimmung gegen sie.

Und trotz alles guten Willens, den Joseph für seinen Schützling hegte, trug er gleich am nächsten Morgen dazu bei, diese Stimmung zu befestigen. Censi sollte in die Frühmesse gehen, um während des Hauptgottesdienstes das Haus zu hüten und der kranken Nandl zur Hand zu sein. So erschien sie denn in aller Frühe in ihrem einzigen Sonntagsanzuge: einem alten schwarzen Rock und Mieder, verwaschener lilla Schürze, gleichfarbigem Halstuch, und den goldbetreßten Hut auf den krausen, braunen Haaren.

„Heilige Mutter Gottes! bist närrisch geworden? so früh am Tage in dem Staat?“ fragte Gundl bissig, als Censi in die Wohnstube kam.

„Ich hab' nur den einen Anzug; er ist noch von der Mutter,“ gab sie ruhig zur Antwort.

„So, auch noch lügen willst'!“ rief Gundl. „Nie ist Deine Mutter in solchem dummen, neumodischen Hut stolzirt; hätt' sich auch nicht für sie geschickt ... was kannst' nicht in der Pelzkappe gehen, die Du von ihr hast?“

Censi war roth geworden.

„Ich hab' nicht lügen wollen,“ sagte sie und es lag etwas von dem alten Trotz in ihrem Tone. „Den Hut hatt' ich vergessen ... es liegt mir aber nichts daran, und wenn Ihr die Pelzkappe lieber seht ...“

Mit diesen Worten wollte sie aus der Thür

gehen, aber Joseph, der mit seiner Morgenpfeife am Fenster stand, drehte sich hastig um.

„Hier bleibst', Censi!“ sagte er mit der Entschlossenheit, zu welcher er sich um ihretwillen schon ein paar Mal aufgerafft hatte. „Magst immer mit dem Hut in die Kirche gehen ... er steht Dir ... Du aber, Gundl, laß Dir gesagt sein: ich hab' die Censi nicht hergebracht, daß Du sie auf Schritt und Tritt meistern sollst. Ist Dir ihre Arbeit nicht recht, so magst es ihr sagen. Im Uebrigen laß sie in Ruh!“

Nach diesen Worten ging er hinaus, schlug die Thür hinter sich zu und stieg, während Censi ihren Kirchgang antrat, mit dröhnenden Schritten in den Oberstock hinauf. Gundl, die abwechselnd roth und blaß geworden war, trat an's Fenster und sah dem jungen Mädchen mit bösen Blicken nach.

„Also der Hut steht Dir . . . und gemeistert werden sollst' nicht!“ sagte sie zu sich selbst. „Der Joseph ist ja wie ausgetauscht! ... Wo hab' ich denn meinen Verstand gehabt, daß ich die in's Haus gelassen hab'? ... aber heraus muß sie wieder mit sammt ihrem Staatshut.“

Von diesem Vorsatz erfüllt, ging Gundl an ihre Sonntagsfeier; sie betete schon zu Haus eine Anzahl von Rosenkränzen, ging dann in die große Messe, versah ihr Amt als Vorsängerin und fühlte sich dadurch wie immer mit neuer Kraft für den Kampf des Lebens begabt.

Und wie immer ließ sie auch heute ihre Umgebung die Wirkungen der Haus- und Kirchenandacht empfinden. Sie würzte das Mittagessen mit so viel Bitterkeiten, daß Joseph, der seine Energie am Morgen erschöpft hatte, in stummem Ingrimm vom Tische aufstand, während die kranke Nandl, ein verkümmertes, einfältig aussehendes Wesen, weinend aus dem Zimmer ging.

Censi hatte die Unfreundlichkeiten, die ihr selbst galten, ruhig hingenommen, aber Gundl's Härte gegen die kranke Schwester empörte sie und flößte ihr den Wunsch ein, die Weinende zu trösten. Sie ging ihr nach und fand sie hinter dem Hause, wo sie auf dem Sägebock saß und verängstigt vor sich hinstarrte.

„Hier darfst' nicht bleiben, der Seewind geht heut' zu stark, der macht Dich wieder krank," sagte Censi. „Komm, ich führ' Dich in's Haus."

Die Kranke erhob sich.

„Ich geh' schon!" sagte sie mürrisch, „aber führen sollst mich nicht ... Die Gundl will nichts von Dir wissen, und wenn ich Dir gut bin, muß ich's entgelten."

Mit diesen Worten hinkte sie fort; Censi zog die Brauen zusammen und ein bitteres Lächeln zuckte um ihren Mund. In demselben Augenblick fiel ein Schatten über den Rasen. Censi stieß einen Schrei aus. Anton war's, der hinter der Holzbiege hervorkam. Sie wollte entfliehen, aber er faßte ihren Arm.

„Censi, was soll das heißen?“ rief er vorwurfsvoll; „ich lauf' von Krün nach Altlach, von Altlach hierher, nur um Dich zu sehen, und nun willst ausreißen?“

„Laß mich gehen, laß mich gehen!“ bat sie, indem sie sich von ihm loszumachen suchte. „Ich hab' Dir's ja gesagt, daß mit uns Alles aus ist.“

„Was? . . . in der ganzen Zeit bist' nicht zu Verstand gekommen?“ sagte er, und seine Augen nahmen wieder den bittenden Ausdruck an, der sie für Censi so unwiderstehlich machte. „Freilich, wenn Du's ertragen kannst, daß wir uns nicht sehen, nichts von einander hören, dann hast Du mich nicht lieb . . . dann ist Alles aus!“ Er ließ sie los und sah finster vor sich nieder.

„Red' nicht so! red' nicht so!“ bat Censi mit aufgehobenen Händen. „Was ich ausgestanden hab', ich kann's nicht sagen . . . aber daran ändern läßt sich nichts . . . Dein Vater und meiner sind's, die uns nicht zu einander lassen.“

„Was gehen uns die Todten an!“ rief er; „die haben ihre Zeit gehabt, wo sie glücklich gewesen sind. Jetzt sind wir an der Reihe . . . und wenn wir's versäumen . . .“

„Sei still! um Gotteswillen!“ fiel sie ihm in's Wort. „Der Herr Pfarrer hat's erst neulich gesagt, daß die Todten sich nicht spotten lassen . . . oder bist'

vielleicht Einer von Denen, die keinen Glauben haben? ... das wär' schrecklich!"

Sie brach in Thränen aus, er trat wieder zu ihr und faßte ihre Hand.

„Censi, sei ruhig," bat er, ich kann's nicht mit ansehen, daß Du weinst ..."

„Laß Du sie nur gehen, dann wird sie schon aufhören," fiel Joseph ein, der eben um's Haus kam und die letzten Worte gehört hatte.

„Was habt Ihr drein zu reden?" rief Anton und seine Augen sprühten. „Gebt Acht, was Ihr thut, mit Euch nehm' ich's noch auf."

„Und ich mit Dir!" sagte Joseph. „Du weißt's wohl noch?"

Mit drohender Geberde trat Anton auf Joseph zu, aber Censi hing sich an seinen Arm.

„Gieb Frieden ... thu's mir zu lieb!" bat sie.

„Was hat er in unsere Sachen drein zu reden?" rief Anton.

„Das will ich Dir sagen," fiel ihm Joseph in's Wort, „einmal bist' hier im Zwergerhof, wo ich der Herr bin, und das Zerren und Streiten nicht sehen mag, und dann hab' ich der Censi versprochen, daß ich sie gegen Dich in Schutz nehmen will ..."

Mit heftigem Ruck machte sich Anton von Censi los, die noch an seinem Arme hing.

„Der soll Dich in Schutz nehmen, gegen mich?“ rief er und lachte spöttisch auf. „Dann freilich hab' ich nichts mehr zu sagen . . . nichts für ungut, Zwergerbauer.“

Mit diesen Worten drückte er trotzig den Hut in die Stirn.

„Anton! Anton!“ schluchzte Censi, aber er achtete nicht darauf und ging fort ohne sie anzusehen.

Sie sank auf einen Baumstamm, der am Hause lag und verhüllte das Gesicht mit der Schürze. Joseph trat auf sie zu und legte die Hand auf ihre Schulter.

„Hab' ich's recht gemacht, Censi?“ sagte er. „Sei jetzt still und fürcht' Dich nicht mehr . . . der kommt nicht wieder.“

Aber Censi schluchzte nur noch lauter.

„Warum habt Ihr ihm das Alles gesagt!“ rief sie vorwurfsvoll. „Nun ist er im Zorn von mir gegangen . . . das hätt' nicht zu sein brauchen.“ Mit diesen Worten stand sie auf und ging in's Haus; Joseph sah ihr in stummer Bestürzung nach.

„Was will sie denn eigentlich?“ fragte er sich selbst. „Ich hab' gemeint, sie will den Menschen nicht mehr sehen . . . aber recht machen kann ich's nun einmal nicht, und ein Narr bin ich, wenn ich mich wieder um 'was kümmere, das mich nichts angeht.“

Den ganzen Nachmittag hielt diese Stimmung an, und als er beim Abendessen mit Censi zusammen

kam, zwang er sich, nicht mehr mit ihr zu sprechen; aber ihr blasses, trauriges Gesicht that ihm weh, und als er am nächsten Morgen vor die Hausthür trat und sie mit demselben Gesicht vom Brunnen kommen sah, konnte er seine Theilnahme nicht länger verstecken.

„Gräm' Dich nicht so, Censi, es macht nichts besser," sagte er.

Sie wurde roth und der Blick, den sie ihm zuwarf, war halb mißtrauisch, halb zornig; aber Joseph sah so treuherzig aus, daß sie besänftigt zur Antwort gab:

„Ihr habt Recht, Joseph ... ich wär' auch nicht so, wenn ich genau wüßt', was ich thun soll ..."

„Das weißt' nicht?" rief er bestürzt, „hast' mir doch schon in Altlach gesagt, daß zwischen Dir und dem Moser-Anton Alles aus sein muß."

„Das ist auch meine erste Meinung gewesen," sagte sie schwerathmend, indem sie die Eimer niederstellte, „und so lang' ich geglaubt hab', daß ich das Richtige thu', hab' ich's besser ertragen . . . aber jetzt . . ."

„Aber jetzt?" wiederholte er, als sie schwieg.

„Jetzt muß ich immer denken, daß der Anton nichts dafür kann, wenn sein Vater schlecht war ... und wenn die Huber Resi den Kaspar heirathen kann, der am Tod von Eurem Michel schuld ist ..."

„Ja, es geschieht gar Manches, was nicht sein

sollt’,“ fiel Joseph ein. Censi sah schweigend vor sich nieder.

„Helft mir,“ sagte sie nach einer Pause, „ich weiß, daß Ihr’s gut meint . . . was Ihr mir anrathet, will ich thun.“

Joseph erschrak; die Verantwortung war zu schwer.

„Nein, Censi, ich kann Dir nicht rathen,“ rief er, „frag’ den Herrn Pfarrer.“

„Das hab’ ich auch schon gedacht,“ erwiderte Censi, „aber ich fürcht’ mich . . . er ist so streng.“

„Du hast ja nichts gethan!“ sagte Joseph, der ihre Besorgniß falsch verstand. „Geh’ nur zu ihm, Censi; wenn er nicht mit Dir zufrieden ist, hast’ doch keine Ruh’,“ und mit einer gewaltsamen Willensanstrengung fügte er hinzu: „Wenn der Herr Pfarrer sagt, daß Du Dich um Das, was vergangen ist, nicht zu kümmern brauchst, geh’ ich zum Anton und hol’ ihn Dir wieder.“

Sie fühlte, daß dies keine Redensart, sondern ein Versprechen war, auf das sie zählen konnte, und das Bewußtsein, in Joseph einen Freund zu haben, drang ihr tröstend in’s Herz. Aber in demselben Augenblick rief Gundl’s unwillige Stimme:

„Censi, wo bleibst’?“ und mit einem dankbar aufleuchtenden Blick, dessen Bedeutung Joseph verstand, ging sie rasch in’s Haus.

Es war merkwürdig, wie die Neigung zu Censi Joseph's Wesen veränderte, oder vielmehr Alles wachrief, was bisher in ihm geschlummert hatte. Um ihretwillen konnte er energisch sein, um ihretwillen wurde er jetzt in seiner Weise zum Diplomaten. Er wünschte, daß sie so bald als möglich mit dem Pfarrer spräche, aber Gundl brauchte nichts davon zu wissen, und ein fehlendes Taschenmesser, ein Andenken vom Vater, gab ihm den Vorwand, sie denselben Morgen noch nach der Pfarre zu schicken. Gundl brummte zwar und meinte, das hätte wohl bis zum Abend Zeit, aber dann war der geistliche Herr selten zu Haus. Mit einem herrischen: „Censi, Du gehst!" schnitt Joseph alle Verhandlungen ab, und schweren Herzens machte sie sich auf den Weg.

Als sie zurückkam, war Joseph beschäftigt, die schadhafte Einfriedigung seines Gehöftes auszubessern, eine Arbeit, bei welcher er den Wiesenpfad, der nach dem Klösterle führt, im Auge behalten konnte. Schon von weitem sah er Censi's schwerem Gange, ihrer gebrochenen Haltung an, daß der Bescheid des Pfarrers ihren Wünschen zuwider lief, und er konnte sich einer eigensüchtigen Freude nicht erwehren. Aber zeigen wollte er sie nicht, wollte seine Hoffnungen verschweigen, bis das Mädchen Zeit gehabt zu verschmerzen und zu vergessen. Mit der Frage:

„Hast' den Pfarrer getroffen? . . . was sagt er?" trat er auf sie zu.

Sie war blaß und athmete schwer, schien aber nicht geweint zu haben und weinte auch jetzt nicht, als sie kaum hörbar zur Antwort gab:

„Es muß Alles aus und vorbei sein! ... der Herr Pfarrer sagt, meine Mutter könnt' nicht ruhig in ihrem Grabe bleiben, wenn ich mich so gegen das vierte Gebot versündigen thät'." Sie schauderte und nach einer Pause fügte sie hinzu: „Ich soll auch nicht mehr an den Anton denken, und hab' versprochen, daß ich nie mehr von ihm reden will ... hört Ihr, Joseph, nie mehr!"

Sie wollte gehen, aber Joseph hielt sie zurück.

„Censi, einem Menschen mußt Du's doch offenbaren, wenn Dir schwer um's Herz ist!" rief er.

Sie schüttelte den Kopf.

„Der Herr Pfarrer sagt, ich soll mich an die Mutter Gottes wenden ... aber mir ist zu Muth, als ob ich auch nie mehr beten könnt'," antwortete sie, und dabei war etwas so Irres in ihrem Blick, daß Joseph von Schrecken und Angst wie gelähmt war, und sie gehen ließ, ohne ihr ein Wort des Trostes oder der Theilnahme sagen zu können.

Und weder im Laufe dieses noch den folgenden Tag gelang es ihm das Versäumte nachzuholen. Censi wich ihm aus, wie sie allen Anderen auswich. Sie war wie abgetrennt vom Leben, arbeitete ganz mechanisch, sprach freiwillig nicht ein Wort, und schien,

wenn sie angeredet wurde, sich nur mühsam auf die Antwort zu besinnen: Ihr Gesicht war blaß, starr; ihr Blick wie nach Innen gekehrt und doch hätte sie Niemand, nicht einmal sich selbst zu sagen gewußt, was in ihr vorging. Wenn sie sich Rechenschaft gegeben hätte, würde sie gemeint haben, es wäre etwas in ihr gestorben.

Vergebens zersann sich Joseph den Kopf, was er thun könnte, um sie diesem Zustande zu entreißen und eines Abends war es ihm unmöglich, seine Sorge um sie stumm zu ertragen. Gegen Gundl konnte er sich nicht aussprechen; sie erklärte in ihrer harten Weise, das Mädchen wäre verrückt, oder im Begriff es zu werden, Joseph hätte die Pflicht, sie so bald als möglich aus dem Hause zu schaffen und Nandl war, wie immer, das gehorsame Echo der Schwester. So nahm er denn Zuflucht zu seinem alten Vertrauten, dem Waldhorn, setzte sich an den Rand des Sees, der im grauen Dunstschleier bewegungslos dalag und begann mit dem Marienlied: „Mutter der Barmherzigkeit," das ihm wie Censi von einer andern Liebe, als der zur Himmelskönigin erzählte.

Censi stand am Herde, als die Weise erklang. Ein Zittern flog durch ihre Glieder, sie erinnerte sich des Abends, als sie diese Töne zum ersten Mal gehört und sie mit klopfendem Herzen für Anton's Liebesgruß gehalten hatte. War nicht Alles in Bezug

auf ihn Täuschung gewesen, wie dies? ... war es nicht auch seine Liebe? ... ja, auch sie!

Censi drückte die gefaltenen Hände auf das ungestüm pochende Herz. „Hätt' er mich lieb gehabt, wie ich ihn', so könnt' er jetzt nicht fortbleiben, ohne nur zu fragen, wie mir's geht,“ sagte sie zu sich selbst. „Oder wenn er mich lieb gehabt hat, so ist's jetzt damit vorbei ... und wer weiß, ob er nicht schon wieder lustig ist mit Anderen, während ich ...“

„Kann ein Leben ohne Dich
Leben, Liebe heißen?“

fragten die süßen Waldhornklänge. „Anton! Anton!“ schrie Censi auf, und brach in Thränen aus.

Als Joseph beim Abendessen mit ihr zusammenkam, sah er, daß ihre Augen verweint waren. Hatte sie etwas von Anton gehört? Als er, während sie den Tisch abräumte, einen Augenblick mit ihr allein blieb, faßte er sich ein Herz und fragte:

„Ist Dir 'was widerfahren, Censi? sag mir's ... ich seh', Du hast geweint.“

Sie schüttelte erröthend den Kopf. Was hätte ihr widerfahren sollen? Er kam nicht mehr, er liebte sie nicht mehr, wie sie jetzt eingesehen hatte. Aber Joseph war gut, das konnte sie heute wieder empfinden und freundlicher als in den letzten Tagen antwortete sie:

„Ueber Euer Waldhorn hab' ich geweint und

das hat mir gut gethan ... Ihr blast so schön, daß ich Euch immer zuhören könnt'."

Nun wurde Joseph roth vor Freude, aber Gundl kam in's Zimmer und das Gespräch hatte ein Ende.

Von diesem Abend an schien sich Censi wieder in's Leben zu finden. Ihre Starrheit und Gleichgiltigkeit verschwanden, sie nahm Theil an den kleinen Ereignissen des Tages, arbeitete emsig wie früher, litt unter Gundl's Härte, war zugänglich für Joseph's Freundlichkeit und wenn er — wie er jetzt häufig that — Abends das Waldhorn blies, hörte er hin und wieder ihre Altstimme halblaut in seine Melodien einfallen. Bei alledem war Censi noch immer blaß und traurig, aber Joseph sagte sich zum Trost, daß wer ein böses Fieber gehabt hat, nicht gleich nach dem Aufhören desselben frisch und fröhlich sein kann wie zuvor.

Er ahnte nicht, wie viel vom Liebesfieber im Blut der armen Censi zurückgeblieben war.

VI.

Einige Wochen gingen in dieser Weise hin. Der September brachte kühlere Tage, die Abende wurden länger. Schon saßen die Bewohner des Zwergerhofes stundenlang beim Lampenlicht; die Frauen nähten oder spannen, Joseph flickte seine Netze, und der sonst so Schweigsame hatte tausend Dinge auf dem Herzen,

die es ihn drängte, Censi mitzutheilen. Aber das gab Gundl nicht zu. Was hatte sich der Zwergerbauer um seine Magd zu kümmern, die nicht viel besser war, als eine Bettlerin? Sie ließ sich's angelegen sein, Beiden diesen Abstand fühlbar zu machen bald durch Prahlereien mit dem frühern Glanz der Zwerger, bald durch hämische Bemerkungen über Censi's Abkunft und Armuth, die das Mädchen tief verletzten.

Ueberhaupt trat Gundl immer rückhaltloser mit ihrer Abneigung gegen Censi hervor. Wäre diese nicht so muthlos gewesen und hätte Joseph nicht immer wieder gebeten: „Halt's aus mir zu lieb ... was soll ich anfangen, wenn Du gehst!“ sie hätte mehr als einmal ihr Bündel geschnürt.

In diese unerquicklichen Zustände fiel eine Botschaft des Einödbauern Martin, bei dem Joseph gedient hatte. Der alte Mann ließ ihm sagen, daß er sehr krank gewesen sei, und ihn in einer wichtigen Angelegenheit zu sprechen wünsche.

Joseph war bereit, dem Boten zu folgen, aber als er in den Garten ging, um sich von Censi, die dort arbeitete, zu verabschieden, wurde ihm das Herz schwer und ihm war, als ob er ihre Hand nicht loslassen könnte.

„Ich denk' wohl, daß ich bis morgen Mittag wieder hier bin,“ sagte er, „bis dahin halt' Frieden mit der Gundl ... und wenn ...“

Er unterdrückte, was er hinzufügen wollte, um ihr nicht weh' zu thun; aber sie hatte seine Meinung errathen und schüttelte bitter lächelnd den Kopf ... von der Seite hatte er nichts zu besorgen.

Und doch hatte ihn seine Ahnung nicht betrogen. Kaum zwei Stunden später — sie grub noch im Garten — sah sie Anton über die Wiese kommen, und ehe sie wußte, ob sie bleiben oder gehen sollte, schwang er sich über den niedrigen Zaun und stand ihr gegenüber. Er war erhitzt, trotz des kühlen Tages und sein Blick hatte etwas Wildes, das Censi erschreckte.

„Ich war unterwegs nach dem Hochkopf," sagte er, „aber auf der Straße nach Walgau hab' ich den Joseph gesehen und da hat's mich hergetrieben."

Mit diesen Worten wollte er ihre Hand fassen, sie litt es nicht.

„Wärst' lieber nicht gekommen," gab sie traurig zur Antwort. „Wir dürfen nicht mehr miteinander reden ..."

„Nicht! hat das vielleicht der Joseph verboten?" fiel er heftig ein. „Wenn der Dir etwa lieber ist, als ich, sag's nur g'rad heraus, dann bist mich los."

Sie zuckte die Achseln und wendete sich ab, hatte aber nicht die Kraft zu gehen. Er trat ihr näher.

„Willst' gleich Antwort geben? was ist's mit Dir und dem Joseph?" flüsterte er mit bebender Stimme.

„Nichts, was Dich angeht," sagte sie.

„Oho! bist ja recht kurz ... aber so lass' ich mich nicht abspeisen," rief er. „Es muß doch 'was sein, sonst bliebst' nicht hier, wo Dich die Gundl schlecht behandelt ..."

Censi rief ihren Trotz zu Hülfe.

„Was hast' Dich darum zu kümmern," fing sie an, verstummte aber, als sie sah, wie sich sein Gesicht verzerrte, und wie er, außer Stande seinen Zorn zu bemeistern, die Fäuste ballte.

„Hast Recht! werth bist's nicht!" stieß er hervor, „aber dumm machen lass' ich mich nicht ... ich weiß, wo Du hinaus willst; Zwergerbäuerin willst' werden ... dafür nimmst' den Joseph und seine beiden Schwestern in den Kauf ... Aber ehe ich das zugeb' ..."

Er faßte ihren Arm und schüttelte sie; sie sah ihn an und brach plötzlich in Thränen aus.

„Plag' mich nicht!" rief sie aus, „ich bin unglücklich genug! Der Herr Pfarrer sagt, daß es Sünd' ist, wenn ich mit Dir red' oder an Dich denk' ... und doch hab' ich Tag und Nacht nur Dich im Sinn!"

„O Du!" jubelte Anton und schloß die Widerstrebende in die Arme. „So hast' mich doch noch lieb ... bist noch meine Censi! ... mein herztausiger Schatz! ... laß doch den Pfarrer reden ... was weiß der vom Liebhaben!" Dabei küßte er ihren Mund, ihre Augen, legte ihren Kopf an seine Brust und hielt ihre zitternde Gestalt fest an sich gedrückt.

„Laß mich gehen!“ bat sie; aber er preßte sie nur fester in die Arme.

„Nein, ich lass' Dich nicht mehr los,“ versicherte er. „Wenn Zwei sich lieben, wie Du und ich, gehören sie zusammen und kein Pfarrer der Welt darf 'was dazwischen bringen ... Aber nun hör' mich an,“ fuhr er ruhiger fort, indem er sich mit ihr auf die Bank unter dem Fliederbusche setzte, der am Ende des Gärtchens steht. „Hier bleiben darf'st nicht; die Leut' reden von Dir und dem Joseph, daß es mich fuchsteufelswild macht ... und ich hab's gesehen, mit was für Augen er Dich anschaut, und hab's mit angehört, wie er die halbe Nacht seine talketen Lieder bläst ... So 'was hat schon Mancher den Kopf verdreht ... und warum willst' Dich von der Gundl schlecht behandeln lassen? ... Ein Mädel wie Du, find't überall einen Dienst ... ich schaff' Dir einen, und zum Frühjahr wird geheirathet. Der Alte am Herzogstand macht's nicht länger, und daß ich an seine Stelle komm', ist so gut wie gewiß.“

Er küßte sie wieder und für eine selige halbe Stunde versank auch für sie, was zwischen ihnen stand. Sie sah in seine Augen, hing an seinem Munde, fühlte das Schlagen seines Herzens, und wie damals im Walde von Altlach nickten Blumen und Gräser dem glücklichen Menschenpaare zu und der Sonnen-

schein, der durch die Fliederzweige schlüpfte, überstreute sie mit goldenen Lichtern.

Und doch war es nicht mehr wie damals, nur ein Abglanz war geblieben ... die Sonnentage des Jahres und der Liebe waren vorüber! Als die Glocke des Klösterle zum Ave Maria läutete, fuhr Censi aus ihrer Trunkenheit auf, und ein Schauer ging durch ihre Glieder. Es war plötzlich grau und kalt geworden; vom Hochgebirge kamen Wolken gezogen und ein ächzendes Rauschen ging über den See.

„Was hast'?“ rief Anton, der fühlte, daß eine Veränderung mit Censi vorging.

„Ich fürcht' mich!“ sagte sie, „und bitt' Dich, geh' jetzt ... wenn uns die Gundl sieht ...“

„Was geht's die an?“ fiel er ihr in's Wort; aber plötzlich besann er sich, die Furcht vor Gundl konnte seinen Wünschen Vorschub leisten. „Hast Recht!“ fuhr er fort, indem er sich erhob, „die Gundl soll uns nicht bereden ... Du mußt fort von hier und ich weiß auch schon wohin. Die Steinhofbäuerin in Walgau braucht eine Magd; mit der red' ich noch heut' und morgen bring' ich Dir Bescheid.“

Er küßte sie zum Abschied, riß sich los und schlug den Weg nach Obernach ein.

Censi sah ihm nach, während er den Wiesenabhang hinaufstieg, und mit jedem Schritt, um den er sich von ihr entfernte, wurde ihr schwerer zu Muth.

Auf der Höhe blieb er stehen, sah sich um und brach in einen lustigen Jodler aus. Sie hätte in die Erde sinken mögen vor Schrecken: „Der Unvorsichtige, Uebermüthige, wie kann er uns so verrathen!“ dachte sie und als er gleich darauf am jenseitigen Abhang verschwand, nahm sie seufzend den Spaten auf und wendete sich dem Hause zu.

„Heilige Mutter Gottes!“ schrie sie auf. Da kam Gundl vom Brunnen her ... sie mußte Anton gesehen haben, gesehen, wie er ihr zuwinkte ... Wenn sie das Joseph sagte oder dem Pfarrer! Aber mußte nicht Censi selbst ihrem Seelsorger beichten, wie sie gesündigt hatte? Seit Anton nicht mehr an ihrer Seite war, drangen alle Zweifel und Gewissensskrupel wieder auf sie ein, dazu die Angst vor Gundl ... mit stockendem Athem trat sie in's Haus.

Aber Gundl machte keine Bemerkung über den Jäger ... vielleicht hatte sie ihn nicht gesehen! Aber dann schien es Censi wieder, als läge etwas Forschendes in ihren bösen Augen, etwas Spöttisches in ihrem Ton.

Es war qualvoll, ihr den ganzen Abend gegenüber zu sitzen, auf ihre Fragen antworten und ihre herben Bemerkungen mit anhören zu müssen ... aber noch qualvoller war für Censi die lange, schlaflose Nacht. Mit starren Augen und klopfenden Pulsen saß sie in ihrem Bette und horchte hinaus. Eins der

Unwetter, wie sie der Herbst diesen Gegenden bringt, war losgebrochen; der Wind heulte, der Regen rauschte, der See schlug donnernd an's Ufer und durch das Toben klang es zuweilen wie ein Schrei, wie eine Wehklage aus der Ferne.

Als sie am andern Morgen in der Milchkammer beschäftigt war, knarrte plötzlich die Thür und Joseph trat ein. Sein Hut, sein Haar, seine Kleider trieften, aber seine Augen glänzten, seine Haltung war straff, sein ganzes Wesen drückte Freude und Zuversicht aus.

„Grüß Gott, Censi!" rief er, indem er ihre Hand schüttelte. „Ich hab' Dich durch's Fenster gesehen und komme gleich zu Dir, denn was ich erfahren hab', geht Dich mit an und Du hast zu sagen, was werden soll."

„Ist's 'was mit dem Anton?" wollte Censi fragen, aber sie unterdrückte die Worte. „Wie naß Ihr seid," sagte sie ausweichend; „geht erst und zieht Euch um."

Er schüttelte lachend den Kopf und setzte sich auf eine Kiste, die am Fenster stand.

„Das thut nicht Noth," antwortete er; „gute Zeitung ist Sonnenschein, heißt's im Sprüchwort. Mir ist so warm um's Herz, da thut das bischen Wasser nichts. Aber hör' jetzt, was mir keine Ruh' läßt, bis ich's Dir gesagt hab', so daß ich in allem Regen hergelaufen bin. Der Einödbauer ist krank gewesen, wie Du schon weißt, und es bangt ihm vor

dem langen Winter, allein mit einem fremden, einfältigen Knecht und der alten Kathrine. Nun macht er mir den Antrag, wieder zu ihm zu ziehen; ich soll, so lang' er lebt, den Hof für ihn bewirthschaften, und wenn er stirbt, soll ich der Einödbauer werden. Das Testament ist schon aufgesetzt ... Nun, Censi, was meinst?" fügte er nach einer Pause hinzu, als sie schweigend vor ihm stehen blieb.

„Was fragt Ihr mich?" antwortete sie; „Ihr müßt' gehen, das versteht sich; aber für mich ist's schlimm."

„Nein, Censi, Du gehst mit! Ich werd' Dich doch nicht hier lassen!" rief er, indem er aufsprang und ihre beiden Hände zwischen seine Hände nahm. Dann fuhr er mit leiser, zitternder Stimme fort: „Censi, ich hab' warten wollen Dir zu sagen, wie mir um's Herz ist, bis Du Zeit gehabt, Dich zu besinnen und Das zu vergessen, was Dir jetzt Kummer macht. Aber der Vorschlag vom Einödbauer läßt das nicht zu ... daß ich Dich gern hab', mußt Du wissen, und nun frag' ich Dich, ob Du mich nehmen und mit mir nach dem Einödhof ziehen willst?"

Sie zitterte und athmete schwer.

„Ihr wißt ja!" flüsterte sie; „mein Herz ist mir wie zerstückt .... ich weiß, daß es keinen bessern, bravern Mann auf der Welt giebt, als Euch .... keinen, der es besser mit mir meint ... aber lieb haben, wie ... wie ..."; ihre Stimme versagte.

„Brauchst den Namen nicht zu nennen," fiel er ihr in's Wort. „Daß Du mich jetzt noch nicht lieb haben kannst, wie den Andern, seh' ich schon ein. Aber da Du ihn nun einmal nicht haben kannst, und ich Dich so lieb hab', so gar sehr lieb, bin ich gewiß, daß Dein Herz sich zu mir finden wird ... Plagen will ich Dich nicht, das versprech' ich Dir bei meiner Seelen Seligkeit. Ich will warten bis Du mir sagst oder bis ich's Deinen Augen anseh', daß Du mich gern hast ... Es fragt sich nur, ob Du so viel Vertrauen zu mir haben kannst, daß Du mich heirathest ..."

Er hatte ihre Hände losgelassen und stand vor ihr, jetzt aber so blaß wie sie, mit eben so ungestüm klopfendem Herzen.

Sie schwieg eine lange Weile. Da war ein Rettungsweg, aber konnte sie ihn einschlagen? War sie ihres Willens so sicher, daß sie ihr Leben an das dieses Mannes knüpfen durfte, der ihr, der schwankenden, herzzerrissenen, sein Glück und seine Zukunft anvertraute? ... „Ich will, ich muß ... Mutter, hilf mir!" sagte sie zu sich selbst; dann schlug sie langsam, mit ernstem, fragendem Blick, die Augen auf und streckte Joseph die Hand entgegen.

Er wechselte die Farbe und stand einen Augenblick wie betäubt; dann zog er das zitternde Mädchen in die Arme, küßte sie sanft auf den Mund und sagte:

„So, Censi, nun bist meine Braut ... und nun sorg' Dich nicht, laß Dir Zeit ... ich hab' Geduld."

Mit diesen Worten ließ er sie los, ging rasch hinaus und stieß beinah mit Gundl zusammen; ihre Augen blickten ihn an, sie sagte jedoch nur: „Bist' wieder da?" und ließ ihn vorüber. Dann aber lachte sie höhnisch vor sich hin. „Seine Braut!" sagte sie zu sich selbst. „Soll mich wundern, ob nicht der Jäger dazwischen kommt!"

„Seine Braut ... seine Braut," wiederholte auch Censi, als sie allein war. Ein Schauder ging ihr durch Leib und Seele, und obwohl sie sich sagte, daß sie das Rechte gethan, ihrem Seelsorger gehorcht, ihre Mutter versöhnt und dem vierten Gebot zu Ehren ihr Herz zum Opfer gebracht hatte, fühlte sie sich wie von neuen Sünden belastet und konnte die Empfindung nicht los werden, einen Verrath an Anton begangen zu haben ... Aber hätte sie ihm denn je gehören dürfen? Selbst an ihn zu denken, sich nach ihm zu sehnen hatte der Pfarrer für Unrecht erklärt ... Und war es nicht wie ein Wunder, daß ihr Joseph gerade jetzt diese neue, stille Heimath bieten konnte ... gerade heute, nachdem sie die Heiligen so inbrünstig gebeten hatte, ihr zu Hülfe zu kommen! Gewiß, es war des Himmels Wille, daß sie sich in den Schutz dieses Mannes begab, der ihr immer, so lange sie ihn kannte, hülfreich zur Seite gestanden hatte. Wenn

sie nur erst im Einödhofe mit ihm war, wo nichts sie an die jetzige Zeit erinnerte, wenn sie für ihn sorgte, mit ihm arbeitete, sich von seiner Liebe und Treue behütet fühlte, mußte sie endlich still und glücklich werden.

Censi entging jedoch nicht Joseph's Zaghaftigkeit der Schwester gegenüber, unter deren Druck er sich wieder fühlte und der er das Vorgefallene verschwieg. Je länger sie darüber nachdachte, um so schwerer wurde ihr um's Herz. Wenn ihm Gundl von Anton's Besuch erzählte, in ihrer Weise erzählte, und er ihr glaubte! ... Censi schoß das Blut in's Gesicht bei dem Gedanken, wie sie Joseph erscheinen mußte, wenn er davon hörte, wenn er sie fragte und sie nichts ableugnen konnte. Nein, sie durfte ihn und sich selbst dem nicht aussetzen; sobald sie ihn wiedersah, wollte sie ihm von Anton's Hiersein erzählen.

„Nur erst fort können!" dachte sie, „nach dem Einödhofe, wo mich Keiner kennt und mir Keiner nachspürt!"

Aber war sie dort sicher? Konnte Anton nicht auch dorthin kommen? Und vor Allem, mußte sie nicht stündlich darauf gefaßt sein, ihn hier wieder zu sehen? Heute war das Wetter zum Glück so schlecht, daß er nicht kommen konnte. Es regnete und stürmte noch immer; bis an den Fuß der Berge hingen die Wolken nieder und die schwarzgrauen, schaumgekrönten

Wellen des Sees verschwammen mit den Dunstschleiern, die vom Winde gepeitscht unabläſſig darüber hinjagten.

Halb bewußtlos starrte Censi vom Stubenfenster aus in das wüste Treiben. Ein dunkles Etwas kam über den See. Anfangs sahen es nur ihre Augen; ihre Gedanken weilten weit davon ab . . . aber plötzlich schrak sie zusammen . . . sie erkannte, daß es ein Boot war, welches hin- und hergeschleudert, bald hoch auf einer Welle lag, bald in den wirren Strudeln zu verschwinden schien. Wer konnte in solchem Unwetter die Fahrt unternehmen? Ein Mann saß in dem kleinen Fahrzeuge, führte die Ruder mit kräftigen Armen und hielt trotz Sturm und Wogendrang seinen Cours dem Lande zu. Er kam näher und näher; Censi erkannte das Boot von Altlach und sah, wie die Wellen von beiden Seiten über Bord schlugen. Noch jetzt — dem Ufer so nah — war der tollkühne Schiffer in Lebensgefahr.

Aber er kam glücklich heran, sprang an's Land und zog den Kahn mit mächtigem Ruck hinter sich her.

Censi brach in einen Schreckensruf aus: es war Anton; er wendete sich dem Zwergerhofe zu . . . aber er durfte nicht herein kommen, durfte Gundl nicht begegnen, durfte nicht in seiner Zuversicht mit Joseph zusammenkommen. Ohne zu wissen, wie sie Dem, was sie fürchtete, begegnen sollte, stürzte Censi zur Thür hinaus.

Als sie Anton erreichte, stieß er eben das Gatterthor des Hofes auf. Den Hut hielt er in der Hand, das Haar hing ihm in nassen Strähnen über das Gesicht und seine Kleider waren mit Schaum bedeckt.

„Um Gotteswillen, wo kommst' daher in dem Wetter!“ rief ihm Censi entgegen.

„Von Altlach, Schatz,“ gab er lachend zur Antwort. „Hatte 'was von meinem Alten beim Förster auszurichten, und dann war's nicht mehr Zeit über Obernach zu gehen. Aber zu Dir mußt' ich heut' ... durch die Hölle in den Himmel!“ Dabei wollte er sie umfassen, aber sie ergriff seine Hände und hielt sie fest.

„Red' nicht so! um Gottes Barmherzigkeit willen, red' nicht so! Ich kann's nicht mit anhören ... bring' mich um, das wär' schon das Beste!“ stieß sie hervor.

„Was ist denn?“ rief Anton. „Was geht Dir heut' wieder durch den Kopf? ... Aber hier draußen im Regen sollst nicht stehen bleiben ... komm!“

Er zog sie fort, dem Hause zu.

„Nein, nein!“ bat sie, indem sie ihn zurückzuhalten suchte. „Der Joseph ist wieder da, mit dem darfst nicht zusammenkommen ... und hör' jetzt ... was Du mir gestern vorgeworfen hast, ist wahr geworden ... Als Du fort gewesen bist, bin ich fast gestorben wegen der Sünd', die wir thun ... und als

der Joseph mich heut' gefragt hat, ob ich ihn nehmen will . . ."

„Hast Ja gesagt?" rief Anton.

Censi neigte den Kopf und ihre Lippen bewegten sich. Anton hörte keinen Laut; Aber er las ihr das Ja vom Munde. Wüthend stieß er sie fort.

„So geh' zu Deinem Joseph!" schrie er, daß es gellend durch den Sturm klang.

Wie ein gejagtes Reh flog Censi dem Hause zu. Gundl stand auf der Schwelle und sah ihr spöttisch lachend entgegen. Als Censi näher kam, trat sie zurück, schlug die Thür zu und schob den Riegel vor.

„Mach' auf!" bat Censi.

„Wart' nur, bis ich den Joseph gerufen hab'," antwortete Gundl, „wenn der Dich und den Jäger hereinlassen will, mag er's thun."

Censi erfaßte die Klinke und lehnte sich gegen die Thür. Sie war dem Umsinken nah'. Im nächsten Augenblick stand Anton an ihrer Seite.

„Sei gut, Censi!" bat er in dem sanften Tone, den sie mehr fürchtete, als seinen Zorn. „Ich war wie toll vor Eifersucht . . . aber sei gut . . . hab' mich wieder lieb!"

Er wollte sie in die Arme nehmen; in Verzweiflung wehrte sie sich dagegen.

„Ich darf's nicht!" rief sie; „geh', geh', ich gehör' dem Joseph."

„Meinst Du?“ höhnte er. „Laß' ihn nur kommen, den blassen Schleicher ... dem will ich's sagen. Mir gehörst', mir allein, jetzt und in alle Ewigkeit ... und wenn er Dich wirklich geheirathet hätt' und ich käm' und sagte: Du bist mein! ... meinst Du wirklich, daß er Dich halten könnt'?“

Er hatte Recht! das fühlte sie deutlich; sie war sein ... war ihm verfallen, ihm und der Sünde gegen das vierte Gebot ... Er faßte ihre Hände, seine Augen bohrten sich in ihre Augen, sein Athem strich ihr leise über Wangen und Lippen ... nun zog er sie an sich, wollte sie küssen.

„Mutter! Mutter!“ stöhnte sie, riß sich los und eilte zum See hinunter.

Anton stürzte ihr nach, aber sie hatte einen Vorsprung gewonnen. Jetzt erreichte sie den Kahn, den die immer höher anstürmenden Wellen umrauschten. Sie sprang hinein, faßte die Ruder, stieß mit aller Macht vom Ufer ab und war im nächsten Augenblick in die wilden Strudel hineingerissen.

Die Wogen drängten dem Ufer zu, Censi stemmte sich dagegen an mit der Kraft der Verzweiflung. Was sie wollte, wohin sie wollte, wußte sie nicht ... nur fort, fort, sich selbst entfliehen und ihm!

„Censi! Censi!“ schrie er ihr nach in Todesangst ... sie hörte ihn nicht mehr. Eine rückprallende Welle riß sie mit fort, dem breiten, brüllend heran=

stürzenden Wogenschwall entgegen. Er faßte den Kahn, der Kahn schlug um ... Censi sank in die Tiefe.

. . . .

Drei Tage später gab der See ihren Körper zurück und aus meilenweiten Umkreisen strömten seine Anwohner herbei, dem schönen Mädchen, das sie im Leben so viel gekränkt hatten, im Tode die letzte Ehre zu erweisen. —

Gleich nach dem Begräbniß ist Anton, der sich an ihrem Grabe wie ein Rasender geberdet, aus der Gegend verschwunden, und man hat nie wieder von ihm gehört. Joseph dagegen hat sich nicht entschließen können nach dem Einödhofe zu gehen; die Erinnerungen an Censi haben ihn in der Heimath festgehalten. Das Erbe des alten Martin ist in andere Hände gekommen, und Gundl, die ihre Schuld gegen die Verunglückte durch zahlreiche Seelenmessen zu sühnen versucht, hat ihren Hoffnungen auf die Wiederkehr des früheren Wohlstandes entsagen müssen.

Joseph hat Censi's Namen kaum noch genannt; er ist immer wortkarger und menschenscheuer geworden und selbst sein Waldhorn kennt nur noch eine Weise: das Marienlied mit den Schlußversen:

„Kann ein Leben ohne Dich
Leben, Liebe heißen?"

Im Verlage von **Heinrich Minden, Dresden** und **Leipzig**, erschien ferner und ist durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Dönninghausen.

Roman in 2 Bänden

von

Claire von Glümer.

Preis elegant geheftet Mark 8. —
„ „ gebunden „ 10. —

Nachstehend einige Besprechungen der Presse:

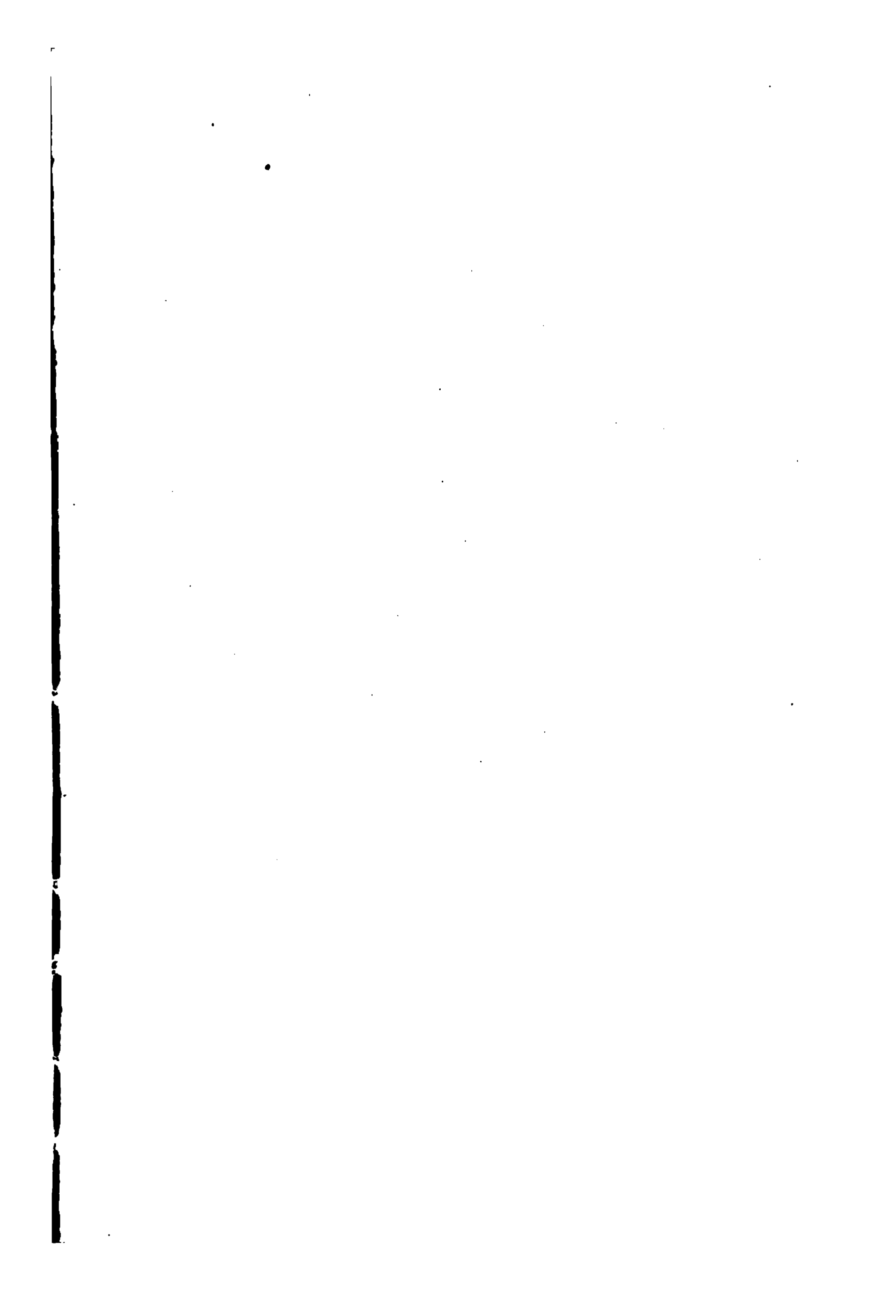
Claire von Glümer, die talentvolle Dichterin, hat uns wiederum mit einem Roman beschenkt, ihre Stärke in der Anmuth der Form, in der psychologisch richtigen Wiedergabe ergreifender seelischer Empfindungen, lassen uns die Helden ihres Romans, sowie die Schriftstellerin selber liebgewinnen. Warm empfehlen wir edlen Naturen diese Dichtung.
(St. Petersburger Herold.)

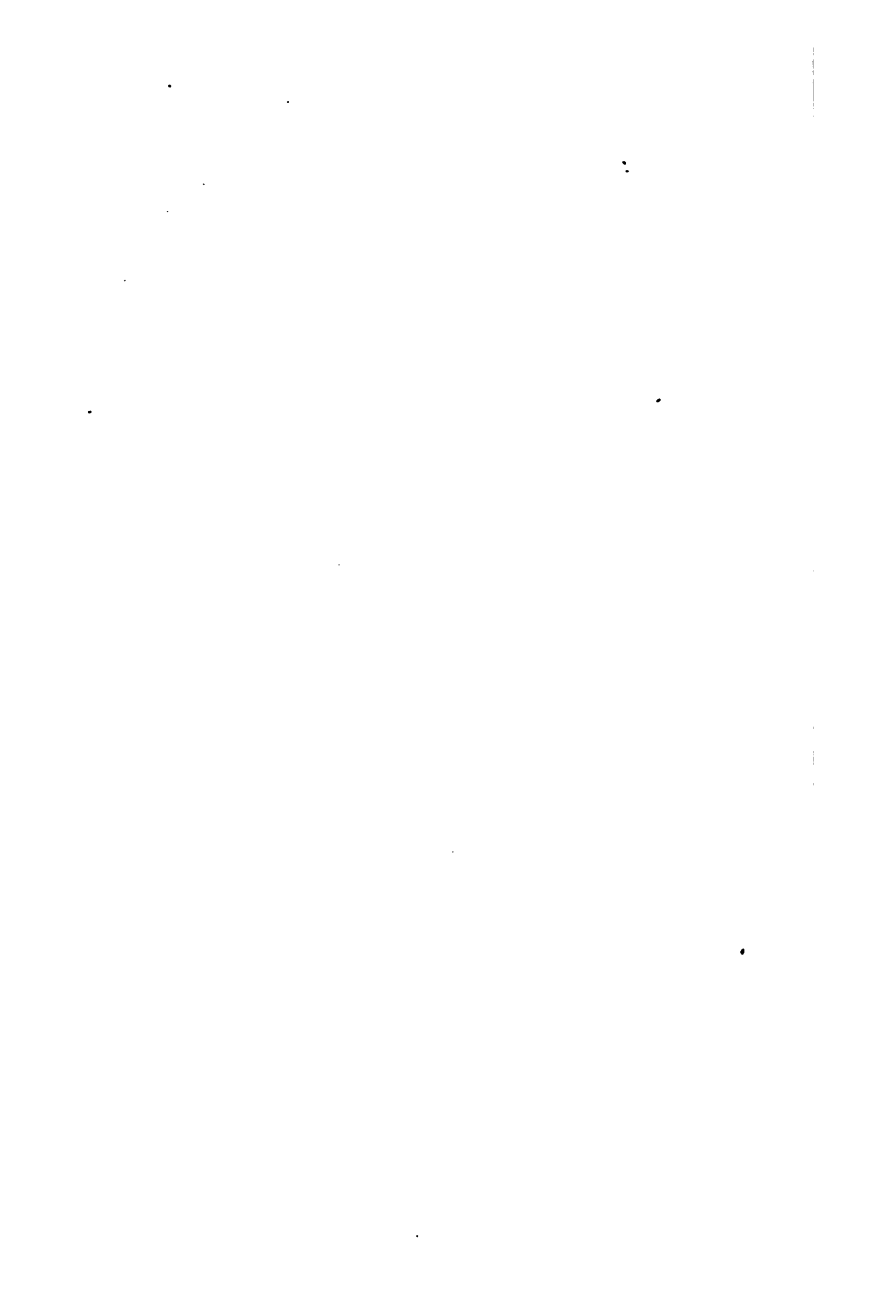
Claire von Glümer veröffentlicht soeben einen neuen Roman in 2 Bänden, „Dönninghausen“ betitelt (Verlag von Heinrich Minden, Dresden und Leipzig). Die hochgeschätzte Verfasserin giebt uns hier einen Familienroman in der besten Bedeutung des Wortes, sie schildert mit lebhaften Farben stimmungsvoll und spannend zugleich das Leben der altadligen Familie „Dönninghausen“. Meisterhaft durchgeführt sind die einzelnen Charaktere, von anmuthender Frische die einzelnen Episoden. Die Ausstattung ist eine vorzügliche. (Süddeutsche Presse.)

Außer den schon vor einiger Zeit besprochenen Romanen und Novellen ist im Verlag von Heinrich Minden in Dresden und Leipzig ein Roman „Dönninghausen“ von Claire von Glümer erschienen. Derselbe ist fesselnd, spannend und bis zum Schluß interessant. Die Charaktere dieses Romans sind auf Grund feiner psychologischer Beobachtung geschildert und auch stylistisch erhebt sich das Buch weit über das Durchschnittsmaß unserer landläufigen Novellistik. (Berliner Börsen-Courier.)

—g. Dönninghausen. Roman in 2 Bänden von Claire von Glümer. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden. Claire von Glümer steht unter den Schriftstellerinnen der Gegenwart unzweifelhaft mit in erster Reihe. Ihren reizenden Erzählungen aus dem Bearn und anderen Werken stellt sich ihr neuester Roman in unverminderter Frische und Gewandtheit der Darstellung zur Seite. Der Schauplatz der Erzählung ist ein adeliges Gut am Harze, und es ist sicher kein Fehler, daß neben den aristokratischen Figuren auch solche aus dem Volke auftreten. Niemand wird es bereuen, diesem Romane einige Stunden zu widmen.
(Braunschweiger Tageblatt.)










MAY 9 1935

